NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06665525 3

Digitized by Google

Gottschalck

EAW

George Wilhelm Emilius von Rüchelle

Wildenfels.

Digitized by Google

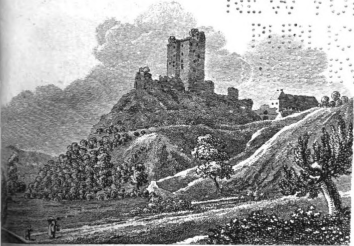
Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands

3799

von

Friedrich Gottschalck

NEW YORK PUBLIC LIBRARY



Arnstein.

Dritter Band.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Halle
bei Hemmerde und Schwetschke. 1820.

Digitized by Google

Die

Ritterburgen

und

Bergschlösser

Deutschlands.

Dritter Band.

Inhalt
des dritten Bandes.

---

42. 43.

Die Gleichen

bei Göttingen.

— — — Versunkenes Gemäuer
Mahlt dem Wanderer oft treuer,
Als ein todtes Buch, die alte Zeit.

C. F. v. Kamiensky.

42. 43.

Die Gleichen.

So heißen zwei Burgen, die, in geringer Entfernung von einander, bei Göttingen auf einer Berghöhe liegen, und in weiter Ferne schon sichtbar sind.

Vor sieben und zwanzig Jahren war es, wo ich sie oft sah, auf ihren morschen Trümmern manchen freudigen Augenblick in der Blüthezeit meines Lebens genoß, und da schon mit innigem Wohlbehagen bei ihrem Anschauen verweilte. Lebendig und frisch schwebt mir ihr Bild noch vor mit allen den lieblichen Träumen und schwärmerischen Empfindungen, welche jene glücklichen Jahre begleiten und welche an dieser Stätte immer so gewaltig in mir aufgeregt wurden. Auch die Landschaft umher liegt noch vor mir ausgebreitet, und die Erinnerung an sie erneuert mir jedesmal das eigene, das herrliche Gefühl, das mich damals bei ihrem Ueberblick stets ergriff. — Sie sind vorüber, jene Tage des jugendlichen, unbefangenen Frohsinns, und seit ihrem Verschwinden zerfielen auch die Gleichen in Trümmern. Von dem einen — es heißt Neuengleichen — sind jetzt nur

noch einige niedrige Mauern übrig, die in funfzig Jahren ein Schutthaufen seyn werden; vom andern — Altengleichen — sah ich damals noch einen hohen Thurm, der im Jahre 1800 auch eingestürzt ist und nun die Burgstätte mit seinen traurigen Fragmenten bedeckt.

Der Berg, welcher Neuengleichen trägt, scheint nur ein Anhang dessen zu seyn, auf welchem Altengleichen steht. Seine Oberfläche ist von geringem Umfange, und die Burg kann nicht groß gewesen seyn. Von einem Graben oder einer umgebenden Mauer ist nichts mehr zu sehen. Sein Gipfel ist so steil, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich war, an ihm hinauf zu reiten, viel weniger zu fahren.

Die Aussicht von Neuengleichen ist sehr ausgebreitet und reich. Gegen Norden und Osten sieht man den Harz und das Eichsfeld. Scharzfeld und Heiligenstadt sind bloßen Augen erkennbar, so wie gegen Westen die Thürme von Göttingen. Ueber Altengleichen weg entdeckt man die Ruinen vom Schlosse Hanstein, das wir schon kennen *), so wie die der Burg Arnstein bei Witzenhausen. In der Nähe liegen viele Dörfer mit großen Edelsitzen, die in fruchtbaren Thälern, von Laubholzwaldungen umgeben, geschützt gegen Stürme und Unwetter, liegen. Dicht an den Fuß des Berges lagert sich das Dorf Gelgehausen.

Von Neuengleichen nach Altengleichen kommt man in wenigen Minuten. Der mahlerischeste Gegenstand,

*) S. 2ter Theil, S. 105.

ten man hier hat, sind die Ruinen von Neuengleichen. Die Umsicht aber ist beschränkt durch hohe Ulmen und Buchen.

Bei guter Jahrszeit werden die Gleichen sehr häufig aus der umliegenden Gegend, und besonders von Göttingern, besucht. Ueberall trifft man Spuren solcher Besuche, welche besonders die studierende Jugend, in Stein geritzt oder in die Rinde der Bäume geschnitten, hinterließ.

Die Geschichte dieser Zwillingsburgen haben einige alte Chronikenschreiber *) auf folgende Art erzählt: Zwei sächsische Grafen von Gleichen hätten sie erbauet und bewohnt. Wegen verübter Räuberei unter Kaiser Otto's IV. Regierung, wären sie in die Acht erklärt und von den Bewohnern der umliegenden Gegend verjagt worden. Otto habe ihre sämmtlichen Besitzungen seinem Berghauptmann, Heinrich von Uslar, geschenkt, und dieser, um des Geschenks ganz gewiß zu seyn, hätte mit einem der vertriebenen Grafen zu Erfurt, im J. 1211, einen Vertrag abgeschlossen, kraft dessen die Grafen allen Ansprüchen auf diese Güter entsagt gehabt. Die Grafen hätten nachher das Schloß Gleichen in Thüringen erbaut, und ihre Nachkommen da gelebt.

Diese Darstellung ist lange Zeit für richtig gehalten und ohne Prüfung nacherzählt worden; jetzt aber weiß

*) Sagitarius in seiner Geschichte der Grafschaft Gleichen, und Specht im Geschlechtsregister der Familie von Uslar.

man, daß sie völlig fabelhaft ist. Einem scharfsinnigen Geschichtschreiber unserer Tage, Herrn Wolf in Nörten, verdanken wir die Aufdeckung ihrer Irrthümer *). Seine vielfachen und mühevollen Untersuchungen brachten folgendes Resultat hervor, das allen Glauben verdient, da es überall beurkundet ist.

Die beiden Gleichen, welche wegen ihrer Gleichheit, ursprünglich in niedersächsischer Mundart, Lychen genannt wurden, gehörten sammt allen umliegenden Dörfern und Gütern im 11ten Jahrhundert, zweien mächtigen Herren, den Grafen Ezike und Elle von Reinhausen, welche Gaugrafen im Leinegau waren. Der erstere starb frühzeitig, der letztere hinterließ vier Söhne und zwei Töchter. Eine derselben, Richenza, wurde von einem Gerold von Immenhausen entführt; die andere, Mathilde, heirathete einen Hermann von Winzenburg aus Baiern. Von den vier Söhnen wurde einer Bischof von Hildesheim, die drei übrigen, Konrad, Heinrich und Hermann, faßten mit ihrer Schwester Mathilde den Entschluß, ihren Stammsitz zu Reinhausen, das nicht gar weit von den Gleichen liegt, nebst allen dazu gehörigen Gütern und Einkünften, zur Gründung eines Stiftes in Reinhausen, das dem heiligen Christoph gewidmet werden sollte, anzuwenden. Es geschah dies auch im J. 1090, und die Gleichen wurden dadurch ein Eigenthum des neuen Stiftes. Aber im J. 1111 schon verwandelte der Sohn Ma-

*) Geschichte d. Eichsfeldes.

thildens — er hieß auch Hermann — das Stift in ein Kloster, setzte den bisherigen Mönch Reinhard als den ersten Abt ein, und verordnete, daß das Schirmrecht darüber immer dem Aeltesten aus der Familie der Grafen von Winzenburg zustehen solle. Diese Grafen starben bald darauf aus, und der Abt Reinhard sah sich, seiner Sicherheit halber, genöthigt, das Schirmrecht einem Degenhard von Bodenhausen zu übertragen. Hatte dieser nicht den Willen, oder fehlte es ihm an Macht, das Kloster zu schützen, kurz, es litt sehr unter ihm. Geistliche und weltliche Nachbarn rissen von den Klostergütern an sich, was ihnen beliebte, oder entrichteten ihm nicht, was sie ihm zu geben schuldig waren. Unter denen, die es am meisten bedrängten, zeichnete sich besonders ein gewisser Bruno von Gelingehausen aus. Er war ein Abenteurer, der in die Gegend gekommen war; man wußte nicht woher, noch wie er eigentlich hieß. Er hatte sich aber in den Besitz der Gleichen gesetzt, in dem darunter gelegenen Dorfe Gelgehausen, das wahrscheinlich von ihm so genannt ward, niedergelassen, und nannte sich von Gelingehausen.

Ob Heinrich der Löwe, der sich für das Kloster Reinhausen sehr interessirte, ihn und seine Nachkommen im Besitze ließ, kann aus Mangel an Nachrichten nicht gesagt werden. Ueberhaupt liegt die Geschichte der Gleichen von hier an bis zum Ende des 13ten Jahrhunderts ganz im Dunkeln. Da tritt sie erst wieder daraus hervor. Man findet hier nemlich eine Familie von Uslar im Be-

size der Gleichen. Wie diese dazu gelangte, ist nicht zu erforschen. Es gab sich zwar im Jahr 1636 der oben erwähnte Specht, Superintendent in Uslar, große Mühe, in einem bedeutenden Quartanten das Uslarsche Geschlechtsregister klar vor Augen zu legen, und die Familie in gerader Linie von einem vornehmen Römer, Ossexlario de Dorocampo, abzuleiten; auch suchte er zu beweisen, daß die Uslar's vom Kaiser Otto IV. mit den Gleichen und den dazu gehörigen Gütern beschenkt worden wären — alles aber auf Kosten der Wahrheit. Sein Buch diktirte die Schmeichelei. Ausgemacht gewiß bleibt es aber, daß die Uslar's am Schlusse des 13ten Jahrhunderts die Gleichen besaßen, und zwar als ein freies Stammgut.

Sie theilten sich in zwei Aeste, welche eine Erbtheilung ihrer Güter vornahmen. Ein Zweig behielt das sogenannte alte Haus Gleichen mit drei Vierteln, der andere das neue Haus mit Einem Viertel der bisher gemeinschaftlichen Güter. Beide Linien lebten aber in steten Zwistigkeiten, und in der umliegenden Gegend trägt man sich noch jetzt mit der Sage, daß sich einmal zwei der Besitzer der Schlösser aus den Fenstern geschossen und richtig auch zugleich erschossen hätten.

Die Folge von diesem steten Hader war, daß die Linie von Altengleichen, der andern zum Possen, ihre ganze Besitzung den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg zur Lehn antrug und von denselben sie wieder empfing. Dafür suchte sich die Neuengleichische dadurch zu

rächen, daß sie die ihrige an Landgraf Ludwig von Hessen, den Friedfertigen, für 8940 Gulden verkaufte. Dies geschah im Jahr 1451. Die Verkäufer, Hans und Ernst von Uslar, begaben sich darauf in das Kloster Reinhausen, und erbauten von dem empfangenen Gelde, vor dem Kloster ein Hospital.

Der Landgraf von Hessen, nun Besitzer von Neuengleichen, räumte bald darauf das Schloß einem von Bodenhausen pfandweise ein. Aber die beiden Burgen lagen einander zu nahe, der Berührungspunkte gab es zu viele, und da hob denn der Zank und Streit von neuem auch zwischen diesen beiden, nicht verwandten Familien, an. Jede Partei suchte bei ihrem Obern Schutz, und da diese Zanksucht gar nicht erlöschen wollte, so kamen endlich Braunschweigsche und Hessische Kommissarien, die durch genaue Bezeichnung der Gränzen der beiderseitigen Besitzungen, den Hauptanstoß unter den streitenden Theilen hinwegräumen mußten.

Die von Bodenhausen erhielten ihre Burg Neuengleichen, so wie die vor derselben erbaute Kapelle des heiligen Christoph, noch eine Zeit lang in Bau und Besserung; sie bewohnten sie aber nicht mehr, sondern legten das noch vorhandene Vorwerk und Amthaus unten im Thale an, das Wettmarshof heißt.

Die Burg Altengleichen wurde von den Uslar's ums Jahr 1555 noch bewohnt. Da zogen sie sich, wahrscheinlich der mehrern Bequemlichkeit wegen, auch herab

in die umliegenden Thäler, und erbauten sich in einigen ihnen zugehörigen Oertern Amthäuser.

Beide Burgen verfielen nach und nach, blieben aber bis 1815 unter Braunschweig-Lüneburgscher und Hessischer Hoheit. Jetzt sind sie beide Braunschweig-Lüneburgisch oder Hannöverisch, da im genannten Jahre Neuengleichen an Hannover abgetreten worden ist.

* * *

In Merian's Topographie von Braunschweig und Lüneburg, Frankf. 1690, ist eine Abbildung von den damaligen Ruinen der Gleichen. Neuere haben Riepenhausen und Besemann in Göttingen in Quartformat geliefert. Wie die Gleichen aussahen, als sie noch bewohnt waren, zeigt uns eine kleine Abbildung in Merian's Topographie von Hessen.

Außer der erwähnten Geschichte des Eichsfeldes von Wolf, Bd. 1. Göttingen 1792. 4., habe ich benutzt: Antiquitates Kerstlingerodanae, von Heise, 1724. 4., und Meiners kleine Reisebeschreibungen, 3ter Bd. 1801. 8.

44 — 46.

Die drei Gleichen in Thüringen,

Gleichen, Mühlberg, Wachsenburg.

Ueber Ruinen ging ich ernst und sinnend
Ins Gebiet des Vergangnen, wo mit Zeitstaub
Ueberhüllt, die Formen der grauen Vorwelt
Still mich umringten.

v. Blumenröder.

44 — 46.

Gleichen, Mühlberg, Wachsenburg.

Die drei Burgen, Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg, welche in Thüringen, zwischen Gotha und Arnstadt, in einem Dreieck liegen, werden, mehr herkömmlich als sprachrichtig, mit dem Gesammtnamen: die drei Gleichen, bezeichnet. Der Historiker kann diesen Namen nicht anerkennen, da er unrichtig ist, indem nur Eine der Burgen ihn führt. Mir soll er indessen hier Veranlassung seyn, sie vereinigt aufzuführen, was auch ihre nachbarliche Lage wohl rechtfertigen möchte, die hin und wieder Bemerkungen, welche sie gemeinschaftlich betreffen, herbeiführen wird.

Die Gegend, in welcher diese drei Burgen liegen, gehört zu den angenehmern Thüringens, daher man von ihnen Aussichten genießt, die sehr reich an Abwechselungen sind. Im Frühjahre 1812 erstieg ich sie alle drei, und gebe daher hier die Schilderung der Burgen, so wie ihrer umliegenden Landschaft, aus eigner Ansicht. Zuerst möge Gleichen auftreten.

Die Burg **Gleichen**, oder wie sie in der umliegenden Gegend genannt wird, das Wandersleber Schloß, liegt drei Stunden von Gotha und eine kleine Stunde von dem schönen großen Dorfe Wandersleben, im Gebiete der Stadt Erfurt. Ein ziemlich steiler Bergkegel, der ganz isolirt sich erhebt, trägt sie. Nicht ohne einige Anstrengung klimmt man den Fußsteig hinan, wo sich mit jedem Schritte die Landschaft umher entfaltet. Ein hohes gewölbtes Thor, was noch verschlossen werden kann, führt in den großen weiten Burghof, mit hohem üppigem Grün beraset, in welchem eben Kühe weideten, als ich eintrat. Ringsumher erblickt man Ruinen, und nur auf Einem Gebäude liegt noch ein Ziegeldach. Dies Gebäude, das an 100 Fuß lang ist, und 14 Fensteröffnungen hat, könnte leicht wieder hergestellt werden. Die Mauern sind noch gut, so wie das Gebälke, und mit einiger Vorsicht lassen sich auch noch die Treppen ersteigen. Ueber der Hausthür sieht man das Gleichische Wappen, einen Löwen, mit der Jahrszahl 1588, in Stein gehauen. Ein Zimmer im obern Stock heißt die Junkernkammer. Da stand bis vor wenigen Jahren eine große breite Bettsponde, welche dieselbe seyn sollte, die Graf Ernst von Gleichen mit seinen zwei Weibern in friedlicher Eintracht getheilt habe, wovon ich hernach mehr erzählen werde. An dieses Gebäude stoßen die Ruinen der Burgkapelle. Man erkennt diese geweiheten Mauern an einigen in derselben, besonders in der Höhe, befindlichen Kirchenfenstern. Auch stehen noch im Innern die Reste von zwei runden, aus

gehauenen großen Steinen geformten, Pfeilern, die wahrscheinlich die gewölbte Decke trugen. Man hat sie hin und wieder für Taufsteine ausgeben wollen, mir scheinen sie das aber nicht gewesen zu seyn. Zwei Taufsteine neben einander wäre schon etwas ganz Ungewöhnliches, besonders in einer Burgkapelle, und ihre Form verräth auch diese Bestimmung gar nicht. Wer sich die Mühe geben wollte, den Schutt umher wegzuräumen, würde vielleicht den Fuß der Säulen ans Licht ziehen können, wodurch jeder Zweifel gehoben seyn möchte.

Auf der östlichen Seite steht ein Theil von einem viereckigen Wartthurme, ungefähr 70 Fuß hoch, und in einiger Entfernung davon ein Mauerwerk von ungefähr 20 Fuß Höhe, pyramidalischer Form und inwendig hohl, wie ein Schornstein. Die Bestimmung dieses Fragments läßt sich nicht wohl entziffern, wenn man nicht annehmen will, daß es der Rauchfang einer im Innern des Berges befindlichen Küche gewesen sey. Die nicht weit davon aus der Erde herausgehende Oeffnung, durch die man in ein Gewölbe sieht, scheint wenigstens für diese Meinung zu sprechen.

Allen übrigen Ruinen sieht man ihre Bestimmung nicht mehr an. Ich erwähne nur noch eines räthselhaften Steins, der 3 Fuß hoch und 1 Fuß im Quadrat stark, glatt bearbeitet ist, und an dessen einer Seite die Jahrzahl 1535 mit den Buchstaben I H S (vielleicht: Iesus Hominum Salvator), so wie an einer andern ein Y, sich befindet. Man hält ihn für einen Leichenstein. Da er

aber auf keinem freien Platze, sondern zwischen den vier Wänden eines Gebäudes steht, so ist er das wohl nicht. Könnte man ihn herausheben oder den Schutt um ihn her bis auf den Grund wegräumen, so kämen vielleicht nähere Aufschlüsse über seine Bestimmung hervor.

Zu den Eigenheiten der Burg Gleichen gehört, daß sie keinen Brunnen gehabt hat — ein Mangel, den man höchst selten auf solchen Rittersitzen antrifft, wo für alles gesorgt war, was zur Unterhaltung nöthig ist. Ein steinerner Trog in einer Ecke, wo von den Dächern viel Wasser zusammenfloß, zeigt auch noch, daß man sich gegen Wassermangel zu schätzen suchte. Noch im Jahre 1598 soll Graf Philipp Ernst die Idee gehabt haben, einen Brunnen graben zu lassen. Dieser Mangel mag auch wohl in neuerer Zeit die Ursache gewesen seyn, daß die Grafen ihre Hofhaltung bald in Ohrdruf, Kranichfeld, Blankenhayn, Tonna oder Erfurt hatten; denn das Heraufschaffen des Wassers war mit gar zu vieler Umständlichkeit verbunden.

Die Aussicht ist nach allen Seiten hin unterhaltend und schön. Die ganze Kette des Thüringer Waldes dehnt sich in langer Wellenlinie bis ins ferne Blaue, und säumt hier den Horizont. Aus ihr erhebt sich die gebuckelte Masse des Inselberges als Beherrscher des langen Gebirgszugs hoch über sie herragend. In Süden sehen die Thurmspitzen von Arnstadt vor. In Osten verliert sich das Auge in weiter Ferne. Ganz nahe, aber viel tiefer, zieren die mahlerischen Ruinen von Mühlberg die etwas

ein=

einfache Landschaft. Nach den andern Seiten ist diese eine Fülle reicher Fruchtfelder, von der Apfelstedt durchflossen, in welchen der große Flecken Wandersleben zunächst, entfernter aber viele Dörfer liegen, unter denen die mit lauter neuen Gebäuden prangende Herrenhuther Kolonie, Neudietendorf, besonders freundlich hervortritt.

Die sämmtlichen Gleichischen Geschichtschreiber nehmen zwar als eine ausgemachte Wahrheit an, daß die Burg Gleichen von den Besitzern der Gleichen bei Göttingen, von wo sie vertrieben worden, erbaut wäre; allein daß sie hierin irren, habe ich bereits im vorigen Abschnitte erzählt. Von wem sie aber erbauet worden, und in welchem Jahre — das ist nicht mehr zu ergründen. Die alten Chronisten wissen zwar gar mancherlei darüber zu schwatzen. Sie lassen sie bald im Jahr 876, oder gar im 454sten Jahre nach Christi Geburt schon gebaut seyn, aber ohne hinreichende Beweise. Es war nun einmal ihre schwache Seite, den Ursprung alter Geschlechter und ihrer Stammsitze so recht tief in der dunkeln Vorzeit sich verlieren zu lassen, wodurch sie ihm ein edleres, achtungswürdigeres Ansehn zu geben wähnten. Auf eine Widerlegung solcher fabelhaften Angaben wollen wir uns hier nicht einlassen, sondern da zu erzählen beginnen, wo die Burg Gleichen als wirklich vorhanden auftritt. Dies ist ums Jahr 1089. Eckbrecht II., Markgraf in Thüringen, soll sie damals besessen haben, und nach ihm Wilhelm, Pfalzgraf am Rhein. Dieser hatte keine Kinder. Er schenkte daher mit Einwilligung seines Erben, welches

Markgraf Albrecht der Bär gewesen wäre, im Jahr 112
das Schloß Gleichen, so wie das nahgelegene Mühlberg
dem Erzbischof von Mainz, Adelbert I., der damals in
Erfurt residirte. Von diesem wurden die Grafen von
Tonna, ein längst vorhandenes Geschlecht, mit Gleichen
beliehen, und Graf Erwin II. ist der Erste dieser Familie
der sich Graf von Gleichen nannte.

Ganz bestimmt erwiesen sind diese Angaben freilich
auch nicht; wo aber beurkundete ganz und gar mangeln
verdienen doch solche Glauben, welche durch den Beitrit
einiger Geschichtsforscher Autorität erlangt haben.

Es war übrigens eine reiche Familie, die der Grafen
von Gleichen, und sie gehörte zu den mächtigsten Grafen
Deutschlands, daher auch die Beherrscher Thüringens seh
oft in nicht geringer Besorgniß lebten, daß sie sich ihre
Oberherrschaft entziehen möchten. Ihr Wohnsitz, Glei-
chen, hatte einige Burgmänner, und dem dazu gehörigen
Bezirke war ein Voigt vorgesetzt. Unter die Klasse de
Raubritter dürfen sie durchaus nicht gerechnet werden
Im Gegentheil waren sie sehr bemüht, durch Bündniss
die sie mit ihren Nachbarn schlossen, jenen raubenden Ge-
sellen entgegenzuwirken, und Kaiser Karl IV. trug ihne
sogar im Jahr 1372, nebst andern Fürsten, die Aufrech
haltung und Vollziehung des Landfriedens auf, der zwi-
schen ihm, dem Könige von Böhmen, dem Erzbischof
von Mainz und den Städten Erfurt, Mühlhausen un
Nordhausen geschlossen war. Auch besaßen sie eine Ze
lang die Schutzvoigteigerechtigkeit und das Voigtgedin

in Erfurt. Mit dieser Stadt standen sie überhaupt in enger Verbindung, und sie hat ihnen viele ihrer Dorfschaften und Besitzungen zu danken. Ihr Geschlecht breitete sich mit ihren Besitzungen immer mehr aus. Von ihnen waren die Grafen von Gleichenstein, die das Eichsfeld besaßen, die Grafen von Blankenhayn und Kranichfeld, Nebenlinien. Auch waren sie vom Jahr 1583 bis zu ihrem Aussterben, im Besitz der Grafschaften Spiegelberg und Pyrmont, daher sie auch einen Gesandten auf den Reichstag schickten. Rechnet man alle ihre Grafschaften und Herrschaften zusammen, so entsteht ein Gebiet, das manchem angesehenen Fürstenthume nichts nachgiebt. Alle jene Nebenlinien starben aber nach und nach aus. Graf Hans Ludwig war Regent vom Ganzen, aber auch der letzte Graf von Gleichen. Als er sah, daß er unbeerbt sterben werde, errichtete er, wegen der Succession in seine Länder, mit den Grafen von Hohenlohe-Langenburg, von Waldeck, von Schwarzburg und von Hohnstein, alle seine nahen Verwandten, drei verschiedene Erbverträge. Im Jahr 1630 am 28sten Jul, starb er in Ohrdruf. Der Kurfürst von Mainz zog das Schloß Gleichen nebst andern ihm lehnbaren Gütern ein, und verlieh sie im Jahr 1639 den Grafen von Hatzfeld. Die andern Besitzungen gelangten an die Häuser, mit denen Hans Ludwig Erbverträge geschlossen hatte.

Die Burg Gleichen spielte eine weit minder glänzende Rolle, als ihre Besitzer. Von ihren Schicksalen erzählen die Gleichischen Historiographen so viel wie nichts. Zu-

weilen wohnten nur Vögte, Amtleute, bisweilen auch Burgleute darauf. Von den Besitzern hielten die wenigsten ihren Hof daselbst. In früherer Zeit soll sie mehrmals belagert worden seyn, unter andern ums Jahr 1088 durch Kaiser Heinrich IV. Markgraf Eckbrecht VI. war damals Besitzer und der Belagerte. Nachdem er sich ein halbes Jahr hindurch tapfer gewehrt hatte, wagte er endlich am Christabend einen entscheidenden Ausfall, und schlug den Kaiser auch gänzlich in die Flucht. Viele geistliche Herren, die sich zu der Zeit gar zu gern noch in weltliche Händel mischten, und auch eine bedeutende Stimme dabei hatten, befanden sich beim Kaiser, und entkamen nur durch die Flucht; der Erzbischof von Bremen wurde aber gefangen.

Im Jahr 1450 wurde Gleichen in dem Schwarzburgschen Erbschafts-Bruderkriege, in welchen die thüringischen Landesherren, nebst mehrern ihrer Vasallen, verwickelt waren, auch wieder berennt, aber nicht eingenommen.

Nachdem es an die Grafen Hatzfeld gekommen, war es zum Theil schon verfallen, und nur der Flügel, welcher, wie oben erwähnt, noch jetzt mit einem Dache versehen ist, war noch gut. In diesem wohnte ein Förster als Aufseher über die umliegenden Holzungen. Späterhin zog auch dieser herab in die dicht am Fuße des Burgberges liegende Försterwohnung, welche das Freudenthal heißt; doch behielt er die Schlüssel zur Burg, und jener

Flügel mußte, als das Gleichische Stammhaus und Lehn des Mainzer Erzstifts, im Stande erhalten werden.

Im Jahr 1794 starb die mit den Gleichischen Besitzungen beliehene Linie der fürstlichen und gräflichen Familie Hatzfeld aus. Diese fielen daher an Mainz zurück, und machten seit der Zeit einen Theil des Erfurter Gebiets aus, das 1803 an Preußen überging. In dem politischen Umkehrungsstrudel unserer Tage sind auch die öden Mauern von Gleichen und Mühlberg von dem mächtigen Zauberstabe der Alles umwandelnden Zeit berührt worden, doch nicht sie zu verderben, vielmehr ihr Daseyn zu fristen. Buonaparte hielt bekanntlich Erfurt seit dem 16ten Okt. 1806 besetzt, erklärte es für eine französische Besitzung, schaltete auch hier nach gewohnter Weise, ganz willkührlich, und verschenkte und verkaufte, wie es ihn gut däuchte. Auch die Burg Gleichen traf die Reihe. Sie wurde für eine Domaine erklärt, und nebst den darauf haftenden Zinsen und dazu gehörigen Grundstücken, feil geboten, doch unter der Bedingung, die alten Mauern nicht abzubrechen, vielmehr sie zu erhalten. Da sich nun kein Käufer finden wollte, so ließ sie der, damals in Erfurt befindliche, französische Domainen-Director Gentil abschätzen, erlegte den Preis, und machte, mit Genehmigung des französischen Ministers, der damaligen Universität in Erfurt ein Geschenk damit. In diese Schenkung, die 1811 geschah, waren auch an 132 alte Gemälde und Bildnisse, die sich in dem vormaligen Statthalterei-Gebäude in Erfurt und auf dem Peterskloster

befunden hatten, doch von keinem besondern Kunstwerthe waren, mit einbegriffen. Sein Plan war nun, daß die Burg völlig wieder hergestellt, mit diesen Gemälden, zur Erinnerung an das, von ihm hochgepriesene und geliebte, Mittelalter, geziert, durch eine darin angelegte Wirthschaft die Zinsen des dazu erforderlichen Kapitals gedeckt werden sollten, und er selbst wollte noch bemüht seyn, die Ausführung dieses, an sich ganz gefälligen, Planes, durch Geldbeiträge zu befördern. Allein, es blieb bei der bloßen Idee. Gentil kam weg von Erfurt, andere Geschäfte ließen ihn nicht weiter daran denken; die Universität konnte aus ihren Mitteln so bedeutende Kosten nicht bestreiten, als die Wiederherstellung der Burg erfordert haben würde, und so unterblieb die Ausführung und wird nun auch wohl unterbleiben, da die Universität aufgelößt ist, zu deren Fond jedoch die Burg noch gehört. Gentil's Name wird aber immer, mit dankbarer Erinnerung, in der Geschichte dieser Burg genannt werden müssen. Seine Absicht war gut und lobenswerth, und daß sie nicht erreicht ward, nicht seine Schuld.

Zum Beschluß der Geschichte von Gleichen folge hier nur noch die romantische Sage von der Doppelehe des Grafen Ernst von Gleichen.

Im Jahr 1227 unternahm Kaiser Friedrich II. einen Kreutzzug nach Asien gegen die Sarazenen. Ihm folgten, unter andern, Ludwig IV., Landgraf von Thüringen der Fromme, dessen Heer aus einer erlesenen Zahl tapferer deutscher Grafen, Herren und Edelleute bestand,

worunter auch Graf Ernst von Gleichen war. In Sicilien stießen sie zur Armee des Kaisers, und von da ging das Heer nach Brundus, was zum Versammlungsorte aller aus Europa erwarteten Truppen, bestimmt war. Hier wurde der Landgraf plötzlich krank, und mußte zurückbleiben; der Kaiser aber rückte mit der ganzen Armee vorwärts.

Ernst von Gleichen war ein schöner Mann, ein Mann von trefflichen Geistesgaben. Sein Eifer für die gute Sache, für die Sache Gottes und die Vernichtung der Ungläubigen, ließ ihn eben so tapfer kämpfen und eben so eifrig die sarazenischen Schädel spalten, wie alle Waffenbrüder thaten. Dieser fanatische Eifer war es auch, der ihn eines Tages zu weit von den Seinigen entfernte. Ein Schwarm Sarazenen umringte ihn, und er fiel, nebst einem seiner Knappen, in ihre Hände. Da die sogenannten Ungläubigen alle Gefangene, gleich ihren Sklaven, zu jeder Arbeit gebrauchten, so wurde dieses Schicksal auch Ernsten zu Theil, denn er verschwieg, weß Standes er war. Wie oft seufzte er da, und erlag schier unter der ungewohnten Anstrengung bei den Arbeiten im Felde und in den Gärten. Wie oft streckte er seine Arme nach Westen hin, wo sein geliebtes Weib wohnte, und seiner sehnlich harrte. Aber umsonst. Es verging ein Jahr nach dem andern, und immer blieb die ihn noch aufrecht haltende Hoffnung, doch endlich einmal erlöst zu werden, unerfüllt.

Während dieser Zeit hatte ihn die Prinzessin, Tochter des Sultans, in dessen Garten er arbeiten mußte, oft gesehen, und, seines scheinbar niedern Standes ungeachtet, einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit gewürdigt. Anfangs ging sie oft, doch stillschweigend, an ihm vorüber. Sein Wesen nahm sie aber immer mehr für ihn ein, und ließ sie bald alle Verhältnisse vergessen. Sie grüßte ihn freundlich, dann beklagte sie ihn, daß er so schwere Arbeit thun müsse, und endlich gab sie ihm sogar Geld als ein Zeichen ihrer Theilnahme.

Graf Ernst nahm an, was ihm die freundliche Tochter des Sultans reichte. Ihm that es wohl, in seiner traurigen Lage doch eine Seele zu finden, die sich zu ihm hinneigte, und nicht entfernt ahnete er hierin den Keim seiner künftigen Erlösung.

Melechsala, so hieß die Prinzessin, nahte sich ihm aber immer öfter. Sie weilte immer länger bei dem Manne, der, unschuldig selbst, eine unbezwingliche Zuneigung in ihrem Innern erregt hatte, und nun erst merkte er wohl, was ihre freundlichen Blicke sagen wollten. Eingedenk seiner Pflichten blieb sein Betragen zwar immer dasselbe; er mied jede Annäherung, und selbst keinen Schein von Hoffnung ließ er der liebetrunkenen Melechsala in seinen Blicken lesen. Aber, war es Dankbarkeit oder Liebe, kurz, je länger je weniger konnte er es sich verhehlen, daß auch ihm dies liebevolle Mädchen nicht mehr gleichgültig sey.

So vergingen einige Jahre, als der Knappe Ernsts, der Prinzessin den Stand des Grafen verrieth. Da lösten sich mit Einem Male die Bande der bisherigen Verhältnisse, und Melechsala machte ihm den Antrag, sie zum Weibe zu nehmen, wofür sie ihn nicht nur aus seiner Sklaverei erlösen, sondern auch frei machen wolle, damit er seinem Stande angemessen, ritterlich leben könne. Der Kampf war groß, den Ernst, zwischen Liebe, Pflicht, Freiheit und Sklaverei gestellt, kämpfte; aber eingedenk der Worte: Ehrlichkeit währt am längsten, entdeckte er ganz offen der Melechsala seine Verhältnisse, sagte ihr, daß er schon Weib und Kinder habe, daß er nach den Grundsätzen seiner Kirche nur ein Weib haben, und sich als Rechtgläubiger auch mit keiner Ungläubigen verehelichen dürfe. Aber, die Liebe! was bleibt dieser mächtigen Spiralfeder, die alle Fesseln zu lösen, alle Scheidewände zu trennen, alle Verhältnisse aufzuheben vermag, was bleibt ihr unmöglich! Melechsala, die nun einmal ihr Inneres dem schönen Manne offen entfaltet hatte, hielt nichts mehr zurück, Alles zur Erreichung ihrer Wünsche aufzubieten. Sie bestürmte Ernsten mit Bitten, der Ihre zu werden; sie war ja bereit, um seinetwillen Allem zu entsagen, Alles, Vaterland und Eltern zu verlassen, ja selbst ihren Glauben abzuschwören und eine Christin zu werden. Da wankte er, wankte immer mehr, und die Aussicht zu seiner Befreiung, zur Rückkehr in sein Land und zu seinem Weibe, die Hoffnung, zur Annahme eines zweiten Weibes vom Papste die Erlaubniß zu erhalten,

da er dadurch zugleich der christlichen Kirche eine ungläubige Seele zuführe, ließen ihn endlich das Jawort aussprechen. Nun wurde Alles zu einer heimlichen Flucht bereitet, einige Diener für das Unternehmen gewonnen, durch sie aus Venedig ein Schiff herbeigeschafft, und so gelang es endlich dem liebenden Paare, glücklich zu entkommen.

Mit gemischten Gefühlen der Freude, der Besorgniß, der Dankbarkeit und der zärtlichen Beängstigung sah Graf Ernst die Ufer des Landes sich immer mehr in ferne Nebel hüllen, in welchem er zehn lange Jahre geschmachtet hatte. Wie wird das enden? wie wird es werden? lebt dein Weib, leben deine Kinder noch? wie wird ihr Empfang seyn! Diese und tausend ähnliche Gedanken durchkreutzten seine Seele, und nur die Liebe der schönen Morgenländerin konnte ihn wieder aufrichten, und das Dunkel der Zukunft ihm wohlthätig erhellen.

Der Wind war günstig. Nach wenigen Tagen lag die schöne Inselstadt Venedig vor ihren Augen. Von hier begaben sie sich nach Rom. Gregor — es war der Neunte des Namens — stutzte nicht wenig, als ihm der seltne Fall vorgelegt ward. Er machte der Einwendungen viele, und zog die dichten Augenbraunen hoch zur Stirn herauf, zweifelnd, daß er gewähren könne, was man wünsche. Graf Ernst ließ aber nicht ab mit Bitten und Flehen, wandte Alles an, dem alten Manne ans Herz zu legen, welche Verdienste seine Melechsala um die christliche rechtgläubige Kirche habe, da sie sich ihr selbst

in die Arme werfe, und ihn aus den Klauen der Sarazenen errettet habe, so, daß dieser endlich — sein Fiat ertheilte, denn:

Der heilige Vater war sanft und war fromm,
Und sagte nach reifem Erwägen:
Ich werde nicht lösen mit frevelnder Hand,
Was der Himmel so wunderbar selber verband.
Sohn, scheide mit Frieden und Seegen. *)

Nun trat Melechsala zur christlichen Kirche durch feierliche Taufe über, und wurde dann Graf Ernsts Weib. Der Papst ließ darüber die erforderlichen Zeugnisse ausfertigen, und damit eilten die Glücklichen nach Venedig zurück. Hier fand der Graf den Abgeordneten wieder, den er bei seiner ersten Ankunft nach Hause geschickt hatte, um sich nach den Seinigen zu erkundigen, und von seiner Rückkehr Nachricht zu geben. Von der Ankunft einer zweiten Gemahlin die erste zu unterrichten, das hatte er sich aber doch selbst vorbehalten.

Von Venedig reisten sie durch Italien, Baiern, und so fort auf Thüringen zu. Je mehr sie sich dem Lande näherten, desto unruhiger wurde Ernst. Die Ungewißheit über die Aufnahme, die er bei seiner ersten Gattin finden werde, war ihm drückend. Als sie daher noch zwei Tagereisen von der Burg Gleichen entfernt waren, eilte er voraus und ließ seine Gattin langsam nachfolgen.

*) Graf Stolberg, im deutschen Museo, 1782, S. 99.

Er selbst wollte der auf der Burg harrenden Gattin sei Schicksal erzählen, ihr nach und nach das Geschehen beibringen, und so der Nachkommenden einen freundliche Empfang bereiten.

Mit hochklopfendem Herzen erblickte er die Zinnen seiner Burg, in der er nun recht glücklich oder recht un glücklich leben sollte, und mit gemischten Gefühlen von Bangigkeit und Freude sprengte er den Berg hinan. Da flog ihm sein Weib, da eilten seine Kinder ihm entgegen. Alles, was in der Burg lebte, versammelte sich um den Herrn, jauchzte ihm jubelnd zu, und benetzte seine Hand mit Thränen der herzlichsten Freude. Es war eine rührende, erhebende Scene. Ernsten drängte und drückte es aber in der Brust. Seine Freude war groß und rein, aber ganz unbefangen konnte er sich ihr noch nicht hingeben, denn das Geständniß seiner Doppelehe war noch nicht heraus. Lange hielt er diesen Zustand aber nicht aus. Er wollte bald aus dieser Ungewißheit, er wollte bald wissen, welches Schicksal seiner harre. Kaum war daher eine Stunde verflossen, als er seiner Gattin die Geschichte seiner zehnjährigen Abwesenheit zu erzählen begann, seine schreckliche Lage als Sklav ihr lebendig schilderte, nach und nach der Bekanntschaft mit Melechsala erwähnte, leisen Schrittes ihre Zuneigung berührte und endlich — mit klopfendem Herzen — den Vorhang ganz lüftete. Jetzt hing sein Blick ängstlich an den Lippen der Gattin, sein Urtheil zu empfangen, aber — wer mahlt sein Entzücken, als diese mit den Worten in

seine Arme sank: „Sie soll mir herzlich willkommen seyn, mein zweites Weib, meine erste Freundin!“

Graf Ernst ging unter in frohem freudigen Entzücken. Nun erst athmete er frei, und genoß ganz die Wonne des Wiedersehens. Froh drückte er sein Weib an seinen Busen, und rief aus: „Wo ist der Glückliche, der sich mit mir messen kann!“

Indem verkündigte der Thurmwächter die Ankunft eines Zugs Reiter im nahen Thale. Da eilte Ernst mit seinem Weibe den Berg herab, denn es war Melechsala, die sich näherte. Am Fuße des Berges beim Freudenthale, da trafen die beiden Weiber zusammen. Mit herzlichem Wohlwollen umarmten sie sich, und das glückliche Kleeblatt zog unter Freudenzuruf einer Menge seiner Unterthanen auf die Burg zurück. Acht Tage lang gab's große Festlichkeiten und Banquets, denen aus der ganzen Nachbarschaft Freunde und Bekannte beiwohnten.

In seltner Eintracht verlebte dieses Ehepaar viele Jahre. Des Grafen erste Gemahlin beschenkte ihn noch mit drei Kindern, Melechsala aber vermehrte die Familie nicht. Der Tod entführte zuerst die Sarazenin dem glücklichen Bunde. Ihr folgte die andere Gemahlin, und Graf Ernst schied zuletzt im sechzigsten Jahre seines Lebens, 1264. Im Peterskloster zu Erfurt ruhen sie alle drei neben einander. Den Grabstein sieht man noch jetzt, und darauf alle in Lebensgröße in Stein gehauen *).

*) Eine Abbildung dieses Grabsteins ist im 3ten Bde der Curiositäten, Weimar 1813. 8. zu finden.

Schade, daß diese romantische Begebenheit wahrscheinlich nur ein Mährchen ist. Gern nähm' ich ihr das Fabelhafte, und stellte sie als ein richtiges historisches Faktum dar, denn als einziges Beispiel einer solchen Doppelehe in der deutschen Geschichte verdiente sie es wohl, aber — es will nicht gehen. Man hat zwar lange Zeit auf der Burg Gleichen das dreischläfrige Bettgestell noch gezeigt, dem der Aberglaube sogar die Kraft des Stillens des Zahnschmerzes beilegte, wenn man einen Span davon an den Zahn brachte. Das Freudenthal und der sogenannte Türkenweg bei dem Schlosse sollten auch beweisen helfen, so wie der Leichenstein in der Erfurter Peterskirche als Haupturkunde aufgestellt wurde, aber nichts davon hält eine strenge Untersuchung aus.

Es würde mich zu weit von meinem Zwecke abführen, wenn ich hier alles das umständlich angeben wollte, was sich für und wider diese Episode sagen läßt. Auch haben es schon ganz erschöpfend Dominikus und Hellbach in ihren unten bemerkten Schriften, so wie Placidus Muth, in einer eigenen lateinischen kleinen Abhandlung gethan. Diese Männer führen als Beweis dagegen an, daß man die Erzählung dieser Geschichte vor dem 16ten Jahrhundert nicht finde, daß auf die Unzertrennlichkeit der Ehen und das Strafbare einer Bigamie zu Gregors IX. Zeiten, nur zu streng, eine Dispensation davon für ganz unmöglich gehalten worden, und daß man endlich nicht einmal über den Namen des Grafen, und das Jahrhundert, in welchem diese Begebenheit geschehen seyn solle,

auf dem Reinen sey. Dadurch wird diese Geschichte freilich in die Reihe lieblicher Volksdichtungen versetzt. Als solche ist sie oft schon bearbeitet und erzählt worden, am besten wohl von Musäus in seinen Volksmährchen.

Uebrigens bleibt es keinem Zweifel unterworfen, daß auch bei ihr, wie bei andern Volkssagen, irgend ein historisches Faktum zum Grunde liegt, das die Tradition immer mehr verschönerte, auszierte, und zuletzt ganz unkenntlich machte.

Ich führe nun meine Leser von der Burg Gleichen eine halbe Stunde weiter, auf die Ruinen der Burg

Mühlberg.

Unter den drei Schwesterburgen giebt sie das schönste Bild einer Ruine. Ringsum nicht verdeckt, sieht man den hohen Thurm, von einem Schwarme hier nistender Dohlen stets umkreist, wie er mit stolzer Miene auf die um ihn her zerfallenen Gebäude herabblickt, seiner längern Dauer gewiß. Ersteigt man den Berg, der nicht hoch ist, so findet man noch zwei Bogen einer gewölbten Brücke, die über den zweiten Wallgraben führte, eine Menge hoher Mauern mit Fensteröffnungen, Gewölbe und den verschütteten Brunnen. Das schönste Stück ist der Thurm, der 70 Fuß Höhe und 77 Fuß im Umfange hat. Oben am Rande sind ihm acht Fensteröffnungen eine ganz eigenthümliche und seltene Verzierung. Von oben bis in die Mitte, wo sich die Eingangsthür noch

zeigt, besteht er aus schönen Quadern, von da bis herab aus Bruchsteinen. Man findet dies an vielen Thürmen. Die Ursache davon ist wohl die, daß sie bis zu ihrer Mitte gewöhnlich mit andern Gebäuden umgeben, dem Auge versteckt, und daher weniger verziert und gegen die Zerstörung gesichert wurden, der obere Theil hingegen über Alles hinwegragte, daher durch glattgehauene Quadern ein nettes Ansehn und größere Dauer erhielt. Ein zweiter viereckiger Thurm, der gegen Süden stand, und wovon man noch die Grundmauern sieht, stürzte erst vor 40 Jahren ein. Hinter dem Schlosse gegen Morgen zu, hat eine Kapelle gestanden, und sechzig Schritte davon eine Warte oder Brustwehr, welche die Neueburg oder Naumburg hieß. Von beiden sieht man noch Ueberreste.

Da Mühlberg niedriger liegt als Gleichen, so ist auch hier die Aussicht beschränkter, doch immer angenehm. Dicht am Fuße des Berges liegt der alte Flecken Mühlberg, weiterhin das Alaunwerk Nonnenglück, und im Hintergrunde ragt der Inselsberg über nähere Bergreihen hervor. Mehr rechts zeigt sich ganz nahe, Gleichen, mit einem weiten Hintergrunde von Feldern und flachen Erhöhungen, und nach Morgen hin zieht der hohe Berg mit der Wachsenburg das Auge an.

Mühlberg gehört, wie Gleichen, zum preußischen Fürstenthum Erfurt. Sein Erbauungsjahr zu ergrübeln, haben sich die alten Chronisten so weit vergessen, daß sie es noch vor Christi Geburt aufgesucht. So viel ist gewiß, daß es sehr alten Ursprungs ist, und wahrscheinlich im

achten

achten Jahrhundert schon stand. Es hatte seine eigenen Herren, die sich Grafen nannten, und die vom elften bis ins dreizehnte Jahrhundert lebten. Der erste derselben erscheint ums Jahr 1034. Ihre Geschichte hat weniges Interesse, wenigstens sind uns nur unbedeutende Handlungen von ihnen bekannt. Aus dem Leben des letzten Grafen, Meinhard hieß er, wäre allenfalls ein Zug hier anzuführen, der den Geist jener Tage und die Lebensart der edeln Herren bezeichnet.

Erfurt war im Jahr 1232 in die Reichsacht verfallen. Graf Meinhard hatte die Vollziehung derselben bekommen, und dieses Auftrags entledigte er sich auch so gut, daß er diese Stadt zur Vereinigung mit dem Kaiser und Reiche zwang. Die Erfurter, die aber nichts weniger als Zwang von außen dulden konnten, ließen ihn darüber vermuthlich ihren Unwillen auf irgend eine Art empfinden. Um sich nun dafür zu rächen, führte Meinhard folgenden Streich aus. Er schlich sich am Festtage Allerheiligen heimlich in die Stadt, erwischte hier einen reichen Bürger, der eben zur Frühmesse gehen wollte, und brachte ihn noch vor Tagesanbruch glücklich aus der Stadt und auf seine Burg. Aber der Streich bekam ihm nicht gut; denn da er den Geraubten nicht gutwillig wieder herausgab, so that ihn der Erzbischof von Mainz, in ganz Thüringen in den Bann, und brachte es auch beim Kaiser dahin, daß er in die Reichsacht und aller seiner Besitzungen für verlustig erklärt wurde.

Da nach ihm in keiner Urkunde eines Grafen von Mühlberg mehr gedacht wird, so muß man glauben, daß mit ihm sein Geschlecht, ohngefähr ums Jahr 1240, erlosch. Mainz zog Mühlberg, nebst dem dazu gehörigen Distrikte, als ein eröffnetes Lehn ein. Späterhin waren die gräflichen Häuser Henneberg und Schwarzburg im Besitz der einen Hälfte der Mühlbergschen Grafschaft, und Mainz im Besitz der andern. Für 1200 Mark verkaufte Mainz hierauf die seinige wiederkäuflich im Jahr 1357 an den Erfurter Stadtrath, und bald nachher bekam dieser auch die andere Hälfte auf dieselbe Art, wobei sich Mainz aber auch den Wiederkauf vorbehielt. Nach Verlauf von 247 Jahren, während welcher nichts aus der Mühlberger Geschichte bekannt ist, wollte Mainz im Jahr 1590 seine Hälfte wieder einlösen. Dem Erfurter Magistrat stand dies nicht an. Er war bald drittehalb Jahrhunderte im ruhigen Besitz gewesen, hatte sich wohl dabei befunden, nicht an die Wahrscheinlichkeit einer Einlösung gedacht, mithin höchst unzufrieden, daß der kaum zur Regierug gelangte Kurfürst Wolfgang, ein Dalberg, auf den Einfall kam, solche veraltete Dinge aufzustören. Er weigerte sich daher hartnäckig der Einlösung. Wolfgang, der eben so wenig mit unbilliger Härte seine Rechte geltend machen, als sie mit unverzeihlicher Nachlässigkeit aufgeben wollte, schlug daher folgenden Weg ein. Er ging mit dem Herzoge Wilhelm von Weimar im Jahr 1592 einen Verschreibungskontrakt ein, vermöge dessen dieser die verpfändeten Stücke einlösen, und 50 Jahre lang

unaufkündbar besitzen solle. Herzog Wilhelm ließ hierauf die schuldige Summe den Erfurtern anbieten und auch hinzählen, allein immer noch wollten diese nichts von einer Einlösung wissen, und widersetzten sich anhaltend. Die Folge davon war, daß der Herzog mit Gewalt Besitz ergriff, die Thore von Mühlberg und auch von dem dazu gehörigen Tonndorf erbrechen, und es den ohnmächtigen Magistrat bereuen ließ, es bis zum Aeußersten kommen gelassen zu haben. Bei der Theilung zwischen Weimar und Altenburg kam Mühlberg 1635 an Altenburg. Dies verpfändete es gleich darauf an einen Grafen von Schwarzburg in Arnstadt, für 30,000 Gulden, von dem es endlich 30 Jahre später von Mainz wieder eingelöset wurde. Die Einlösungssumme betrug über 12,000 Gulden, und so bekam das Erzstift nach verflossenen drei Jahrhunderten seine alte Besitzung wieder.

Zu den Schicksalen der Burg Mühlberg gehören noch die beiden Belagerungen, die es in den Jahren 1089 durch Kaiser Heinrich IV., und 1310 durch die Erfurter erlitt. Es wurde aber beide Male nicht erobert, und das zweite Mal wurden die Erfurter tüchtig geklopft.

Mühlberg hatte fast immer eigene Burgmänner aus angesehenen adeligen Familien. Als solche wohnte auch die Familie von Hellbach darauf, welche mit ihren Nachbarn, den Grafen von Gleichen, durch eine sonderbare, den damaligen Zeiten auch treu darstellende Veranlassung in eine harte Fehde gerieth. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts lebte auf Mühlberg eine Wittwe von Hell-

bach. Sie hatte einen Sohn, einen jungen lüderlichen Burschen, der täglich in der Gegend herumschwärmte und Unfug trieb. Da sie nicht im Stande war, den Unband zu zähmen, so bat sie ihre Nachbarin, die Gräfin von Gleichen, den jungen Buben, wenn er einmal bei Gleichen vorüberreite, auffangen und einsperren zu lassen. Die Gräfin versprach das, und der Auftrag wurde auch ausgeführt. Unglücklicherweise entstand in der darauf folgenden Nacht Feuer auf der Burg Gleichen. Man dachte in der Bestürzung nicht an den jungen eingesperrten Menschen, ließ ihn stecken, und so mußte er eines jämmerlichen Todes sterben und im Rauche ersticken. Die Hellbachs, untröstlich darüber, forderten vom Grafen von Gleichen Genugthuung, die, was im Mittelalter eben nicht ungewöhnlich war, in so viel Silber bestehen sollte, als der Erstickte gewogen habe. Aber der Graf wollte sich nicht dazu bequemen. Da kam es denn zwischen Beiden zu einer harten Fehde, die mehrere Jahre dauerte. Ein Gedicht *), das in 230 Jamben diese Fehde besingt, schildert viele dabei vorgefallene Neckereien und Begebenheiten. Wenn zum Beispiel die Hellbachs auf Gleichen geschossen hatten, so kamen die Gleicher heraus, und reinigten die beschossene Stelle zum Spott mit einem Federwisch. Auch

*) Der Herr Rath Hellbach in Arnstadt besitzt das Manuskript davon, das in den historischen Aufsätzen über die sächs. Lande, vom Grafen Beust herausgegeben, Th. 1, S. 1. mit Anmerk. desselben abgedruckt ist.

setzte sich einmal ein Koch auf Gleichen in ein Fenster, nahm ein langes leeres Weinglas, und that als ob er daraus tränke. Er legte wahrscheinlich eine foppende Bedeutung in diese Handlung, aber sie wäre ihm bald schlecht bekommen, denn indem er das Glas am Munde hatte, kam eine Kugel und zerschmetterte es, doch ohne ihm zu schaden. Der Graf von Gleichen, dem zuletzt bange war, es möchten sich zu seinem Nachtheil die Nachbarn in die Fehde mischen und sie ernstlicher machen, verglich sich endlich mit den Hellbachs, und gelobte, ihnen jährlich ein Füllen als Buße und Entschädigung für den verlornen Sohn verabfolgen zu lassen.

Wir kommen nun zu der

Wachsenburg,

der dritten Schwester der sogenannten drei Gleichen. Von beiden vorhergehenden, so wie von Arnstadt, ist sie eine Stunde entfernt, und hat vor jenen die Vorzüge, am höchsten zu liegen, noch ganz bewohnbar zu seyn, und die ausgebreitetste Umsicht zu genießen. Aus der Ferne angesehen, macht sie keine besondere Wirkung. Sie gleicht einem zusammengedrückten Klumpen; denn kein Thurm, die Zierde alter Burgen, noch ein hervorspringendes oder überragendes Gebäude giebt ihrem Umrisse eine auszeichnende Form. Den Bergkegel, der sie trägt, der ringsum frei steht, größtentheils unbewachsen und der höchste in

der ganzen Gegend ist, ersteigt man kaum in einer halben Stunde.

Die Wachsenburg wird, wie gesagt, noch bewohnt, und von ihrem Eigenthümer, dem Herzog von Gotha, als Staatsgefängniß benutzt, das seinen Kommandanten hat. Sie gleicht daher einer kleinen gutverwahrten Festung, in die man nicht so geradezu gehen kann. Ihre zwei Thore sind meistens verschlossen, und wer eingelassen seyn will, muß sich durchs Ziehen einer Glocke anmelden. Das erste Thor führt in einen Hofraum, der sich um die eigentlichen Burggebäude ganz herumzieht, und wohl so groß ist, daß 1000 Mann darauf Platz hätten. In ihm ist ein vortrefflicher Brunnen, und drei nach verschiedenen Himmelsgegenden hin gerichtete Schießlöcher, in welchen drei Kanonen liegen. Der Brunnen ist vortrefflich, und noch ganz gut erhalten. Er hat eine Tiefe von 29 Ruthen und 2 Fuß. Das Wasser wird mittelst eines großen Rades heraufgetreten, und ist vom reinsten Geschmack. Im Jahr 1789 wurden 900 Rthlr. an seine Reparatur gewendet. Das zweite, auch geschlossene Thor, öffnete mir die Tochter des jetzigen Kommandanten, das einzige freundliche Wesen auf dieser Höhe. Der zweite Hof, in den es führt, ist nur 50 Fuß lang. Rings umgeben ihn meist gut erhaltene Gebäude. Ein Theil davon ist für Gefangene bestimmt, einen andern bewohnt der Kommandant mit seiner Familie, und ein dritter enthält noch die Reste einer Kirche oder Kapelle, die der Herzog Ernst

von Gotha im Jahr 1660 einrichten ließ, als er die Absicht hatte, hier ein Zuchthaus anzulegen.

Die Umsicht auf der Wachsenburg ist sehr ausgebreitet und reich. Nach Osten hin sieht man das freundliche Arnstädt vor sich, und dicht am Fuße des Burgberges das Dorf Holzhausen. Südlich lagert sich die lange Kette des Thüringer Waldes, dessen hügelige Umrisse in blauer Ferne sich ost- und westwärts verlieren, und aus welchen die Schneekuppe und des Inselsbergs mächtiger Rücken emporragen. Westlich zeigt sich die Wartburg bei Eisenach, das Schloß in Gotha, näher die Sternwarte auf dem Seeberge und die beiden Burgen, die wir eben erst verlassen haben. Nordwärts schweift der Blick auf einer gränzenlosen Fläche umher. Ichtershausen, Neudietendorf, Molsdorf, Erfurt und zahllose Dörfer beleben diese fruchtbaren Ebenen, und endlich haftet das Auge am Harzgebirge, wo der dreizehn Meilen weit entfernte Brocken, der Bruder des Inselsbergs, in bläulicher Ferne herüberschimmert.

In der Mitte des zehnten Jahrhunderts besaß das Stift Hersfeld in dieser Gegend viele Länderei und Güter. Diese schützen und besser verwalten zu können, ließ das Stift um das Jahr 950 auf dem Berge, der die Wachsenburg trägt, eine Burg erbauen, und setzte Mönche darauf, die auf Alles wohl Acht haben mußten. In den Sommermonaten hielten sich auch wohl die Herren Aebte selbst einige Zeit zum Vergnügen da auf.

Im Jahre 1120, wo diese Gegend ein Schauplatz großer Fehden war, hatten sie die Kaiserlichen inne. Die Sachsen und Thüringer aber, welche einen Bund wider die Landfriedensbrecher errichtet hatten, nahmen sie ihnen durch Belagerung und Eroberung ab. Dabei blieb sie aber immer ein Eigenthum des Stifts, denn dieses belieh in der Folge die Grafen von Schwarzburg und Käfernburg damit, welche sie endlich im Jahre 1306 käuflich an sich brachten, und 62 Jahre hindurch besaßen. Während der Zeit hatten sie zuweilen ihr Hoflager da, und eine Linie derselben schrieb sich auch davon. Im Jahre 1369 mußten sie sie aber verkaufen. Graf Johann II. war nämlich sechs Jahre früher wider den Bischof von Würzburg zu Felde gezogen, in diesem Kriege unglücklich gewesen, und darüber so in Schulden gerathen, daß er mit seinen Brüdern die Veräußerung der Wachsenburg beschloß. Die reiche Stadt Erfurt, die solche Gelegenheiten gern nutzte, ihr Gebiet zu erweitern, war gleich bereit zum Ankauf, und der Handel kam auch zu Stande. Allein die Landgrafen Friedrich Balthasar und Wilhelm von Thüringen versagten ihre Einwilligung, denn sie selbst wollten die Burg haben. Als nun die Deputirten Erfurts nebst dem Grafen Johann auf dem Wege zum Kaiser waren, von diesem die Beleihung über die neue Acquisition zu erbitten, wurden sie auf Anstiften der Landgrafen aufgehoben, und man nahm ihnen sogar ihre Papiere und 9000 Fl. baares Geld ab. Johann erhielt indessen seine Freiheit wieder, denn er versprach, den Kauf zu wider-

rufen, und dagegen einen neuen mit den Landgrafen abzuschließen, der auch zu Stande kam. Für 60,000 Rthlr., wozu die Erfurter noch obenein die Hälfte zahlen mußten, ging die Wachsenburg in ihre Hände über, und blieb seitdem auch immer und bis auf unsere Tage ein Eigenthum der sächsischen Häuser. Unter diesen kam sie bei Theilungen bald an diese bald an jene Linie derselben, bis sie im Jahre 1640 an die Gothaische gelangte, die sie noch jetzt besitzt.

Das wichtigste Ereigniß in der Geschichte dieser Burg ist ihre Belagerung im Jahr 1452. Apel von Vitzthum, berüchtigt wegen seiner Schändlichkeiten und Verheerungen, die ihm schon von seinen Zeitgenossen den Beinamen „der Brandmeister" zuzogen, und den wir bei einer andern Gelegenheit näher kennen lernen werden, hatte um diese Zeit die Wachsenburg pfandweise inne. Seine Verbrechen, besonders Landesverrätherei, zogen den Verlust seiner Güter nach sich, die ihm alle mit Gewalt genommen wurden. Zur Wegnahme der Wachsenburg wurden die Erfurter aufgefordert. Allein Apel hatte sich gut verwahrt, und es war ein saures Stück Arbeit, den schlauen Fuchs herauszubeißen. Im nahen Dorfe Haarhausen hatte das Belagerungskorps sein Hauptquartier, und um den Berg herum waren fünf Batterieen errichtet, von denen die Belagerer die Burg beschossen. Außerdem ließen sie durch Bergleute in den Berg hinein nach den Kellern und dem Brunnen hin graben, wodurch auch der Einsturz eines großen Stückes Mauer bewirkt wurde. Nach drei Wochen endlich war die Burg erobert. Apels

Schwager, Buso, und Kerstan, der Kommandant der Besatzung, geriethen, nebst einer Menge Waffen, Geld und Lebensmittel, in ihre Gewalt. Diese Beute nahmen sie mit nach Erfurt, die Gefangenen mußten ihnen ein bedeutendes Lösegeld zahlen, und um den möglichsten Vortheil aus dieser Angelegenheit zu ziehen, räumten sie dem Herzoge Wilhelm von Sachsen, in dessen Auftrag sie doch nur gehandelt hatten, die Burg nur gegen Zurückgabe des Schlosses Capellendorf, das sie ihm zuvor versetzt hatten, ein. Zum Andenken an diese Belagerung ließ man die zwei steinernen Kugeln im innern Hofe einmauern, wo sie noch jetzt zu sehen sind.

Als Herzog Ernst von Gotha, dessen Sinn für Religion und Christenthum ihm den schönen Beinamen „der Fromme" erwarb, die Wachsenburg besaß, ließ er sie im Jahr 1660 zu einem Zucht- und Waisenhause einrichten, und auch die vorhin erwähnte Kapelle anlegen. Er sah aber bald ein, daß eine solche Anstalt besser in eine Stadt passe, und verlegte sie daher nach Gotha. Die Kirche ging darauf wieder ein, die Gebäude wurden aber erhalten, und ihre Bestimmung blieb bis jetzt die eines Staatsgefängnisses.

Dies die Geschichte der Schlösser Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg, zu der ich noch die Sage anfüge, daß sie am 31sten Mai 1231 alle drei zugleich vom Blitz getroffen wären, und, wie die Chronisten sich ausdrücken, gleich Fackeln gebrannt und die ganze Gegend erhellt hätten. Alle Gleichische Geschichtschreiber führen diesen, frei-

lich sehr sonderbaren Vorfall an, aber die neuern ziehen seine Echtheit in Zweifel, und meinen, daß der in diesem Jahre auf Gleichen, so wie der 1242 auf Wachsenburg durch den Blitz entstandene Brand, wohl Veranlassung gegeben habe, dies Ereigniß auf alle drei Burgen auszudehnen.

* * *

Von der Menge Schriften, die zum Theil oder ganz der Geschichte und Beschreibung dieser drei Burgen gewidmet sind, habe ich nur folgende benutzt: Melißantes Bergschlösser in Deutschland. — Erfurt und das Erfurtische Gebiet, von Dominicus. — Hellbachs Nachricht von den drei thüringischen Bergschlössern u. s. w. — Galetti Gesch. und Beschr. des Herzogth. Gotha. — Sagittars Gleichische Geschichte. — Jovius Chron. Schwarzburg. Bd. 2. Kap. 6.

In Melißantes Buche ist eine ganz kleine Abbildung aller drei Burgen, wie sie zur Zeit ihres Flors aussahen. In Hellbachs sehr schätzbarem Werke trifft man S. 47 einen Grundriß von Gleichen; S. 188 eine Ansicht von Mühlberg, wie es sonst war; S. 249 einen Grundriß von Wachsenburg, und als Titelkupfer eine treue Ansicht der drei Burgen, wie sie jetzt aussehen, an. — Im Journal von und für Deutschland 1791, ist ein kurzer Aufsatz über diese drei Burgen von Krügelstein in Ohrdruf, dem eine ähnliche Ansicht derselben beigefügt ist, die aber kaum eine Erwähnung verdient. Die neueste hat

das Journal: Deutschland, 1ster Bd. 3ter Heft, Gotha 1812, geliefert, wovon auch mit dem 99sten Stück der Erholungen, (Erfurt b. Keyser) Abdrücke ausgegeben worden sind. Sie gehört aber auch nicht unter die gelungensten. Mehr empfiehlt sich eine große kolorirte Ansicht von Gotha, von Richter gez. und Hammer gest., welche 1815 in der Kleistschen Kunsthandlung in Schleiz erschien, und worauf man, aber nur in der Ferne, die drei Gleichen sieht. Schade, daß man von dieser lieben Gegend nicht eben solche vortreffliche Blätter besitzt, wie sie Günther und Bizani aus der von Dresden geben.

47.

Staufen
bei Freiburg im Breisgau.

Kühler Rasen überschleiert
Sorgsam der Verwesung Spur.
Auf des Moders Halle feiert
Frühlingsfeste die Natur.

v. Salis.

47.

Staufen.

Die Burg Staufen liegt eine halbe Stunde von dem Städtchen Staufen und drei Stunden von Freiburg, Mühlheim und Alt-Breisach, am Eingange in das Münsterthal, in dessen Hintergrunde der hohe Belchen sich majestätisch erhebt, in einer der üppigsten und lachendsten Gegenden des Breisgaues.

Auf mittelmäßig hohem Berge ist dieses alte Bergschloß aufgethürmt, und nimmt die ganze oberste Spitze desselben ein. In keiner Verbindung mit dem nahe gelegenen Schwarzwaldgebirge stehend, bietet diese Höhe eine besonders schöne Ansicht dar.

Gegen Norden sieht man das Bollschweiler Thal: jenes, welches über Kirchhofen gegen Pfaffenweiler sich hinzieht, und die ganze Ebene diesseits des Rheingebirges — des Kaiserstuhls — in einer abwechselnden Entfernung von 1 bis 4 Stunden.

Gegen Westen erblickt man die weiten Ebenen des Elsasses, begränzt durch das mit dem Rheine sich abwärts ziehende Gebirge der Vogesen.

Südlich wird man begrüßt durch das freundliche Oberland, in dessen obersten Gegenden sich das forschende Auge verliert.

Oestlich ruht das durch ferne Aussichten ermüdete Auge auf den dunkeln Hainen des nahen Schwarzwaldgebirges aus, und wird südöstlich auf die am Fuße dieses Bergschlosses angelegte Stadt Staufen hingezogen, über welche man das Münsterthal erblickt.

Um die stehenden Ruinen des Schlosses zu umgehen, werden über 1000 Schritte erfordert. Die Ringmauern, so wie der Thurm — letzterer über 60 Fuß hoch — sind noch größtentheils erhalten.

Von einem Berge, der den Namen Staufen getragen, meldet schon eine Urkunde vom 2ten April 856 bei Herrgott.

Zu Anfang des 12ten Jahrhunderts war Staufen unstreitig ein Eigenthum der Herzoge von Zähringen, nach deren Absterben der Ort an die Grafen von Freiburg gekommen ist, wie zwo Urkunden des Stadtarchivs in Freiburg vom Jahr 1337 beweisen.

Eben diese Grafen gaben diesen Ort einer breisgauischen adeligen Familie zu Lehen, die den Namen der Herren von Staufen angenommen hat.

Ihr Adel war vom ersten Range, und ihr Vermögen bedeutend. Sie waren eine Zeitlang Kastenvögte der 1½ Stunden von Staufen entlegenen ehemaligen Benediktinerabtei St. Trupert.

Von-

Von wem das Schloß Staufen erbaut worden, und wer dem an dem Fuße des Bergschlosses liegenden Städtchen die Ringmauern gegeben habe, ist unbekannt.

Es ist zu vermuthen, daß das Städtchen Staufen aus der Asche der ehemals zwischen diesem Orte und St. Trupert gelegenen, durch Brand aber zu Grunde gegangenen Stadt Münster entstanden sey, von welchem noch bis jetzt das Thal den Namen führt.

In einer Urkunde vom Jahr 1337 kommt die Stadt Staufen das erstemal vor.

Kaiser Friedrich V. erhob die Herren von Staufen in den Reichsfreiherrnstand, die sich bald darauf mit dem übrigen Adel des Breisgaues, Elsasses und Sundgaues als Landstände erklärt haben.

Im Jahr 1602 starb Freiherr Georg Leo, der letzte Zweig dieses Stammes.

* * *

Die Beschreibung der Gegend, nach eigener Wahrnehmung entworfen; das Geschichtliche aus Kräuters Geschichte der vorderösterr. Staaten, St. Blasien 1790. 2 Bände.

Baron von Gleichenstein.

48.

Mohrungen
am Harze.

Rastlos zehrende Zeit, und du scheelsüchtiges Alter,
Alles zerstört ihr, und was von dem Zahne des Wechsels benagt ward,
Raffet ihr Alles allmählig hinweg in schleichendem Tode.

G. W. C. Starke,
nach Ovids 15ter Metamorph.

48.

Mohrungen.

Die Ruinen der Burg Mohrungen liegen am Harze über einem Dorfe gleiches Namens, in der sonstigen nun preußischen Grafschaft Mansfeld. Unter vier alten Burgen, die ehemals eben so hießen, ist sie die jüngste, daher sie auch auf alten Landkarten und in alten Geographieen Neu-Mohrungen oder das neue Schloß genannt wird.

Wer, mit dieser Benennung im Sinne, diese sogenannte neue Burg erklimmt, und weiter nichts antrifft, als eine zum Theil eingefallene Ringmauer mit einem noch stehenden Thore, das jeden Augenblick den Einsturz droht, und innerhalb, neben aufgehäuftem Schutte noch einige Abtheilungen von Zimmern, und über alles das einen hohen halbgeborstenen Thurm hervorragend erblickt, der wird sich freilich wundern, wie dieser Schutthaufen die Benennung „Neu" noch führen kann. Die vordern Verschanzungen nach dem fortlaufenden Bergrücken zu, die immer wieder von der Hauptveste durch tiefe Gräben getrennt waren, sind alle verfallen, und man staunt nur die Mühe und den Fleiß an, die man anwenden mußte, um

ein solches Schloß auf einen festen Thonschieferfelsen zu erbauen, wenn man auf der andern Seite bedenkt, wie unruhig die Zeiten müssen gewesen seyn, wo man solche Mühe nicht überflüssig hielt, sich zu sichern. Wie vielen Werth mag der damalige Ritter auch auf seine Person gelegt haben, als er auf eine solche von Mauersteinen entblößte Höhe bauete, und durch mühsames Stuffen *) in den festen Thonschiefer die Eingänge zu seinem Zufluchtsorte für seine Verfolger ungangbar machte.

Wer es war, der diese alte Burg zuerst erbauete und sie zum Schutz gegen seine Feinde so fest verwahrte? und wann dies geschah? — das sind nicht mehr zu beantwortende Fragen. Möglich ist's, daß ihr Ursprung in die Zeiten der Karolinger hinaufreicht, wo schon die benachbarte Pfalz Wallhausen, jetzt ein kleines unbedeutendes Landstädtchen, durch ihren mächtigen Wall die Einfälle feindlicher Horden dämmen mußte. Noch findet man nicht fern von hier auf einer Höhe einen Schutthaufen, umgeben mit einem Graben, in welchem schon mehr als 300 Jahre alte Eichen aufgewachsen sind. Er heißt die Sachsenschanze, so wie die dabei befindlichen Teiche die Sachsenteiche genannt werden. Allerdings möchten dies Spuren seyn, daß Mohrungen in jenen Zeiten ein bedeutender Platz war, und dürfte es wohl der Untersuchung sehr werth seyn, um auszumitteln: ob jene Namen auf

*) Ein bergmännischer Ausdruck, der das Einarbeiten ins Gestein mit Schlägel und Eisen andeutet.

Begebenheiten Bezug haben, die sich in den Kriegen der Sachsen mit Karl dem Großen ereigneten.

Zu den Zeiten, als Graf Wipprecht von Groitzsch II. nebst andern Besitzungen auch die Burg Mohrungen an Kaiser Heinrich V. (1110) zur Auslösung seines gefangenen Sohnes, Wenzel, abtrat, mag sie freilich noch im besten Flor gewesen seyn. Was aber Graf Hoyer von Mansfeld, der sie darauf als ein Lehen vom Kaiser erhielt, daran bauete oder besserte, wird wohl nicht viel gewesen seyn, da er sie nur lebenslang besessen. Denn ob sie gleich nebst ihren damals weitläuftigen Zubehörungen bis ins 15te Jahrhundert ein Reichslehen war, so wanderte sie doch von einem Besitzer auf den andern.

Nach Hoyern besaßen sie die Grafen von Hohnstein, dann wieder die von Mansfeld, und in der Mitte des genannten Jahrhunderts, vielleicht als Mitgift, die Grafen von Stolberg, die sie nachher wieder an jene abtraten.

Zur Zeit der Reformation war Mohrungen schon ganz verfallen. Keiner ihrer nachmaligen mannigfaltigen wiederkäuflichen Besitzer nahm sich ihrer an; und so wird sie nun bald durch die Alles zerstörende Zeit, ihren Schwestern gleich, kaum noch die äußern Umrisse ihrer ehemaligen Größe, Festigkeit und Erhabenheit auf unsere Nachkommen bringen.

Die Umsicht von den Ruinen ist sehr schön. Sie verdient es allein, daß man den Berg, der sie trägt, ersteigt. Man sieht in der weitesten Ferne den Bergzug des Thüringerwaldes mit seinem hohen Inselsberge, näher die

Ruinen des Sachsenburger Schlosses, noch näher einen großen Theil der gesegneten goldenen Aue und der fruchtbaren Riethgegend, mit Saatfeldern, Triften, Höhen, Dörfern und Flecken reichlich geschmückt. Rechts schweift der Blick an den beiden, uns nun schon bekannten Burgruinen von Kyffhausen und Rothenburg *) hin, bis ihn Gebirge des Eichsfeldes hemmen. Ganz dicht am Fuße des Berges liegt das Dörfchen Mohrungen, hineingesenkt zwischen hohe Berge.

Wenig gekannt ist die Ruine von Mohrungen, wenig wird sie besucht, denn keine Landstraße führt in ihrer Nähe vorbei.

Ihr jetziger Besitzer ist die von Ebersteinsche Familie, der auch das Dorf Mohrungen gehört.

* * *

Diese Nachrichten ließ Herr Witschel in Mohrungen in den Mansfelder Annalen, 1805 im 45sten und folgenden Stücken abdrucken, woraus ich sie genommen habe, und hier, nach nochmaliger Durchsicht des Herrn Verfassers, etwas abgekürzt liefere. Eine Abbildung von Mohrungen giebt es nicht.

*) S. 221 und 249 des 2ten Bandes.

49.

Wildenfels.

— Das Alte stürzt — es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Schiller.

49.

Wildenfels.

Franken ist die Wiege einer überaus großen Zahl alter adeliger Familien, deren Ansehn sich lange und bis in unsere Tage erhielt, deren Besitzungen äußerst bedeutend waren und zum Theil noch sind. Auf Bergen und Anhöhen starren in großer Menge die Reste ihrer Stammburgen noch empor, und verkünden es laut, wie reichlich dies Land mit Familien angefüllt war, die zur ritterlichen Kaste gehörten. Viele davon gingen unter und verschwanden wie ihre Stammsitze; viele blühen noch jetzt.

Wildenfels gehört mit seinen Eigenthümern unter die erstern. Die Familie ist erloschen, die Burg wird es auch bald seyn. Sie liegt im Amte Hippoltstein, das der sonstigen Reichsstadt Nürnberg gehörte und jetzt baierisch ist. Die frühesten Besitzer davon hießen Wildenfels, bisweilen nannten sie sich auch Wildenstein, führten aber einerlei Wappen und gehörten auch, der Stammfolge nach, zu einem und demselben Geschlechte. Im 13ten Jahrhunderte kommen sie zuerst vor. Man findet da einen Dietrich

von Wildenstein, der um das Jahr 1290 lebte. Der letzte bekannte Wildensteiner, Hans hieß er, kommt 1405 vor. Er war Bürger in Nürnberg. Nach ihm scheint die Familie erloschen zu seyn, denn es wird ihrer nirgends mehr erwähnt, und ihre Burg besaß die Familie Lentersheimer. Diese verkauften sie im Jahre 1500 an die Gebrüder Konrad und Friedrich Pelecke, und von diesen ging sie, eilf Jahre später, durch Kauf an den Rath zu Nürnberg über, welcher 1050 Gulden Kaufgeld und 250 Gulden Baugeld und Vorrath dafür gab. Als böhmisches Lehn wurde dieser noch in demselben Jahre vom Könige Wladislaus von Böhmen zu Ofen damit beliehen. Gegen vierzig Jahre lang hatte Nürnberg einen eigenen Pfleger oder Amtmann da, bis es im markgräflichen Kriege, 1552, zerstört ward, worauf es zum Amte Hippoltstein geschlagen wurde. Seit der Zeit liegt es in Trümmern, von denen das Titelblatt dieses Bandes eine Ansicht aus dem Jahre 1797 giebt.

Diese wenigen Nachrichten sind es nur, welche von Wildenfels mitgetheilt werden können. Für ihre Dürftigkeit wird dafür, hoffentlich, die nachfolgende uns aufbewahrt gebliebene Begebenheit aus dem Leben des oben erwähnten Hans von Wildenstein entschädigen.

Hans Wildensteiner von Wildenfels war ein eifriger Hagestolz, aber deshalb gar kein Weiberfeind. Im Gegentheil kosete er nur zu gern und oft mit den Weibern und schönen Dirnen des Landes, nur mußte keine von ehelichen Verbindungen reden, sonst hatte das Kosen ein Ende.

Wie es aber solchen Ehefeinden und Buhlfreunden gewöhnlich geht, so auch ihm. Eine seiner Dirnen, Sidonia hieß sie, wußte ihn durch allerlei Ränke und Künste zu beschwichtigen, die alten eingewurzelten Vorurtheile gegen das eheliche Leben auszureden, und endlich dahin zu bringen, daß er ihr die Ehe versprach. Dabei machte er aber die sonderbare Bedingung, daß, wenn sie ihm ein Mädchen gebäre, dies gleich aus der Burg geschafft werden müsse, und nie dürfe sie von ihm verlangen, daß er es für sein Kind anerkenne; für die Erhaltung und Pflege, so wie für dessen Versorgung, wolle er aber sorgen.

Die schlaue Sidonia dachte: kommt Zeit kommt Rath, ging die Bedingung ein, und im Jahr 1406 wurde sie sein Weib.

Was geschah? Als sie das erste Mal gebar, waren es Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen. Mit ihrer Zofe und der Hebamme schon längst auf jeden Fall vorbereitet, ließ sie den Knaben gleich nach der Geburt heimlich wegbringen, und dem Vater nur das Mädchen zeigen, Gar lieblich war das Kind gebildet, so daß es der Vater selbst freudig an sein Herz drückte; aber dennoch wollte er nichts weiter von ihm wissen, und befahl es wegzubringen. Sidonia wußte indessen ihren barschen Ehegemahl in der ersten Stunde noch umzustimmen. Ihren Liebkosungen, ihren Bitten konnte er nicht widerstehen; sein harter starrer Sinn beugte sich unter das sanfte Zepter des Weibes, und er willigte endlich in ihr Begehren, daß das Mädchen auf der Burg bleiben und da erzogen werden dürfe.

Aber sein origineller Charakter drückte sich doch in der hinzugefügten Bedingung aus: es solle nämlich in der ganzen Burg bekannt gemacht werden, daß dem Burgherrn ein Knäblein geboren sey; denn, fügte er hinzu, „ich will „mir nicht den Spott meiner Freunde und Bekannten da„durch zuziehen, daß ich jetzt als wirklicher Ehemann nur „ein Mädchen erzeugt hätte, da ich doch vorher so man„chen tüchtigen männlichen Sprößling meiner Lenden auf„gestellt habe." Zofe und Amme mußten hierauf eidlich angeloben, nicht zu plaudern. Das Mädchen wurde nun als Knabe getauft, mit dem Namen Guido belegt, und mit Knabenkleidern angethan, so daß niemand, ohne genauere Untersuchung, vor der es auf alle Art geschützt wurde, den Betrug ahnen konnte.

Den wirklichen Knaben hatte die Mutter indessen zu einer frommen Frau der Gegend, die im Rufe der Heiligkeit stand, bringen lassen. Hier wurde er auch Guido getauft, und eine Köhlerfrau, der man glauben machte, das Kind sey im Walde gefunden worden, säugte ihn.

Durch diese dem Mutterherzen leicht verzeihliche List gewann Sidonia den Vortheil, daß ihr Mägdlein vom Vater nicht gehaßt, nicht verstoßen, vielmehr geliebt wurde. Und diese Liebe nahm zu, da es sich, unbewußt ihrer Verhältnisse, im Knabenanzuge ganz zum Knaben bildete, beim Eintritt der Jünglingsjahre Knabenbeschäftigung und Knabenspiele versuchte, späterhin in den Waffen sich übte, und sich nach damaliger Sitte, die schönsten Rittereigenschaften erwarb. Der Vater war so erfreut

darüber, daß es ihm zuletzt ganz so war, als habe er einen Sohn; die alte Grille war vergessen, und er sah in seinem Guido sein Ebenbild. Ueberall mußte das männliche Mädchen ihn begleiten, auf Fehden und Kämpfen, und endlich schickte er sie sogar als jungen Ritter auf kleine Reisen.

Unterdessen wuchs auch der wirkliche Knabe Guido, der mit seiner Schwester die auffallendsten Zwillingsähnlichkeiten hatte, zum ritterlichen Jüngling heran. Bis ins vierzehnte Jahr mochte er bei seiner Pflegerin gelebt haben, als er sich einstens von ihrer Hütte zu tief in den Wald hinein verirrte und den Rückweg nicht finden konnte. Da kam ein Ritter mit seinem Jagdgefolge durch das Dickicht gesprengt, einem wilden Eber nach. Der Ritter, Kuno von Pottenstein war es, stutzte, einen so lieblichen Knaben in der Wildniß anzutreffen, und sprach ihm freundlich zu. Guido antwortete dreist, freute sich über die schönen Pferde, über die schönen Kleider, was er hier alles zum erstenmale sah, und verlangte mitgenommen zu werden. Kuno gefiel das, er nahm den Knaben mit auf seine Burg als Knappe. Zwar ließ er sogleich bei der frommen Mutter Guido's nachfragen, wer seine Eltern wären, erfuhr aber nur das alte Mährchen, daß sie den Knaben einst im Walde gefunden.

Da er bei Kuno in guten Händen war, so ließ sie ihn gern da, und Guido gefiel es wohl in seiner neuen Lage, denn sie hatte überaus viel Reitz für ihn. Er ent-

wickelte sehr gute Eigenschaften des Herzens und Kopfes, und nahm in allen ritterlichen Uebungen schnell zu.

Sidonia erfuhr alles das durch Guido's Pflegemutter wieder, und freute sich herzlich darob. Aber nun wünschte sie auch sehnlich eine schickliche Gelegenheit, wo sie ihren Gatten mit dem wirklichen Sohne und mit der Enthüllung der ganzen Geschichte überraschen könnte. Lange wollte sich jedoch diese nicht günstig genug finden.

Daß die auffallende Aehnlichkeit in Bildung und Geberden, welche die Geschwister mit einander gemein hatten, manches gar sonderbare Ereigniß herbeiführte, wo immer Einer für den Andern gehalten wurde, Einer oft um des Andern willen, auf eine jedem unbegreifliche Art, bald Leiden bald Freuden genoß, weil Beide ihre Zwillingsexistenz nicht wußten, kann man sich leicht denken. Schade ist's, daß sie uns nicht aufbewahrt worden sind! Nur die Enthüllung des lang verwahrten Geheimnisses durch ein Ereigniß dieser Art weiß man.

Der Ritter Kuno hatte eine seiner Nichten, ein holdes, schmuckes, aber verwaistes Mädchen, zu sich genommen. Gleich beim ersten Erblicken regte sich in Guido's Busen eine zärtliche Empfindung für die schöne Agnes, und auch diese fand an Guido einen männlich schönen Jüngling. Kuno gewahrte diese Neigung gar bald und gern, denn Guido war sein Liebling geworden. Er wünschte aber zugleich, daß sie von Dauer sein möchte. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, beschloß er, sie auf die Probe zu stellen. Zu dem Ende sandte er Guido mit verschie-

schiedenen Aufträgen nach Fulda, und sagte dabei, daß er ihm nach acht Tagen selbst folgen werde. Aber schon den Tag nach Guido's Abreise begab er sich mit seiner Nichte nach Pottenstein zu einem alten Vetter, dem Ulrich von Pottenstein, der zur Feier seiner goldenen Hochzeit ein großes Fest angestellt hatte. Da gab's nun mehrere Tage lang Vergnügungen aller Art; unter andern auch ein Stechen, wozu sich aus der Nachbarschaft gar viele Ritter eingefunden hatten. Als dieses im besten Gange war, siehe, da erblickten mit einem Male Ritter Kuno und die schöne Agnes ihren Guido auf der Stechbahn mitten unter den Kämpfenden, den sie doch auf dem Wege nach Fulda wußten. Agnes besonders wollte ihren Augen gar nicht trauen; aber, er war es und mußte es seyn, denn mit welchem zärtlichen Blicke sah er nicht oft zur schönen Agnes auf! Weder sie noch Kuno störten indessen durch Nachforschungen die Lustparthie, die noch einige Stunden lang dauerte, und verschwiegen ihre Entdeckung. Schon war der Abend stark herangedämmert, als das Stechen erst zu Ende ging, und nun der Dank ausgetheilt werden sollte. Da brachte man dem alten Pottenstein die Nachricht, das schöne Fräulein Agnes sey entführt, und vermuthlich von Guido, der auch, ohne Abwarten des Danks, den er einigemal verdient hatte, verschwunden sey.

Kuno tobte und lärmte gewaltig ob dieser Schande, und schwor dem Entführer den Tod. Alle seine Reisige mußten aufsitzen, nach allen Windgegenden hin eilen, die

Flüchtigen einzufangen. Auch nach Fulda sandte er deren, um gewiß zu seyn, daß dieser Guido auch der rechte gewesen; denn er konnte sich dessen beinahe unmögliche Erscheinung bei der Lustparthie noch gar nicht enträthseln. Allein hier fand man den Knappen Guido ganz ruhig in seinem Berufe zu Fulda. Andere Reisige hatten indessen den wirklichen Entführer, den weiblichen Guido, gefunden und aufgegriffen. Ihn brachte man auf Kuno's Burg, Agnes aber auf eine andere, wo sie sich vorerst erholen sollte.

Kuno erstaunte nicht wenig, als ihm der gefangene Guido zum Verhör vorgeführt wurde, und er in ihm einen fremden Menschen erblickte, der freilich viele Aehnlichkeit mit seinem Guido hatte. Und da er auf alle seine Fragen kurze, kräftige, Trotz verrathende Antworten erhielt, so wurde er so erbittert, daß er den Fremdling in engen Verwahrsam bringen ließ. Man nahm ihm seine Rittertracht ab, und — da löste sich das Räthsel, denn man entdeckte, daß man es mit einem weiblichen Guido zu thun habe. Kuno ließ sich das Mägdlein wieder vorführen, und erhielt von ihr das Geständniß, daß die ganze Entführungsscene ein Scherz und eine kleine Züchtigung für den andern Guido habe seyn sollen, der ihr so oft schon im Wege, und für sie die Veranlassung zu vielfachen Mißverständnissen gewesen wäre.

Nach einigen Tagen kam der männliche Guido von Fulda zurück. Die Aehnlichkeit Beider war auffallend und Allen räthselhaft. Hans von Wildenfels löste aber

das Erstaunen, denn seine Hausfrau hatte ihm indessen Alles entdeckt. Die Freude, mit Einemmale Vater zweier Kinder zu seyn, hatte plötzlich die frühere Abneigung gegen eine Tochter bei ihm vertilgt. Er drückte beide Kinder an seine väterliche Brust, bestätigte Beiden gleiche Rechte, erlaubte der Tochter, die er nun Siddi nannte, weibliche Kleidung zu tragen, und hörte nie auf, seiner Gattin für die Täuschung zu danken, die ihn zum glücklichen Vater machte, denn froh und heiter beschloß er seine Tage im Schooße seiner Familie.

* * *

Sammlung der Ruinen und Ritterburgen in Franken. Fürth, Heft 1. (1797) — enthält die diesem Bande vorgesetzte Abbildung in Querfol.

50.

Iburg oder Driburg
bei Driburg in Westphalen.

Driburg magst du mich nennen, oder, nach älterem Namen,
Iburg; meinem Verdienst bleibt doch der nämliche Ruhm.
Einer Burg hochragende Mauern, so lautet die Sage,
Hatten die Sachsen zum Schutz mir auf den Gipfel gesetzt,
Die der siegende Karl, gefällig dem bittenden Leo,
Mit des Padergebiets geistlicher Herrschaft verband.
Jetzt mich verherrlicht des Sauerbrunnens reichliche Ader,
Welcher Labung und Heil mancherlei Kranken entströmt.
Hat die verflossene Zeit mir genommen die erstere Ehre,
So bewahrt mir der Ruhm doch nun der lebende Born.

J. Meyer,
(nach einer latein. lapidar. Inschrift Ferdinands von Fürstenberg, Fürstbischofs von Paderborn.)

50.

Iburg oder Driburg.

An der Ostseite des Teutoburger Waldes, im vormaligen Herzogthum Westphalen, wo dieses lange Gebirge schroff abgedacht ist, tritt in einem von zusammenhangenden Bergen fast ganz umfaßten Thale, worin jetzt das Städtchen Driburg mit seiner bekannten mineralischen Quelle liegt, ein hoher steiler Berg hervor, auf dessen Gipfel die Iburg stand.

Von ihr konnte sowohl das vor ihr liegende weite Thal, als noch jenseits desselben, über viele Berge hinweg, die ferne Gegend beobachtet werden. Ihr einziger Zugang war von der Westseite, wo der Fuß des Berges mit dem Gebirge zusammenhängt. Da war sie aber auch mit doppelten Graben, hohem Wall und einer großen Mauer gegen den andringenden Feind verwahrt, wovon man noch jetzt, nach mehr als tausend Jahren, Spuren und Trümmer sieht.

Im Dunkel der Vorzeit verliert sich das Alter der Iburg. Schon vor mehr als tausend Jahren erzählt von

ihr die Geschichte. Damals erscheint sie als eine der berühmtesten Vesten der alten Sassen oder Sachsen, welche, während ihres langen harten Kampfes um angestammte Freiheit, hier gegen fremde Gewalt Schutz suchten. Ueber die Zeit ihrer Erbauung weiß man aber eben so wenig, als über die frühere Geschichte ihrer Erbauer etwas Gewisses anzugeben.

Unter dem Namen der Franken hatte sich eine Kriegsgenossenschaft mehrerer, am Niederrhein, im nachherigen Hessen und Westphalen wohnender Völkerschaften gebildet. Von der römischen Herrschaft befreit, unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte vereinigt, hatten sie bereits in Gallien das Frankenreich unter Chlodwig gegründet. Da sich nun auch in Deutschland ihre Macht immer weiter ausdehnte, so schienen sie den Sassen oder Sachsen gefährliche Nachbarn. Und da ihre Fehden immer zum Nachtheil der Letztern ausfielen, ihr Land auch ganz offen und ohne feste Plätze war, so dachten diese ernstlich auf Sicherheitsmaaßregeln.

Nach Maaßgabe der in früherer Zeit von den römischen Heeren zu ihrer Sicherheit erbaueten Kastelle gegen feindliche Angriffe, errichteten sie daher auch gegen die Franken auf allen hohen Bergen Vesten. So entstand die Eresburg an der Diemel, die Siegburg an der Ruhr, Brunsberg an der Weser, und auch die Iburg.

Als Karl, der sogenannte Große, zu wirken und als unersättlicher Eroberer aufzutreten begann, schien es ihm bald nothwendig, das Land der Sachsen mit seinem gro-

ßen Reiche zu vereinigen. Im Jahr 772 nahm er ihnen daher die Eresburg weg, und zerstörte ihr berühmtes Götzenbild, die Irmensäule. Kaum hatte er sich aber wieder nach Italien begeben, wohin ihn Papst Hadrian zu kommen gebeten, um ihn gegen die Gewaltthätigkeiten des Desiderius, Königs der Longobarden, zu schützen, so wähnten sich die Sachsen frei, eroberten ihre Eresburg wieder, und drangen verwüstend bis nach Fritzlar vor. Karl hatte indessen dem 206 Jahr alten Longobardischen Königreiche ein Ende gemacht, den Desiderius in ein Kloster gesperrt, und eilte nun wieder nach Deutschland, die Sachsen von neuem zu bändigen. Es gelang ihm auch. Er nahm 775 die Eresburg, Siegburg, Brunsberg und auch Iburg weg, und verbreitete ein panisches Schrecken vor sich her. Man weiß nicht, ob ihm bei der Iburg viel Widerstand geleistet wurde; aber Karl ließ die Verschanzungen derselben, welche ihn für damalige Zeit die Eroberung nicht ganz leicht gemacht haben mochten, zerstören.

Die von neuem gedemüthigten Sachsen erhoben sich aber doch eben so oft wieder, als Karl ihr Land verließ, um in andern Weltgegenden seine stets siegreichen Waffen zu führen. Die fremde Herrschaft und die neue Glaubenslehre mit allen sie begleitenden Neuerungen schienen dem Freiheitssinne der Sachsen unerträglich. Karl durfte sich daher bis zu ihrer gänzlichen Unterjochung nicht aus dem Lande entfernen.

Als er sich im Jahre 799 in Paderborn aufhielt, um einen Zug nach der Elbe unter Anführung seines Sohnes

anzuordnen, besuchte ihn der Papst Leo III., um ihn auch um Hülfe gegen die Verwandten seines Vorgängers Hadrian anzuflehen. Bei dieser Gelegenheit bestätigte Leo das von Karln errichtete Bisthum Paderborn, und auf sein Ansuchen schenkte Karl die von ihm eroberte Iburg, nebst allem umherliegenden Lande, dem ersten paderbornschen Bischofe, Hathumar. So kam die Iburg an das Stift Paderborn auf päpstliche Bitte und durch königliche Gnade.

Nach Karls Tode, 814, zerfiel sein großes Reich in Anarchie, und nach achtzig Jahren schon war seine Dynastie verschwunden. Von seinen guten Eigenschaften war nur die Sorge für das Christenthum und für den geistlichen Stand auf seine Nachkommen übergegangen. Nach ihrem Beispiele war es auch bald in Sachsen herrschender Glaube, daß die Errichtung frommer Stiftungen Heil bringe. So wie schon Karl noch auf der Eresburg ein Benediktinerkloster gründete, so setzte der paderbornsche Bischof Bernhard I. auf die Iburg eine kleine Anzahl frommer Dienerinnen Gottes nach der nämlichen Regel Benedikts im Jahr 1134. Wo vorher der Schauplatz wilder kriegerischer Scenen gewesen war, da sollten nun fromme Nonnen beten. Allein der steile Berg, die Unfruchtbarkeit des umherliegenden Landes, der Mangel an Unterhalt, die gänzliche Entfernung von aller menschlichen Hülfe machten, daß die Nonnen über ihren unleidlichen Aufenthalt laut klagten. Da nun gerade um diese Zeit Heinrich von Gehrden alle seine Güter Gott und den Hei-

ligen vermachen wollte, um desto seliger zu werden, und sein Stammgut Gehrden zur Errichtung eines Klosters bestimmte, so versetzte Bischof Bernhard die armen Nonnen von Iburg nach Gehrden in das neue Kloster. Dies geschah 1136, und war daher Iburg zwei Jahre lang ein Kloster gewesen. Ueberbleibsel sollen von den Klostergebäuden noch in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu sehen gewesen seyn, denn, auch nach aufgehobenem Kloster wurde die Kirche im Stande erhalten, und für den Gottesdienst darin, ein Geistlicher von dem neuen Kloster Gehrden angestellt. Ob nach dieser Versetzung der Nonnen, Iburg wieder an den Bischof zurückfiel, oder von diesen ihm förmlich wieder zurückgegeben wurde, ist nicht deutlich bekannt. Aber funfzig Jahre später findet man die Iburg wieder in bischöflichen Händen. Im Jahr 1189 ließ sie Bischof Bernhard II. mit Mannschaft besetzen und ganz wieder zur Veste einrichten. Die gräulichen Fehdezeiten begannen, und da war es denn freilich auch für die geistlichen, der Natur nach zum Frieden bestimmten Herren nöthwendig, sich durch feste Plätze zu sichern.

Mit dieser neuen Befestigung der Iburg waren die Ministerialen *) Bernhards und die damals noch beisammenlebenden Geistlichen seiner Kirche nicht zufrieden. Sie fürchteten, daß die Nachbarn diese Wiederbefestigung un-

*) Ministerialen waren mächtige Dienst- und Lehnsmannen, welche Lehne und Erbhofämter erblich besaßen. In wichtigen Sachen wurden sie vom Lehnsherrn zusammenberufen, um Rath zu ertheilen.

gern sehen, wohl gar mit Gewalt verhindern würden, was damals sehr oft geschah, oder sie hielten es für unpassend, daß ein Diener Gottes sich mit militärischen Rüstungen befasse, kurz, auf ihr Bitten unterblieb die angefangene völlige Wiederherstellung der Iburg.

Bis hieher wird unsere Veste in allen Urkunden Iburg genannt, aber nun verwandelt sich ihr Name in Driburg. Um das Jahr 1309 erscheint dieser Name zuerst. Wahrscheinlich geschah diese Veränderung durch allmähliges Zusammenziehen der Worte: zu der Iburg gehen, indem man schlechtweg sagte: zu d'r Iburg gehen. Bei dieser einfachen ältesten Erklärung möchte es unnöthig seyn, die neuere Hypothese, „drei Burgen, Driburgen" näher zu beleuchten. Späterhin hat man jedoch den ersten Namen wieder hervorgebracht. Vermuthlich geschah dies, als in ruhigern Zeiten die Bewohner der Burg in das Thal, mit Fortsetzung des alten Namens, herabzogen, und der Burg, zum Unterschiede vom Orte, wieder den vorigen Namen gaben.

Wie es damals durchgehends Sitte war, daß die Herren der Burgen, da sie sie nicht alle selbst beschützen konnten, einen Ritter damit beliehen, der alsdann Burgvogt oder Burggraf hieß, den Namen der Burg zu seinem Familiennamen machte, und unter dessen Schutze Städte und Dörfer am Fuße des Burgberges entstanden, so war auch dieses bei Driburg der Fall. Vom Bischofe von Paderborn wurde eine Familie damit beliehen, die auf der Burg wohnte, und den Namen Driburg führte.

Wann dies geschah, ist nicht genau bekannt. Es scheint aber bald nach der Zeit, als Bischof Bernhard II. die Iburg wieder befestigen wollte, geschehen zu seyn. Man hat von dieser Familie keine ausführlichen Nachrichten; sie war aber in der Gegend sehr begütert. Ob sie stets auf der Iburg ihren Wohnsitz behalten, oder ob und wann sie sich zu den sich schon früher im Thale eingesiedelten Bewohnern herabzog, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich ist's, daß sie sie wegen ihrer hohen, steilen, unbequemen und unfruchtbaren Lage allmählig verließ, und sich im Thale anbaute, nachdem die Zeiten ruhiger geworden waren.

Noch jetzt heißt der Berg, wegen des sonstigen Wohnsitzes der Familie auf demselben, der Schloßberg. Auch stammt der noch vorhandene Thurm und das noch feste Gemäuer vermuthlich aus jener, und nicht aus einer frühern Zeit her. Noch spät galt Driburg für einen Rittersitz, und bis in die neuesten Zeiten wurde auf dem Rittersitze Driburg zu der ritterschaftlichen Kurie aufgeschworen.

Um das Jahr 1437 starb die Familie von Driburg aus. Seit welcher Zeit ihre Burg in Trümmer zerfiel, ist unbekannt, so wie überhaupt ihre spätern Schicksale. Im Jahre 1456 muß sie noch im Stande gewesen seyn, denn da versetzte sie Theodrich, Erzbischof von Cölln und Administrator von Paderborn, an welches Bisthum sie nach Erlöschen der Familie Driburg zurückgefallen war, an einen Paderbornschen Domherrn von Malsburg. Wahrscheinlich erfolgte ihr allmähliger Untergang nach eingetretenem allgemeinen Landfrieden 1495, wo die mehresten

Burgen, als nicht mehr nöthig, und daher weniger geachtet und unterhalten, in Trümmer zerfielen.

Noch jetzt zeigen die Ruinen der nun meist verfallenen Mauern, wie sehr die alte Burg der Vergänglichkeit zu trotzen geschienen. Doch, alles menschliche Händewerk gehorcht dem stärkern Gesetze der Zeit. Jetzt ersteigt man den Berg, um die noch übrigen Reste und Spuren verflossener Jahrhunderte zu sehen, oder um den vielfachen Wiederhall eines abgebrannten Böllers zu vernehmen, und um der weiten herrlichen Aussicht auf das liebliche Thal, worin Driburg mit seiner Heilquelle liegt, zu genießen.

* * *

Im Driburger Taschenbuche auf 1811, herausgegeben von W. A. Ficker, Paderborn, 8., befindet sich von Seite 1 bis 78 ein Versuch einer Geschichte der alten Veste Iburg, vom Kanonikus und Assessor, Herrn J. Meyer in Paderborn, aus welchem vorstehende Nachrichten, mit Zustimmung des Herrn Verfassers, gezogen sind. Als Vignette steht vor diesem Taschenbuche eine Ansicht von Driburg mit dem noch vorhandenen Thurme der Iburg.

51.

Arnstein

bei Mansfeld.

Armuth und Fülle, Verödung und Pracht
Wechseln auf Erden wie Dämmrung und Nacht.

Matthisson.

51.

Arnstein.

Die Stammburg des einst so reichen und prunkenden Geschlechts der Grafen von Mansfeld — deren Namen in der Reihe der Regenten Deutschlands gelöscht ist — haben wir bereits kennen gelernt *). Wir haben da schon gehört, daß diese ausgebreitete Familie in mehrern Zweigen viele Burgen in ihrem damals bedeutenden Lande bewohnte, die jetzt fast alle in Trümmer zerfallen sind. Unter diese gehört auch die Burg Arnstein. Bei dem Dorfe Harkeroda liegt sie $2\frac{1}{2}$ Stunde von Mansfeld und 4 Stunden von Ballenstedt entfernt. Ihre Ruinen geben ein schönes Bild, und sind der, eben nicht besonders ausgeschmückten, Landschaft eine lieblich wirkende Zierde.

Ich erstieg sie im Herbste 1812. Der Berg, der sie trägt, ist nicht bedeutend hoch, fällt von drei Seiten schroff ab, und läuft nur von der vierten gerade aus. Von dieser war auch der Eingang. Sonst verwahrten

*) Im 2ten Bande S. 275.

ihn zwei Thore und ein tiefer Graben; jetzt ist dieser meist verschüttet, jene verfallen, und vier ländliche Wohnungen reihen sich an die Trümmer. Dieses Aufrichten eines neuen Lebens an die Verwesung erzeugte bei mir einen seltenen Eindruck; noch mehr aber wurde ich überrascht, als ich in den eigentlichen Schloßhof trat, und diesen von Kindern und Weibern ganz belebt fand. Die Armuth ist hier eingezogen und beherrscht nun diese Ruinen, wo einst der große Mann und Feldherr, Hoyer, der Mansfelder, prunkte und gebieterisch herabschaute. In den Kellern, im Burgverließ, in den Kreutzgewölben wohnen Familien. Reich an Kindern und Zufriedenheit, arm an allem Uebrigen, geben sie die reine Ueberzeugung, daß der Mensch recht wenig bedarf, wenn er will oder muß, daß die glücklichste Sorglosigkeit tief unten zu den Füßen der Throne nur wurzelt und die Extreme sich auch hier berühren.

Hier war ein finsterer feuchter Gang, sparsam beim Eintritt durch kleine blinde Fensterscheiben erhellt, die enge Behausung einer Familie. Kaum konnte man sich darin frei bewegen, so eng, so besetzt mit den nöthigsten Möbeln war sie. Dicht dabei diente ein düsteres Gewölbe zum Stall, zur Vorrathskammer, zum Keller, und wer weiß wozu noch. Eine Ziege, ein Schwein, der ganze Reichthum, besudelten dies finstere Loch, aus welchem mephitische Dünste hereinströmten in die Wohnung, wo Mann, Weib und Kinder lebten, aßen, spannen und schliefen. Dort war in den dicken Thurm eine regellose Oeffnung

gebrochen, die keine Thür gegen Wind und Wetter schützte. Sechs Stufen führten hinab in das Innere — vordem das Burgverließ — wo der geringe Hausrath und ein kleiner Feuerheerd den engen runden Raum einnahmen. Hier, wo sonst unglückliche Menschen nach Luft und Licht schnappten, und siechend dahinwelken mußten — da saß jetzt eine Mutter beim Feuer, und bereitete ein kärgliches Mahl den harrenden Kindern. Auf ihrem Schooße lag ein Säugling an ihrer Brust, und über dieser Gruppe zogen Rauchwolken vom Heerde aufsteigend umher, und wälzten sich langsam zur Thür hinaus. Kümmerlicher leben wohl wenige Menschen, als diese Mutter zweier Kinder ohne Vater! Weit luxuriöser schon breitete sich dicht daneben in Kreutzgewölben unterm Hauptgebäude, eine andere Frau in zwei Gemächern aus. Ein Vorsaal, mit Kartoffeln, Spinnrädern und andern Poltersachen möblirt, führte zu ihrem Wohnzimmer, das doch ein Fenster erleuchtete, ein Ofen erwärmte, und wo einem bei Stürmen und Wettern schon ganz behaglich seyn könnte.

„Ja, die wohnt gut! hieß es. Wir andern wohnen wie die Ratten!" Zufriedenheit schien jedoch Allen anzugehören. Das Kinderheer in Lumpen und Lappen gehüllt, lärmte fröhlich unter den Ruinen herum, und den sorglosen Eltern kam der Gedanke nicht ein, daß ein Stein, von den morschen Mauern herabfallend, ihr Lebensende seyn könnte. Wirklich fiel vor meinen Augen ein Stein, den eine Dohle auf der Zinne des Thurms abgelöst haben mochte, herab. Das war aber Allen eine

so gewöhnliche Erscheinung, daß sie meine dabei geäußerten Besorgnisse für überflüssig hielten.

Die Dienstfertigkeit dieses armen Völkchens, dem Fremden jeden Winkel der Burg zu zeigen und ihn dabei mit schauerlichen Sagen von einem hier herumirrenden Mönche zu unterhalten, ist eine ihrer Haupterwerbsquellen, denn solcher Fremden giebt's hier oft. Viel bedürfen sie aber nicht. Ihre Wohnungen geben keinen Miethszins, zu freiwilligen Anleihen zwingt sie niemand beizusteuern, den Stempel des Silbergeschirres kennen sie nicht, und die Spanne Erde, die sie zwischen den öden Steinmassen mit Kartoffeln bebauen, trägt keinen Grundzins.

Unbekannt mit allen diesen Dingen, unbekannt mit den tausend Bedürfnissen der Menschen höherer Stufen, leben sie auf ihrem Berge, so frei wie die noch höher über ihnen um die hohen Thürme stets kreißenden Dohlen und Raubvögel, und blicken ruhig hinab auf ihre Brüder, die ein solches Loos nicht mit ihnen theilen.

Unter der Leitung einer der Burgdamen, welche in ihrem Zirkel den ersten Platz einzunehmen schien, durchwanderte ich die alten Reste. Das Hauptgebäude ist von keinem großen Umfange gewesen. Die Bedachung ist weg, und in den vier Wänden desselben ist weder Balken noch Scheidewand mehr, aber einige Wappen in halberhabener Arbeit sind noch da. Auf einer Wendeltreppe von 99 Stufen kann man bis in die Höhe des vierten Stocks hinaufsteigen. Um noch weiter zu kommen, müßte man eine

Oeffnung von zwei ausgebrochenen Stufen überspringen; aber nur ein Wagehals möchte sich dazu verstehen.

Unten am Eingange zu diesem Treppenthurm findet sich das Mansfeldische Wappen in Stein gehauen, recht gut noch erhalten. Darüber steht „Hoyer Graf von Mansfeld" und die Jahrszahl 1530, in welchem Jahre er die Gebäude ganz erneuern ließ. An beiden Ecken dieses Hauptgebäudes stehen zwei hohe schöne Thürme. Wenn einmal Alles um sie her niedergestürzt, und das ganze Gebäude ein Schutthaufen seyn wird, dann werden sie noch lange der Zerstörung widerstehen, und der Landschaft Zierde Jahrhunderte hindurch noch seyn. Von der Kapelle stehen wenige Reste. Der Brunnen ist nicht verschüttet, aber, um ihn gefahrlos zu machen, zugemauert. Nur ein kleines Luftloch ließ man ihm. Wenn man durch dieses einen Stein hineinwirft, so kann man aus dem daraus entstehenden Schalle seine Tiefe noch entnehmen. Das Pflaster des Schloßhofes ist größtentheils noch zu sehen.

Als von Rohr *) im Jahr 1734 auf Arnstein war, vermißte er im Hauptgebäude nur Fenster und Oefen, sonst wäre es noch bewohnbar und auch noch ganz ausgemahlt gewesen. In der Kirche fand er fast Alles gut erhalten. Kanzel, Stühle, Emporbähnen standen noch, und waren mit brauner Oelfarbe angestrichen.

Auch auf dem höchsten Punkte der Ruinen hat man keine Aussicht von großem Umfange, noch von besonderm

*) s. dessen Merkwürd. des Unterharzes, 2te Aufl. 1748.

Interesse. Einige Dörfer, die Stadt Aschersleben, und in der Ferne den Walddistrikt, Hakel genannt, sieht man, sonst nur bewaldete Berge, Felder, Hügel und Thäler, ohne mahlerische Gruppirung.

Der Burg gegen Morgen liegt ihr ganz nah ein höherer kahler Berg. Man nennt ihn den Schanzengraben. Daß er einmal zu irgend einem militärischen Zwecke benutzt wurde, zeigen die noch sichtbaren Spuren der ihn umgebenden Erhöhungen und Vertiefungen ganz deutlich; wann aber, ob im dreißigjährigen Kriege, oder schon früher von den Besitzern der Burg zum Schutz derselben, das bleibt unausgemacht.

Arnstein ist unstreitig eines der ältesten Schlösser in der sonstigen Grafschaft Mansfeld. Sein Ursprung verliert sich in der dunkeln Vorzeit, so wie der seiner ersten Bewohner. Im Jahre 935 kommt schon ein Arnsteiner vor. Die Burg war der Stammsitz der Familie von Arnstein, deren Besitzungen, wozu auch das Amt Endorf mit 26 Ortschaften gehört, eine Herrschaft bildeten, die reichsunmittelbar war. Als Symbol dieser Unabhängigkeit trugen sie auf ihrem Helm das Bild der Sonne. Daß sie nach tapferer Ritter Art gar gewaltig kämpften und fochten, weiß man von ihnen, sonst aber nichts. Der letzte des Geschlechts blieb auch im Kampfe gegen die Italiener im Jahr 1278. Seine einzige Schwester, Luitgard, an einen Grafen von Falkenstein vermählt, war die Erbin seiner Besitzungen, und brachte sie an die Falkensteiner. Von diesen kam sie aber bald darauf an die Grafen

von Reinstein, deren Burg bei Blankenburg am Harze lag *), und diese verkauften sie im Jahr 1387 an die Grafen von Mansfeld, denen sie sehr gelegen war. Graf Johann Albrecht von Mansfeld nahm seinen Wohnsitz darauf, und seine Nachkommen bildeten eine Nebenlinie dieses fruchtbaren Hauses, die sich nach der Burg von Arnstein nannte. Die Mansfelder führten davon insgesammt in ihrem Titel die Benennung: „Herren von Arnstein" und in ihrem Wappen einen ausgebreiteten silbernen Adler ohne Krone. In der Folge nahmen sie die ganze Herrschaft von Chursachsen zu Lehn.

Bei einer Erbtheilung, die im Jahr 1443 in der Familie geschah, kam die Arnsteinsche Besitzung an die Mansfeldische Linie, welche sich die Vorderortsche nannte. Nach hundert Jahren nöthigte sie ihr schlechter Finanzzustand, sie größtentheils der Familie Männlich in Nürnberg, wegen starker Forderungen, pfandweise einzuräumen. Die Burg und der am Fuße des Berges gelegene Brauhof, blieben allein noch in ihrem Besitze und auch von ihnen bewohnt. Nachher muß die ganze Herrschaft Arnstein wieder eingelöst seyn, denn im Jahre 1678 wurde sie zum zweitenmale, und zwar an die von Knigge verpfändet, doch auch mit Ausnahme der Burg, des Brauhofes und eines vor Harkerode liegenden Vorwerks. Diese Stücke fielen nach dem Erlöschen des Mansfelder Geschlechts im Jahr 1780, als eröffnetes Lehn, an das

*) Siehe weiter unten, Nummer 63.

königlich sächsische Haus. Was aber der Kniggeschen Familie verpfändet war, behielt diese pfandweise inne, bis in das Jahr 1812, wo sie es durch Uebereinkunft mit der damaligen westphälischen Regierung ganz zu ihrem Eigenthume machte.

Im Bauernkriege wurde Arnstein gewaltig mitgenommen. Graf Hoyer von Mansfeld ließ es aber 1530 wieder herstellen, und wahrscheinlich damals sein, oben erwähntes, Wappen mit dieser Jahrszahl da anbringen, wo man es noch jetzt findet.

Im 30jährigen Kriege hatte es gleiches Schicksal. Eine geraume Zeit blieb es verwüstet liegen, bis es die Gräfin Barbara von Mansfeld, eine geborne Stolbergerin, im Jahr 1634 wieder herstellen ließ. Nach dem Erlöschen der Mansfelder wurde es weder bewohnt noch erhalten, und verfiel.

Die jetzigen sichtbaren Bewohner des Arnsteins haben meine Leser vorhin kennen gelernt; nun muß ich sie auch mit den unsichtbaren bekannt machen.

Graf Hoyer von Mansfeld, Kaiser Karls V. Feldmarschall, ist einer davon. Er sitzt hier eingemauert, kann nicht leben, nicht sterben, und harret seufzend auf seinen Erlösungstag. Als er noch auf Erden wandelte, war er ein gefürchteter Mann. Sein Name war der Schrecken seiner Feinde; denn wo Graf Hoyers Fähnlein wehte, da schwebte auch die Siegsgöttin vorauf. Hier auf Arnstein war er oft, aber die Sage gedenkt seiner nicht im Besten. Wild, barsch, grausam, unmenschlich

nennt sie ihn. Unter den verschiedenen Gewölben, die noch jetzt den blauen Himmel angähnen, ist eins: da ließ er Alles hineinstecken, was sich seinem Willen nicht fügte, was sein Mißmuth, seine Laune zum Kerker verwies. Und, ach! wie ging es hier den armen Schlachtopfern? Lebendigen Leibes wurden sie von Ratten gefressen, von Kröten und Unken benagt und beschmutzt. Da stieg mancher Fluch auf, mancher Seufzer zur rächenden Nemesis, und sie wurden erhört. Als Hoyer starb, da war sein Schicksal, Verbannung in einen engen Winkel, hoch oben zwischen den Mauern der Burg. Hier sitzt er und schmachtet und wimmert und seufzt, bis sein Erlösungstag anbrechen wird. Uhu's krächzen um ihn her, und der Sturm pfeift an den Mauern hin, wo leise Ohren sein Seufzen hören können.

O säße doch jeder, der hier auf Erden die Menschen knebelte, peinigte, zwackte, mit ihrem Leben wie mit Seifenblasen spielte, sie kalt hinabstieß in Kerker der Nacht, die keine Seufzer entriegelt, kein Ruf der Unschuld löset, o säße der doch auch so zwischen Mauern geklemmt, nicht lebend, nicht sterbend, würde von Gewissensunken zernagt, zerbissen, müßte winseln, nach dem Erlösungstage seufzen, der nie anbräche, bis am Tage des Weltgerichts, wo die Thaten der Großen wie der Kleinen im Schmelzofen der Wahrheit geläutert, gewägt, gelohnt werden.

Mit Hoyern theilt sein Weib dies schreckliche Schicksal. In einem andern Winkel, eng eingemauert, sitzt sie,

die kalt und stolz des Mannes Unbilden mit ansah, von keiner Thräne gerührt, von keinem Jammergeschrei zum Mitleid, zur Vorbitte erweicht war, ein Herz mit eiserner Rinde im Busen trug, die kein Seufzer, kein Gebet verschmolz. Sie sitzt und spinnt und spinnt, und nie wird sie fertig. Der Faden reißt nicht ab, und bis er das nicht thut, muß sie spinnen, die stolze Gräfin, und immer spinnen.

„Gott sei uns armen Sündern gnädig!" sprach das alte Mütterchen, als sie mir die Geschichte vom verwünschten Grafen und seinem verfluchten Weibe erzählte, machte drei Kreutze, und zeigte mit dem Finger nach den Stellen hin, wo Beide sitzen.

„Sehen Sie, da oben sitzt er, und dort spinnt sie.
„Ich bete alle Abend ein Vater Unser, denn um Mitter-
„nacht da ruft's manchmal gar kläglich: wehe! wehe!
„wehe!"

Ein zweites unsichtbares Wesen wandelt in der Gestalt eines Mönches zwischen Arnsteins Mauern. Sein gewöhnlicher Aufenthalt ist im Brauhofe am Fuße des Berges. Da scheint er eine Art von Oberaufsicht zu haben, denn wenn die Arbeiter nicht fleißig sind oder kein Gutes thun, so erscheint er ihnen drohend, giebt ihnen auch wol unsichtbar derbe Ohrfeigen. Alle sieben Jahre kommt er auf die Burg, und lärmt und poltert da überall herum. Wer ein Sonntagskind ist, sieht ihn leibhaftig; Alltagsmenschen aber hören ihn nur toben. Er revidirt dann das ganze Schloß, und wo er's nicht recht findet,

da giebt's blaue Merkmale seiner Fäuste. Schade, daß sich sein Wirkungskreis nicht über Arnstein hinaus erstreckt, daß er nicht überall Ohrfeigen austheilen kann, wo es unrecht zugeht.

„Die sieben Jahre sind nun bald um, sagte meine „Führerin, und in voriger Nacht hat's oben im Thurme „gar gewaltig gepoltert. Ich glaube, er wird nun bald „kommen. Was der arme Geist verbrochen hat, daß er „hier herumspuken muß, weiß niemand."

So sprach das betagte Mütterchen mit Ernst und wichtiger Geberde, und ich hörte mit Glauben im Angesicht ihren Worten zu. Am Fuße des Berges trennten wir uns. Sie sagte mir noch ein trauliches Lebewohl, stieg zurück auf ihre Burg, und ich dachte an Göthe's Worte:

Natur! du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierath
Sie verklebt.
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfniß'
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

* * *

Aus Spangenbergs Mansfeldischer Chronik; Rohrs Merkwürdigkeiten des Vorharzes; den Annalen der Grafschaft Mansfeld von 1805, und der eigenen Lokalbesichtigung, ist Vorstehendes entstanden. Da es meines Wissens keine Abbildung von Arnstein giebt, so wird die, welche das Titelblatt dieses Bandes ziert, wohl nicht unwillkommen seyn. Sie ist an Ort und Stelle aufgenommen, und zwar auf dem von Harkerode nach Silbau führenden Wege, da, wo man die kleine Brücke passirt ist. Man sieht die Burg von der Morgen- und Mittagsseite. Das Gebäude daneben ist ein Schaafstall, vordem war es ein Theil der Burg.

52.

Blankenstein
bei Marburg.

Gemordet vom Drange der Zeit,
Sinke ich zurück —
Zur ewigen Vergessenheit.

52.

Blankenstein.

Die Ruinen dieser Burg findet man bei dem Hessen-Darmstädtschen Flecken Gladenbach, ungefähr drei Stunden von Marburg. Es ist aber nicht viel mehr davon zu sehen, denn es verging ihnen wie so mancher andern Veste: die industriösen Bewohner der umliegenden Gegend brachen die brauchbarsten Steine heraus, und führten sie weg. Schon ist diese Vernichtung so weit gediehen, daß man gar nichts mehr von der ehemaligen Bauart und dem Umfange Blankensteins erforschen kann, und hätte uns nicht Dilich in seiner Hessischen Chronik eine Abbildung von dieser Burg aufbewahrt, so wüßten wir gar nichts mehr von ihrer Gestalt. Nach dieser erhob sich das Hauptgebäude mit seinen, nicht ohne Geschmack angebrachten, Eckthürmchen, mitten auf dem Gipfel des Berges, und das Eingangsthor sprang weit vor. Die Nebengebäude, wovon eins einer Kirche gleicht, lagen alle etwas tiefer. Von jenem Eingangsthor sieht man noch die Spur, so wie auch die Vertiefung des Wallgrabens zu erkennen ist.

Der Blick von den Ruinen umher trägt in
angenehme, doch eben nicht vorzüglich geschmückt
schaft. Man sieht nur drei kleine Oerter, worunte
denbach sich am besten ausnimmt. In weite Ferne lassen die umgebenden Berge nicht sehen. Eine alte Volkssage läßt Blankenstein in sehr frühen Zeiten mit den noch vorhandenen Burgen Greifenstein und Dringenstein zugleich erbauet werden. Drei Brüder — so lautet die Sage — erbauten zu gleicher Zeit jeder ein Schloß, und jeder wetteiferte, das seinige am prächtigsten hinzustellen. Der eine — seinen Namen verschweigt die Sage — war wegen seiner edeln Denkungsart in der ganzen Gegend umher beliebt. Man war ihm daher bei seiner Arbeit behülflich, und seine Burg stand bald als ein schönes Gebäude da, das wegen seiner blendenden Weiße und strahlenden Fenster, den Namen Blankenstein erhielt, den hernach die Besitzer davon annahmen.

Der zweite Bruder, wild und tyrannisch, bat nicht ihm zu helfen, nein, er ergriff wen er fassen konnte, und zwang zur Hülfe bei seinem Bau. Da nannte man seine Burg Greiffenstein.

Der dritte Bruder machte es nicht besser. Er nöthigte und drang jeden, ihm zu helfen, daher man seine Burg Dringenstein nannte. Wahrscheinlich entspann sich diese Sage späterhin aus den schon vorhandenen Namen der Burgen.

An historischen Nachrichten von Blankensteins Erbauung fehlt es ganz, und seine frühern Schicksale umhüllt ein

ein tiefes Dunkel. Erst aus dem 13ten Jahrhunderte blicken einige dürftige Nachrichten hervor. Vermuthlich waren ihre Besitzer, der Zeitsitte gemäß, Geißeln und Peiniger ihrer Mitmenschen, und erfüllten die umliegende Gegend mit Mord und Raub; und leicht ist's möglich, daß auch sie, wie so manche andere edle Familie der Zeit, gegen die damaligen Landgrafen von Hessen sich auflehnten, und deshalb vertrieben wurden. Denn im Jahre 1247 ließ die Landgräfin Sophie, ein Weib mit männlichem Geiste, Blankenstein niederreißen. Im Jahre 1278 kommt ein Berthold von Blankenstein vor, der in das Kloster Reichenbach ging. Ob dieser selbst der Vertriebene, oder nur ein Nachkomme seiner vertriebenen Vorfahren war, weiß man nicht genau: er muß sich aber durch ein besseres Betragen der Fürstin Gunst wieder erworben haben, denn sie erlaubte ihm, sich ein neues Schloß, dem alten gegenüber, zu erbauen. Dies erhielt den Namen Neuenburg oder Naumburg. Man findet noch jetzt bei dem Dorfe Erdhausen Ueberbleibsel davon. Es scheint jedoch bald wieder zerfallen und von keiner historischen Bedeutung gewesen zu sein, denn Nachrichten darüber finden sich fast gar nicht.

Mit seinem Untergange erhob sich dagegen wieder eine neue Burg Blankenstein auf den Ruinen der vorigen. Sophie selbst ertheilte der Familie im Jahr 1255 die Erlaubniß dazu, und Berthold, der vorhin erwähnte, besaß oder bauete sie. Wie dieses neue Blankenstein aber schon fünf Jahre später in die Hände der Familie Rodheim und

Rodenstein gerieth, bleibt ein Räthsel. Nicht lange aber waren sie im Besitz, als Walter von Nordeck, Siegmund von Biedenfeld und deren Bundesgenossen, sie schon mit Gewalt daraus vertrieben. Jene beschwerten sich darüber bei dem Landgrafen Heinrich I. von Hessen, und baten ihn um Hülfe. Heinrich half auch. Er eroberte Blankenstein, verjagte die unrechtmäßigen Besitzer, und gab die Burg den rechtmäßigen zurück. Ihre Dankbarkeit für diese Gerechtigkeitspflege zu bezeigen, trugen sie die Burg und den dazu gehörigen Bezirk, bisher ihr freies Eigenthum, Heinrichen zu Lehn auf. Sie verpflichteten sich zugleich, stets als treue Burgmänner ihm beizustehen, ihre Burg für ihn offen seyn zu lassen, und die um sie her wohnenden Unterthanen Heinrichs zu schützen.

Ist dieser Vorgang wahr, so gehört er unter die seltenen Züge der Regenten damaliger Zeit; denn in ähnlichen Fällen mißbrauchten diese immer solche Hülfsgesuche, und behielten für sich, was sie erobert hatten, statt es dem Unterdrückten zurückzugeben.

Die weitern Schicksale Blankensteins und ihrer Besitzer sind unbedeutend. Als diese ausstarben, fiel es an die hessischen Fürsten zurück. Im 13ten Jahrhunderte scheint dieses geschehen zu seyn. Nach der Zeit wurde die Burg ein Lustaufenthalt der Regenten, und Landgraf Heinrichs III. Gemahlin hielt hier sogar zweimal ihr Wochenbette. Einigemal diente sie auch zum Staatsgefängnisse. Heinrich III. ließ den abgesetzten Erzbischof Ruprecht von Kölln zwei Jahre lang hier einsperren, wo er

auch starb. Auch Herzog Ulrich von Württemberg hielt sich während seines Exils eine Zeit lang hier verborgen *).

Seit der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts war Blankenstein den Beamten des Amtes Blankenstein zur Wohnung angewiesen, welche Bestimmung es bis zur gänzlichen Zerstörung behielt. Da es nämlich so zu zerfallen anfing, daß eine starke Reparatur nöthig gewesen wäre, so ließ es der, 1790 gestorbene, Landgraf von Hessen-Darmstadt niederreißen, und die brauchbaren Steine anderswo verwenden. Dies geschah im Jahr 1770, und seit dieser Zeit wohnen die Beamten in Gladenbach. Das fortgesetzte Wegtragen guter Steine wird, wie gesagt, bald jede Spur von Blankenstein verwischen, und in 50 Jahren möchte es wol schwer halten, mit Bestimmtheit sagen zu können: hier stand Blankenstein!

* * *

Außer der oben erwähnten Abbildung in Dilichs hessischer Chronik giebt es noch eine kleine in Merians Topographie von Hessen, welche Blankenstein auch im noch völlig bewohnbaren Zustande darstellt. Von seinen Ruinen aus dem Jahre 1790 liefert das Journal von und für Deutschland von 1791 im 9ten Stücke ein Bild; die es begleitenden Nachrichten von K. W. Justi sind es, aus denen ich Vorstehendes nahm.

*) Siehe 1ster Bd. Nr. 11.

53.

Zähringen
bei Freiburg im Breisgau.

— — — O sieh, wie rund umher
Alles grünt und bleicht! Die sinkenden Ruinen
Müssen selbst zum Schmuck des Ganzen dienen.

C. F. v. Kamiensky.

53.

Zähringen.

Schwaben hatte seit dem Anfange der zuverlässigen Geschichte, und besonders seit Konradins von Hohenstaufen Tode, das eigene Schicksal, unter viele Herren vertheilt und in viele Gebiete zerstückelt zu seyn. Im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert herrschten in Schwaben die Welfen, die Hohenstaufen, die Habsburger, die Herzoge von Zähringen, von Teck, von Urslingen, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Markgrafen von Baden, die Grafen von Zollern, von Württemberg, von Achalm, von Urach, von Asperg, von Calw, von Vaisingen und von Sulz. Unter und neben diesen gab es noch unzählige minder mächtige Grafen und Dynasten, von deren Stammsitzen jetzt nur noch die Trümmer auf Bergen und Hügeln zu sehen sind. Denkt man sich nun zu dieser Menge großer und kleiner weltlicher Herren die vielen und großen Prälaturen, und die zahlreichen Reichsstädte, die in demselben Zeitraume schon vorhanden waren, oder bald nachher entstanden, so begreift man nicht, wie alle diese hohen

und niedrigen Familien neben einander Platz fanden, und der Geschichtsforscher ist oft in Verlegenheit, wo er ihre Besitzungen suchen soll.

Noch im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts regierten in Schwaben 29 Füsten, Grafen und Herren, 20 unmittelbare Prälaten und 31 Reichsstädte; und jetzt? — Verschwunden sind meist alle diese Herrscherfamilien, vertilgt und verloschen. Die mächtigsten Geschlechter unterlagen dem Willen der Alles lenkenden Vorsehung, die den Niedern hebt, den Hohen abtreten läßt vom Schauplatze, ohne daß unser beschränkter Geist ihre Absichten zu durchblicken vermag.

Wer hätte sich es denken können, als noch die stolzen Hohenstaufen auf die kleinen unbedeutenden Grafen von Württemberg herabsahen, von ihnen Huldigungen empfingen, daß diese einstens noch höhere Sprossen auf der schwankenden Leiter des Glücks erklimmen, daß diese, Herren ihrer Besitzungen werden, und dann ihre Namen zu den längst verschollenen gehören würden. Und doch ist es so. Württemberg hat nach und nach fast alle Besitzungen jener Geschlechter verschlungen, hat sich empor gearbeitet aus seiner Unbedeutenheit, und Graf Eberhards Ur-Ur-Urenkel trägt jetzt die Königskrone.

Die Herzoge von Zähringen gehörten zu ihrer Zeit zu den mächtigsten Herren in Schwaben. Ihre Stammburg war die Limburg, von der noch wenige Ruinen sichtbar sind. Sie lag auf einem Vorsprunge der Württembergischen sogenannten Alpen, dem Lyntberge, über dem

Städtchen Weilheim am Neckar, und hieß Lyntberg, oder, wie man jetzt sagt, Limburg. Wann und von wem sie erbauet wurde, weiß man nicht; man weiß nur, daß ihre Besitzer, die treulich den Eingebungen ihres Genius — der stets vor dem mächtigern Genius der nahen Hohenstaufer zurückwich, und wo er diesem entgegenstrebte, allemal im Kampfe unterlag — folgten, sie ums Jahr 1080 freiwillig verließen. Sie zogen sich hierauf mehr nach Süden hin, und Berthold von Zähringen erbauete im Jahre 1091, eine Stunde von der jetzt Badenschen Stadt Freiburg im Breisgau, auf einem Berge des Schwarzwaldes, eine neue Burg *). Am Fuße des Berges lag schon längst ein Dorf, das Zähringen hieß. Die Herzoge gaben daher ihrer neuen Burg eben den Namen, und sie selbst, die bis dahin schlechtweg Herzoge geheißen hatten, nahmen, nach damals üblicher Sitte, den Namen ihrer Burg, zur Bezeichnung ihres Geschlechts an. Wie es nun aber eine der gewöhnlichsten Schmeicheleien früherer Chronisten war, die Abstammung alter Fürstenhäuser entweder noch tiefer zurück zu führen als sie liegen mochte, oder sie mit einem heiligen, wundervollen Schein zu umhüllen, so geschah es auch von den Geschlechts-Beschreibern der Zähringer Fürsten, dessen Ursprung sie also erzählen:

---

*) In Schöpflins Hist. Zaringo-Badensis ist der Augenblick der Legung des Grundsteins der Burg durch Berthold, abgebildet.

Die Herzoge von Zähringen waren vordem gemeine Köhler, welche ihre Wohnung im Gebirge und in den Wäldern hinter dem Berge hatten, wo hernach ihre Burg stand. Nun hat es sich begeben, daß einer einmal einen Meiler setzte, um Kohlen zu brennen, und diesen mit der umliegenden Erde bedeckte, damit die Holzmasse zu Kohlen werden und die Gluth nicht in helle Flammen auflodern möchte. Als nun die Arbeit vollendet war, der Meiler seine Zeit gestanden hatte und er die Kohlen fortgefahren hatte, fand er am Boden eine schwere geschmolzene Masse. Das war pures blankes Silber, aus der aufgeworfenen Erde geschmolzen. Nun setzte er fürder und immerfort auf diese Stelle einen Meiler, bedeckte ihn mit der benachbarten Erde und gewann allemal einen großen Klumpen Silber und nach und nach einen gewaltigen Schatz. Um diese Zeit nun geschah es, daß ein König vertrieben wurde aus seinem Reich und hierher in diese Berge und Wälder mit den Seinen floh. Der ließ ausrufen und kund thun: daß derjenige, der ihm zur Wiedererlangung seines Reichs behülflich seyn werde, eine seiner Töchter zum Weibe haben und Herzog werden solle. Das hörte auch der Köhler und da er meinte, seine Silberklumpen wären so gut wie lebende Mannschaft, so packte er deren eine gute Anzahl auf den Rücken, ging hin zu dem König und sprach: „Da bringe ich dir Hülfe, und, giebst du mir deiner Töchter eine, und das Land und die Gegend umher wo ich Kohlen brenne, so gebe ich dir einen solchen Schatz von Silber, womit du dein Reich wohl wieder gewinnen sollst."

Dem König glänzten die großen Silberstücken gar mächtig in die Augen. Er war alles zufrieden, verwilligte dem Köhler was er begehrte, und gab ihm seiner Töchter eine zum Weibe. Und der Köhler war nun Herr des Landes umher, wo seine Köhlerhütte gestanden. Viel Silbers ließ er nun schmelzen, wurde reich und immer reicher und bauete Zähringen die Burg. Drauf machte ihn der römische König zum Herzog von Zähringen und nannte ihn also, und er erbauete Freiburg und andere Städte und Schlösser mehr.

Reichthum macht üppig und übermüthig. Als der Köhler-Herzog so übergroß und gewaltig war an Gut und Ehre, wurde er ein Tyrann und vergaß, daß er einst Kohlen gebrannt und dabei trocken Brod in großer Armuth gegessen hatte. Einst sprach er zu seinem Koch und gebot ihm, er solle ihm ein junges Kindlein bereiten und braten, er wolle versuchen, wie junges Menschenfleisch schmecke. Der Koch vollbrachte zwar ungern des Herrn Befehl. Und da das Kindlein gebraten war und man es auf die Tafel des üppigen Herrn brachte, da überfiel diesen ein solcher Schauder und Furcht, daß er zitterte und große Reue verspürte über die Sünde, die er vollbracht hatte. Um sie abzubüßen und sich mit dem Himmel wieder auszusöhnen, ließ er sofort zwei große Klöster bauen, oben auf dem Schwarzwalde, die noch stehen, und weihete sie dem heiligen Ruprecht und dem heiligen Peter.

Die Burg Zähringen war klein von Umfang, aber die Art ihrer Befestigung schien jedem Sturme Trotz zu

bieten. Doch kaum funfzig Jahre nach ihrer Erbauung zeigte sich, daß Zähringen nicht unüberwindlich war. Als nämlich nach Kaiser Lothars Tode, 1137, das Hohenstaufische Haus sich den Weg zum Throne Karls des Großen bahnte, und Konrad III. zum Kaiser ausgerufen ward, verweigerte ihm Herzog Konrad von Zähringen den Gehorsam. Der Kaiser trug daher seinem Bruder, dem Herzoge Friedrich von Schwaben, auf, den übermüthigen Zähringer zu demüthigen und zur Unterwerfung zu zwingen. Der Krieg wurde im Zürcher Gebiet eröffnet, aber mit so wenigem Glück für den Herzog Konrad, daß er sich zuletzt in seine Burg Zähringen zurückziehen mußte. Diese wurde mit stürmender Hand erobert, und Konrad mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Kaiser verfuhr indessen glimpflich mit ihm. Er wollte sich doch gern einen solchen mächtigen Fürsten zum Freunde machen, und gab ihm daher alle seine Besitzungen zurück.

Die Macht der Zähringer wuchs nun schnell empor, besonders in der Schweitz. Sie schlugen ihre Hoflager oft in Solothurn oder Burgdorf auf, und waren seltener in Zähringen. In den Zeiten ihres höchsten Glanzes erstreckte sich ihr Gebiet von den Ufern des Rheins über die Gipfel der beschneieten Alpen bis an das mittelländische Meer. Die Städte Bern, Yverdun, Burgdorf, Freiburg und Milden, in der ehemaligen burgundischen Schweitz, sind noch Denkmale ihrer Herrschergröße. Allein, wie so oft das Schicksal dem Glücksrade, wenn es am schnellsten rollt, in die Speichen greift und seinen Lauf hemmt, so

auch hier. Im gewissen Besitze aller Ansprüche auf eine dauernde und glänzende politische Existenz, erlosch die Familie schon im Jahre 1218. Berthold V. war der letzte Zähringer. Ihn achtete das Reich so hoch, daß es nach Kaiser Heinrichs V. Tode, im Jahr 1198 zu Andernach ihn zum deutschen Kaiser wählte. Berthold aber dankte für eine so unsichere Krone, und überließ sie Philipp von Schwaben.

Mit ihm erlosch nun zwar der Name der Zähringer, allein das Geschlecht der Zähringer blühte noch bis zum Jahre 1439 in zwei andern Linien fort, und in einer derselben blüht es noch jetzt. Bertholds Vaters Bruder, Adelbert, wurde Stammvater der ebenfalls sehr angesehenen Herzoge von Teck, die im Jahre 1439 erloschen. Ein früherer Ahnherr aber, Hermann, war schon um das Jahr 1078 der Stammvater der Markgrafen und jetzigen Großherzoge von Baden. Mit Recht nennt man daher die Burg Zähringen die früheste Wiege des Hauses Baden, und Karl Ludewig Friedrich hätte das Andenken an sie nicht lebendiger erhalten, seine Ahnherren nicht ausgezeichneter ehren können, als durch den, am 25sten December 1812 gestifteten Orden vom Zähringischen Löwen, dessen Insignien die Ruine von Zähringen und das Wappen der Zähringer zieren.

Nach dem Erlöschen der Zähringer wurde ihre Burg ein Eigenthum der Grafen von Freiburg. Diese Herren lebten in einem fast ununterbrochenen Zwiste mit den Bürgern von Freiburg und Zähringen, wurden auch in einem

darüber entstandenen Kriege, ein Opfer der aufgebrachten Bürger. Es war im Jahre 1281, wo sie ganz mit den Grafen zerfielen, und in der ersten Hitze auf die Burg eilten, die gräflichen Söldlinge überwältigten, und die Burg abbrachen.

Nach dem Abgange der Grafen von Freiburg hat das Dorf Zähringen nebst dem alten Schlosse seine Herren oft gewechselt. Die Markgrafen von Baden selbst wußten sich späterhin Antheile an diesem ihrem Stammschlosse zu verschaffen, und dem Markgrafen Bernhard I. ertheilte Kaiser Siegismund 1420 volle Macht, die Veste Zähringen von des Reichs wegen zu lösen. Zuletzt war Zähringen im Besitze des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwalde.

Die Zeit hat sehr an den Ruinen dieser Burg genagt. Außer einem Thurme ist wenig Gemäuer noch übrig. Dieser ist aber von solchem Umfange, daß ihn zu umspannen zwölf Männer nöthig seyn würden. Den Eingang bildet ein hohes und eben so breites Gewölbe. Auf die Spitze des Thurms kann man nicht mehr kommen, aber in drei Kammern, die über einander liegen, und deren jede vierzehn Fuß Höhe hat. Nach der obersten folgt die Zinne, aus einem steinernen Kreise bestehend, dessen Außenseite gothische Zacken bekränzen.

Von den übrigen Gebäuden sieht man kaum noch die Grundmauern, denn Alles ist mit Gesträuch und Bäumen überwachsen; aber daß Zähringen nicht von großem Umfange war, das zeigen seine Reste noch jetzt.

Die Umsicht von ihnen in die umliegende Gegend ist sehr schön. Man sieht die Stadt Freiburg mit ihrem prächtigen riesenmäßigen Dom in einem romantischen Thale liegen, und überblickt eine weite Fläche voll Dörfer und Fruchtfelder, deren Hintergrund die Elsasser und Lothringer Gebirge bilden.

* * *

Chronik der Stadt Freiburg, welche sich hinter Königsherrns Frankfurter Chronik befindet. Beiträge zur Vaterlandsgeschichte, von Julius Lampadius, Heidelberg 1811. 8. Eigene Ansicht der Ruinen. — In Schöpflins Hist. Zar. Badensis, im ersten Theile, ist eine Abbildung der Ruinen. In Zähringers Wochen- oder Monatschrift für das Land Breisgau 1781. 8. ist beim 5ten Stück ein Grundriß, eine Idee von der ehemaligen Gestalt, und eine Abbildung der Ruinen. Eine gleiche Ansicht der ehemaligen Gestalt von Zähringen, so wie ein Grundriß davon, befindet sich auch vor dem angegebenen Werke von Lampadius.

54.

Hummel
bei Reinertz in Schlesien.

Was vergehen muß, vergehet;
Was bestehen kann, bestehet;
Was geschehen muß, geschieht!

Herder.

54.

Hummel.

Unter den in Schutt versunkenen Burgen der schlesischen Grafschaft Glatz, ist die Burg Hummel auf einem hohen Hügel, zwischen den Städten Reinertz und Levin, an der Landstraße, die nach Böhmen führt, die berühmteste. Der böhmische Chronist Hagerius, der sie Homole nennt, zählt sie unter die 258 Hauptschlösser Böhmens. Was vor Zeiten dazu gehörte, machte eine ansehnliche Herrschaft aus, und faßte bald den ganzen jetzigen Hummelschen Distrikt in sich.

Der erste Erbauer, oder vielmehr einer der ersten Besitzer dieser Burg, soll Homole, wahrscheinlich ein Böhme von Geburt, geheißen haben. Von ihm nahm sie auch den Namen an; gewöhnlich heißt sie aber in alten Urkunden Landesfred. Im Jahr 1350 war sie ein Eigenthum von Tytzko von Pannewitz. In einer Urkunde vom Jahr 1424 wird Heinze von Lazan, Leffel genannt, als ihr Inhaber gefunden. Drei Jahre später, wo die Hussiten in dem benachbarten Böhmen Alles mit Feuer und Schwert

verheerten, kaufte sie Nikolaus Trozka für 1000 Schock Meißnisch. Er war aus einer vornehmen böhmischen Familie, die aber ganz antihussisch gesinnt war. Wahrscheinlich gab dies auch die Veranlassung, daß die Hussiten ihm noch in demselben oder doch in dem folgenden Jahre die Burg wegnahmen, und einen Burggrafen, Peter Polack, darauf setzten, der die Gegend wacker ausplünderte. Aber dieser eifrige Anhänger der Hussiten machte es nicht lange. Im Mai 1433 erwischten ihn auf einer Streiferei die Breslauer und Schweidnitzer, und sperrten ihn ein.

Nach der Zeit hatte Hinko Krussina von Leuchtemburg die Herrschaft Homole pfandweise inne. Er war zur Zeit der Minderjährigkeit des böhmischen Königs Ladislaus, Reichsverweser in den Landen Glatz und Frankenstein. Von seinem Sohne löste sie im Jahre 1454 Georg von Podiebrad, ein. Dieser war Gouverneur des Königreichs Böhmen, und hatte das glänzende Loos, nach dem frühzeitigen Tode des jungen Königs im Jahr 1458, von den böhmischen Ständen zum Könige gewählt zu werden. Allein nur dreizehn Jahre trug er die Krone, und zwar unter steten politischen Stürmen und Unruhen. Er starb im Jahre 1471. In der Theilung seiner Erbgüter bekam sein ältester Sohn Heinrich, nebst andern Stücken, die Burg und Herrschaft Homole. Von diesem gelangte sie an die Familie von Kauffung *), von welcher der berüch-

*) Eigentlich hieß sie Kaffung.

tigte Prinzenräuber Kunz von Kauffungen, ein Abkömmling war.

Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts hatten die Räubereien und Befehdungen in der Grafschaft Glatz und den benachbarten Gegenden außerordentlich überhand genommen. Um ihnen zu steuern, hielt im Jahre 1512 Georg von Breitenstein, Landeshauptmann der Grafschaft, einen Landtag, auf welchem verschiedene gute Verordnungen dagegen gemacht wurden. Die vorzüglichsten Räuber und Wegelagerer waren: Christoph von Reisewitz, den man nur den schwarzen Christoph nannte; Bernhard Haugwitz; Georg Geisler, und Siegmund von Kauffung. Gegen sie alle zog man zu Felde. Der schwarze Christoph wurde von den Goldbergern gefangen, und in Liegnitz 1513 aufgeknüpft; die andern erwischte man zwar nicht, dafür wurde aber an ihren Besitzungen das Müthchen gekühlt, und da mag wohl die Burg Hummel auch mit zerstört worden seyn, denn sie war zu einem der furchtbarsten Raubsitze herabgesunken.

Siegmund der Kauffunger ließ sich jedoch dadurch nicht abhalten, das saubere Geschäft eines Räubers fortzusetzen; ja er trieb sein Spiel so weit, daß er im Jahre 1522 der Krone Böhmen allen Gehorsam aufkündigte. Dennoch ging ihm Alles gut hin, bis er sich sogar unterfing, Kaiser Ferdinands und dessen Unterthanen Feind und Befehder zu werden. Da war das Maaß seiner Sünden voll, und das Sprichwort vom Wasserkruge — das sich in der vergangenen Geschichte schon gar oft be-

währte, in der jüngst verflossenen gewaltig bestätigt ward, und in der künftigen hoffentlich auch nicht an Gültigkeit verlieren wird — traf auch hier ein. Er wurde 1534 gefangen und in Wien enthauptet.

In diesem Zeitraume, ungefähr ums Jahr 1520, kam die Herrschaft Hummel, vielleicht als ein eröffnetes Lehn, an Ulrich Grafen zu Hardeck, damaligen Erbherrn der Grafschaft Glatz. Zwanzig Jahre später besaß sie Georg Seidlitz von Schönfeld. 1559, war ihr Eigenthümer Eustach von Landfried, von dem sie 1561, Kaiser Ferdinand I., nebst der Grafschaft Glatz wieder einlöste. Sein Sohn, Kaiser Maximilian II., verpfändete sie aber schon sechs Jahre nachher wieder an Hans von Stubenberg auf Neustadt in Böhmen. So wanderte sie schnell nach einander durch viele Hände, bis sie Kaiser Rudolph II., im Jahre 1595, von der Stubenbergschen Familie wieder einlöste, seit welcher Zeit sie bei der landesherrlichen Kammer blieb. Späterhin, besonders ums Jahr 1684, wurden unter Kaiser Leopolds I. Regierung, die einzelnen Stücke der Herrschaft Hummel fast ganz zerstückelt und verkauft.

Jetzt sieht man von der Burg Hummel nur noch wenige Mauern nebst einem Stücke Thurm. Der Berg, der sie trägt, ist außerordentlich steil. Um ihn bequem ersteigen zu können, ließ im Jahre 1788 die Kämmerei in Reinertz auf eigene Kosten einen breiten schneckenförmigen Weg bis auf den Gipfel führen, ein Sommerhaus, Bänke und Gänge anlegen, und eine Säule errichten, worauf

das Bild des Königs Friedrich Wilhelms II. von Preußen ruhte. Für die Bewohner von Reinertz, besonders für seine Brunnengäste, ist der Berg dadurch ein angenehmer Sammelplatz geworden. Man findet sich oft hier ein, um des schönen Blicks hinab in das von hohen Bergen umschlossene Thal, worin Reinertz mit seinem Sauerbrunnen liegt, und das von der Weistritz durchflossen wird, zu genießen.

* * *

Aus schriftlichen Mittheilungen des Herrn Archivars Büsching in Breslau sind diese Nachrichten genommen worden. Eine kleine Abbildung der Ruinen dieser Burg von Endler befindet sich in der Wochenschrift: der Breslauer Erzähler.

55.

Schnabelburg
bei Nordhausen am Harz.

Der Menschen Werk zerfallen ist,
Der Berg steht fest und hoch.

55.

Schnabelburg.

In den traurigen Jahrhunderten der Fehde und des Raubens waren die vormaligen Reichsstädte, besonders die kleinern, recht übel daran. Ihre Nachbarn, groß und klein, zwackten immer an ihnen herum. Nahmen sie ihnen nicht Grund und Boden, so preßten sie ihnen wenigstens eine Geldsumme ab. Gewöhnlich zu schwach, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, mußten sie zahlen, versprechen, einräumen, und sich gefallen lassen, was ihnen der Stärkere vorschrieb. Thaten sie das nicht, so setzten sie ihre Reichsunmittelbarkeit auf das Spiel. Das deutsche Reichsoberhaupt hatte ihnen zwar Schutz gegen Druck versprochen, aber dem fehlte es in jener Zeit mannigmal selbst an Kraft; ja, oft ging es sogar mit bösem Beispiele voran, und behandelte die armen Reichsstädte selbst höchst stiefväterlich.

Nordhausen hatte als Reichsstadt dasselbe Schicksal. Nicht allein an dem Thüringer Adel, auch an den nahen Harzgrafen und Buschjunkern hatte sie schlimme Feinde.

Vom platten Lande hatten die Herren von Hakelborn, von Schraplau, von Querfurt, von Nebra, von Uslar, von Arnstadt, von Bendeleben, von Plesse, und Andere mehr, sich als große Liebhaber ihrer Heerden berühmt gemacht. Vom Gebirge herab waren die Grafen von Stolberg, von Hohenstein, von Schwarzburg — alles Nachbarn — im Wegtreiben ihres Mastviehes und Ausplündern der Bürger vorzüglich stark. Zuweilen wagten die Bürger, wenn der Druck zu arg war, eine Gegenwehr, und nahmen dann auch wohl an diesen Herren so wohlverdiente als blutige Rache. Bei Erichsburg glückte es ihnen, wie wir bereits wissen *); weniger gelang es bei dem ihnen ganz nah gelegenen Hohenstein **).

Diese Grafen von Hohenstein waren ihre vorzüglichsten Feinde. Um so viel bequemer die Stadt berauben zu können, hatten sie an der Ecke des Berges Konstein, zwischen den Dörfern Salza und Sachswerfen, eine Burg, die Schnabelburg, erbaut. Hier lag Nordhausen gerade vor ihnen, und von hier entging dem weiten Umblicke des Grafen Ulrich kein reisender Bürger, keine weidende Kuh. Alles wurde ausgeplündert, was in die Stadt hinein wollte oder heraus kam, und kein Mensch war seines Lebens sicher. Natürlich war den Nordhäusern ein solcher Nachbar höchst unangenehm; aber wie sollten sie es anfangen, aus dieser Sperre sich zu retten? Ihn mit Gewalt

*) 2ter Band, S. 82.

**) 4ter Band, S. 331.

vertreiben, das konnten sie nicht: es mußte also mit List geschehen. Nach langem Berathen hielten sie nemlich für das Beste, dem Grafen die Burg abzukaufen. Man machte diesem deshalb den Antrag, und Ulrich war's zufrieden. „Nehmt sie nur immer hin," mochte er wohl denken, „ihr sollt sie mir schon wieder geben!" Er kam — es war im Jahr 1563, — nach Nordhausen, zur Abschließung des Kaufkontrakts und zum Empfang des Geldes. Während nun das im sogenannten Riesenhause geschah, und während er mit einem Gastmahle bewirthet wurde, schickte man einige Bürger mit Arbeitern hin auf die nunmehr der Stadt gehörige Schnabelburg, um sie zu demoliren. Das geschah nun auch mit solcher Schnelligkeit, und wahrscheinlich mit Feueranlegen, daß, als der Graf wieder nach Hohenstein durch das Altenthor zurückritt, er schon die Burg auf die Hälfte zur Ruine gemacht sah. Heftig ergrimmte er über diesen Anblick, und ob er gleich nur die Worte sprach: „Ei, das ist Schade!" so schwor er doch, den Nordhäusern das zu gedenken.

Den Anfang dazu machte er damit, daß er die benachbarten Herren und Edelleute für sich zu gewinnen und gegen Nordhausen aufzuhetzen suchte. Als er sich unter ihnen einen großen Anhang verschafft hatte, so machte er die Gegend um die Stadt durchaus unsicher, that den Bürgern allen Schabernack an, und trieb mit seinen Gehülfen das Rauben und Plündern ärger als zuvor von der Schnabelburg. Die Nordhäuser blieben hierbei so lange als möglich ruhig, als aber kein Bürger ohne Lebensgefahr

aus den Thoren gehen konnte, da schickten sie aus, um sich Hülfe zu verschaffen. Aus Hessen und Lüneburg erhielten sie auch eine gute Anzahl Knechte, und als sie sich stark genug glaubten, zogen sie unter der Anführung ihres Stadthauptmanns, Andreas Beutler, aus, und verheerten in der goldenen Aue eine Menge Dörfer, die dem Hohensteiner gehörten. Einst holten sie das vor dem Städtchen Heringen weidende Vieh weg. Da stürmten die Feinde aus Heringen heraus, um es ihnen wieder abzujagen; allen die Nordhäuser wendeten sich, und nun kam's zu einem derben Handgemenge. Der Hauptmann Beutler machte darin einen jungen Grafen von Hohenstein zum Gefangenen. Er kannte ihn aber nicht, und als er wissen wollte, wer er wäre, so nannte sich dieser, Heinrich von Kelbra. Beutler ließ ihn daher wieder los, doch mußte er angeloben, sich auf einen bestimmten Tag in Nordhausen zu stellen, was aber nicht geschah. Fünf Jahre lang dauerten diese steten Fehden und Neckereien zwischen beiden Theilen fort. Da legten sich endlich die Markgrafen von Meißen ins Mittel, und bewirkten eine Aussöhnung. Der Friedenstraktat enthielt im Wesentlichen Folgendes.

Aller Streit solle hiermit geendigt seyn. Die Stadt Nordhausen solle den Grafen die noch rückständigen Kaufgelder für die Schnabelburg mit 1500 Mark löthigen Silbers entrichten. Die Schnabelburg solle den Vermittlern überantwortet werden, welche sie vollends einreißen lassen und darüber wachen würden, daß sie niemand wieder auf-

baue. Alle Gefangene sollten von beiden Seiten wieder freigegeben werden. Den Nordhäusern solle es von den Grafen nicht verwehrt werden können, zur Befestigung ihrer Stadt vorzunehmen, was ihnen beliebe, u. s. w.

Nun war Friede; die Schnabelburg verschwand, und nie ist sie wieder aufgebaut worden. Kurz war ihr Daseyn, kaum einige Jahre. Man weiß zwar die Zeit ihrer Erbauung nicht genau anzugeben, wahrscheinlich aber war sie kaum vollendet, als die Nordhäuser sie zerstörten. Jetzt ist keine Spur mehr davon zu finden, aber die Umsicht von ihrem Standorte nach Nordhausen hin in die goldene Aue, bis hinab zum Kyffhäuser, westwärts in das Eichsfeld, und nordwärts auf den Harz, gehört unter die schönern der Gegend.

* * *

Historische Nachrichten von der Stadt Nordhausen, 1740. Bangens Thüring. Chronik, 1599. Eckstrom Chronicon Walkenredense, 1617, und alte handschriftliche, aus Nordhausen mitgetheilte Nachrichten, sind benutzt worden.

56.

Krainberg
bei Wach.

Gern weil' ich bei euch, unsterbliche Trümmer der Vorzeit!
Wo der Gegenwart Spur dem staunenden Auge verschwindet,
Und der Vergangenheit Bild so lebhaft der Seele sich mahlt.

56.

Krainberg.

Im Fürstenthum Eisenach, da wo es mit dem Kurfürstenthume Hessen gränzt, erhebt sich ein waldbewachsener Berg. Dieser, in gleich kurzer Entfernung von den kleinen Landstädten Salzungen und Vach, trägt die Ueberbleibsel des ehemaligen Schlosses Kraínberg.

Zwei Wege leiten hinauf. Von der östlichen Seite, dem darunter liegenden Dorfe Tiefenort, geht ein Fahrweg; von Westen, dem Dörfchen Kieselbach, schlängelt sich ein Fußpfad an dem steilen Berge hin, bis zu den Ruinen.

Eine reiche Aussicht beut sich pittoresk dem Auge des Wanderers dar. — Das breite Thal, wo die Werra bald sanft dahin gleitet, bald rasch sein Ende sucht, wird im Hintergrunde von den thüringischen Gebirgen begränzt. Majestätisch ragt der Inselsberg empor, und die alten Schlösser und Ruinen von Wartburg, Altenstein, Liebenstein und Waldenburg schmücken romantisch die Vorberge dieses Giganten. Westlich in einem weiten Kessel liegt

Bach mit seiner altgothischen Befestigung, und unter der Menge von Dörfern, die sich da herum lagern, glänzt im waldigen Einschnitte das Schloß Philippsthal mit seinen weißen Gebäuden hervor. In Süden schließen den Horizont die nackten Gipfel der Röhn, und nur die Fuldaischen Berge stehen wie Zuckerhüte aus der Fläche, und gewähren einen Blick in das offne Land. — In Norden verhindern Hessens Waldberge den Blick ins Innere von Westphalen.

Auf der Ebene des Berges liegen die Ueberbleibsel der Burg Krainberg. Ein breiter Graben, der so ganz verschüttet ist, daß keine Zugbrücke mehr nöthig ist, um hineinzukommen, umgiebt sie. — Von der dreifachen Mauer, die mit fünf Thürmen versehen war, wie eine Abbildung vom Jahre 1690, wo es noch bewohnt war, zeigt, hat nur die Eine sich erhalten. — Ein großes Thorportal, welches zugleich den Eingang eines Gebäudes ausmachte, und in das Hauptgebäude der Burg führte, steht in seinen untern Mauern noch, ist aber in Gesträuchen tief versteckt. Die Hauptfaçade zeigt eine dreistockige Höhe. Große gewölbte Fensterbogen, mit gothischen Karnießen und Säulen verziert, waren die untersten. Der erste Stock hat viereckige, die übrigen desgleichen; aber je höher hinauf, desto kleiner. Man hat etliche Stufen in die dicke Mauer gebrochen, um aus diesen Fenstern die erwähnte reitzende Aussicht zu genießen. Unter den Gebäuden trifft man noch einige hochgewölbte Keller an; von der ehemaligen Kapelle finden sich aber keine Spuren mehr.

Es mußte immer ein Geistlicher hier wohnen, wie man in Urkunden findet. Der Hofraum ist sehr groß, geebnet, und jetzt ohne allen Schutt. Dieses, bei einer Ruine seltene Ansehen, hat er dem Besuche des Großherzogs von Weimar, nebst der Gemahlin des Erbprinzen, welche vor einigen Jahren hier waren, zu danken. Es arbeiteten damals mehrere Tage hindurch einige hundert Bauern an der Reinigung des Hofes. — Ein ländliches Fest krönte diese Lustparthie.

Bei mehrmaligem Suchen in diesen Ruinen fand man in der Mauer ein Gerippe von einem Kinde. — Dies erinnert sehr lebhaft an die schreckliche abergläubische Meinung, daß wenn eine Burg erbauet wurde, man ein Kind rauben, oder von armen Eltern erkauft haben mußte, was alsdann lebendig eingemauert wurde, um diese Burg gegen Unfälle zu bewahren *). —

*) Auch in den Ruinen der Plesse bei Göttingen ist ein kleiner eingemauerter Kindersarg mit Knochen gefunden worden, wie dies im 1sten Bde S. 208. 2te Ausg. erzählt ist. Leider scheint der oben erwähnte, empörende, Glaube wirklich geherrscht zu haben, da die Todten der Familie des Burgherrn immer im Gewölbe der Burgkapelle, oder auf dem Burgkirchhofe, oder in der Kirche eines nahe liegenden Ortes beigesetzt wurden und kein Beispiel bekannt ist, wo eine solche Leiche in der Wand eines Burggebäudes mit eingemauert worden. Und wäre dies geschehen, so würde gewiß ein Denkstein die Stelle von außen bezeichnet haben.

F. G.

Den ehemaligen reichen und starkbegüterten Dynasten von Frankenstein gehörte dieses Schloß. Sigbode bekam es zu seinem Antheile, und nannte sich davon, wie es in einer Urkunde vom Jahre 1182 heißt: Sigbodo comes de Crainbergk. Im Jahre 1241 starb diese Frankensteinsche Linie zu Krainberg aus. Da der letzte Besitzer die eine Hälfte an das Stift Hersfeld verpfändet hatte, so fiel nur die andere der Frankensteinschen Hauptlinie anheim. Es kam bald darauf zwischen beiden Theilen zu einer Fehde, indem jeder das Ganze gern besitzen wollte. Sie verglichen sich jedoch und errichteten im Jahre 1263 einen Burgfrieden. Es befanden sich auch einige Familien als Burgmänner auf dem Schlosse; z. B. Apel von der Tann, der sogar seinen Geschlechtsnamen wegließ, und sich blos de Krainberg schrieb.

Nach Erlöschung der edeln Herren von Frankenstein scheint das ganze Schloß und Amt an das Stift Hersfeld gefallen zu seyn. Durch Verpfändungen ging es aber nach und nach durch viele Hände. Hersfeld versetzte es im 14ten Jahrhundert an die Landgrafen von Thüringen. Diese verpfändeten es wieder an die Herren von Hopfgarten im Jahre 1436, diese an die Herren von Riedesel, diese an die Herren von Lügeln im Jahre 1468. Bald darauf lösten es die Riedesel im Jahre 1482 wieder ein. Die Herzoge Ernst und Albrecht von Sachsen fanden sich mit dieser Familie durch Vertauschung anderer Güther (1493) ab, und verkauften Schloß und Amt Krainberg an Ritter Hans Goldacker für 6000 Goldgulden. Im

nämlichen Jahre (1503) verkaufte es derselbe für gleichen Preis an Ludwig I. von Boyneburg, Landhofmeister Landgraf Philipps von Hessen.

Im Jahre 1539 verkaufte es dieser an den Grafen Adam von Beichlingen, k. k. Kammerrichter in Speier, der wegen vieler Schulden seine ansehnlichsten Besitzungen verkaufen mußte, aus seinem Schiffbruche aber noch so viel rettete, um Krainberg durch Vorsprache Kurfürst Friedrichs von Sachsen mit dem Beding an sich bringen zu können, daß, wenn er oder sein Nachfolger ohne männliche Erben stürbe, die Boyneburgsche Familie für den nämlichen Kaufschilling es wieder erhalten könnte. Es blieben auch noch 1500 Gulden darauf stehen, worüber die Grafen die Dörfer Dorndorf und Kieselbach verpfändeten. Mit diesem Kapital und mit den Zinsen dotirte Ludwig I. sein neugestiftetes Armenhospital in Lengsfeld.

Bartholomäus Graf von Beichlingen war der Letzte seines Geschlechts (1568), und die Herzoge Friedrich Wilhelm und Johann Casimir von Sachsen zogen es nach seinem Tode als ein Lehn widerrechtlich ein, ohne auf die Ansprüche der Boyneburgschen Familie Rücksicht zu nehmen. Die kriegerischen Unruhen, die in diesem und in dem folgenden Jahrhunderte Deutschland zerrütteten, machten, daß alle Bemühungen dieser Familie, es wieder zu erlangen, fruchtlos blieben.

Bei der Theilung der Länder der Herzoge von Sachsen (1641) fiel die Herrschaft Krainberg dem Herzoge Albrecht von Eisenach zu, und nach dessen Absterben dem

Herzoge von Gotha (1645). Durch einen Vergleich kan sie an den Herzog von Weimar, welcher sie als ein Am noch jetzt besitzt.

Das Schloß wurde von dem jedesmaligen Beamter bewohnt, bis man zum Anfang des vorigen Jahrhunderts die Wohnung nach Tiefenort verlegte, und es dem nagen den Zahne der Zeit zum Zerstören überließ.

Freiherr von Boyneburg.

57.

Heinrichsburg
im Harze.

Um die alten Trümmer wanken
Epheuranken,
Junges Leben windet Kränze,
Gaukelt in den Lüften Tänze
Um den trüben Tod.

G. A. F. Goldmann.

57.

Heinrichsburg.

Mehrere Burgruinen dieses Namens giebt es in Deutschland. Die, welche ich hier vorführe, liegt auf dem Harze, im Herzogthume Anhalt-Bernburg, zwischen den beiden Städtchen Gernrode und Harzgerode.

Der Berg, auf welchem sie liegt, ist zwar nicht besonders hoch, aber von drei Seiten sehr steil. Der Ruinen sind wenige. Ein Thurmfragment und sonst einige Reste von Gebäuden und von der Außenmauer, das ist alles. Von großem Umfange kann auch die Heinrichsburg nicht gewesen seyn — das ließ schon die kleine Oberfläche des Berges nicht zu. Der Fürst Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg († 1796) liebte dies Plätzchen. Er ließ im Jahre 1784 neben den Ruinen ein kleines einfaches Jagdhaus erbauen, in dem er manche Stunde seines Lebens zubrachte, das aber jetzt auch verfällt und bald glauben lassen wird, daß es ein Theil der Burgruine sey.

Dicht dabei ließ er auch ein Gärtchen einrichten. Bei der Gelegenheit fand man eine Menge Sporen, Fußangeln große steinerne Kugeln und Spieße. Besonders merkwürdig war es, daß sehr viele Hufeisen auf einer Stelle beisammen lagen, worin noch alle Nägel staken. Es waren lauter kleine Hufeisen, wie von Duisburger Pferden. Wahrscheinlich stand hier ein Stallgebäude, das bei der Zerstörung der Burg in Feuer aufging, zusammenstürzte, und die Pferde verschüttete. Der viele Brandschutt, den man mit ausgrub, spricht für diese Meinung. Ein Brunnen ist da gewesen, aber viel früher schon zugeworfen worden, weil so oft Wild hineinfiel.

Die ringsum liegenden, mit Holz bedeckten Berge lassen es zwar nicht zu, in die Ferne zu sehen, aber die dicht daran hin laufende Chaussee bietet immer Bilder der Unterhaltung dar, so wie die kaum zehn Minuten davon entfernten Eisenhüttenwerke zum Mägdesprung ihr, in der Ferne angenehmes, Getöse bis hierher verbreiten.

Die Zeit der Entstehung der Heinrichsburg ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Es scheint aber, als ob diese kleine Burg vom Anfange an eine Besitzung der Fürsten zu Anhalt gewesen sey; denn Fürst Otto gab sie an die benachbarten Grafen zu Stolberg, im Jahre 1377, zu Lehn. Diese übten aber, nach damaligem Brauch, vielerlei ritterlichen Unfug von hier aus, plünderten die Vorüberziehenden und beraubten die Umgegend. Da thaten

sich mehrere Nachbarn, als: die Grafen von Hohnstein, die Nordhäuser, die Mühlhäuser und andere mehr zusammen und zerstörten Heinrichsburg. Wann dies geschah, weiß man nicht genau, so wie auch von einer Wiederaufbauung der Burg nichts bekannt ist, daher sie wahrscheinlich seit jener Zerstörung in Trümmern liegt. In ihrem Besitze scheinen aber die Stolberger geblieben zu seyn, denn sie verpfändeten sie im Jahre 1576, worauf sie späterhin wieder in Anhalt'sche Hände kam und Eigenthum der Bernburgschen Linie blieb. Vermöge Rezessen wird sie aber, wenn diese aussterben sollte, an Stolberg zurückfallen.

—

Gegen Heinrichsburg über liegt ein Berg, die Schanze genannt. Wenn er diese Benennung nicht zufällig erhalten hat, so möchte es fast scheinen, als wäre späterhin, nach der Erfindung des Schießpulvers, die Heinrichsburg nochmals belagert und von jener Schanze her beschossen worden; allein der getreue und umständliche Anhaltische Chronist, Becmann, sagt kein Wort davon, und es ist daher wahrscheinlicher, daß jener Berg in gar keiner historischen Beziehung auf Heinrichsburg, diesen Namen führt.

Vor einigen Jahren wurden bequeme Fußwege nach allen Theilen der Ruinen hingeführt, und wo man sich früher durch Dornen und Gestrippe zu ihnen hindurch arbeiten mußte, wandelt man jetzt ganz bequem, und kann

auch auf Bänken ruhen. Von den Badegästen aus dem nahen Alexisbade, wird sie seitdem fleißig besucht.

* * *

Aus Becmanns Anhaltscher Chronik, aus mündlichen Nachrichten und eigner Bekanntschaft mit dem Lokal, sind diese wenigen Nachrichten entstanden. Eine Abbildung von Heinrichsburg giebt es nicht.

58. 59.

Ebersteinburg und Neueberstein
im Badenschen.

Zwischen dem Neuen, zwischen dem Alten
Wandeln der Tage und Stunden Gestalten,
Schwinden die Träume des Lebens dahin.
        Blumen verblühn,
        Sonnen verglühn,
Und in dem wirbelnden Wechsel der Zeit
Wandeln die Dinge ihr farbiges Kleid.

Horstig.

58. 59.

Eberſteinburg und Neueberſtein.

Im Großherzogthume Baden giebt es in geringer Entfernung von einander zwei Burgen, die ich wegen der Aehnlichkeit ihrer Namen und wegen ihrer geſchichtlichen Verwandtſchaft hier vereinigt vorführe. Die eine heißt Eberſteinburg, die andere Eberſtein auch Neueberſtein.

Eberſteinburg

liegt über dem Dorfe gleiches Namens, eine Stunde von Baden entfernt. Wie ein Adlerneſt hängt dieſe hohe anſehnliche Ruine, die mit Cyklopenmauern erbaut iſt, an einer Felsklippe. Nicht ohne Gefahr erklettert man den hohen Thurm, von welchem verwitterte Bäume, untermiſcht mit grünen Sträuchen, das Schickſal aller Dinge ſymboliſch darſtellen.

Staunen erfüllt die Bruſt, wenn man von dieſer Höhe über die weite fruchtbare Ebene hin, die Sonne hinter den Vogeſen ſinken ſieht, während der mächtige Rhein ſeine Fluthen dem Goldduft der Ferne entgegen-

wälzt. Links stechen aus der romantischen Ebene die ansehnlichen Gebäude des vormaligen Klosters Schwarzach und der sonstigen Festung Fort-Louis hervor. Vorwärts nähert sich Rastadt, mehr noch das Lustschloß Favorite, unter Baumgruppen niedlich versteckt. Weiter hin erblickt man Karlsruhe, den Dom von Speier, Manheim, den Königsstuhl bei Heidelberg, den hohen Melibocus zwischen Heppenheim und Darmstadt, und rechts, gegen Kuppenheim hin, öffnet sich das herrliche Thal der Murg.

Nahe dem Eingange in die Burg ist eine schöne Stelle von Gebüsch umwachsen, und so recht gemacht zum Ausruhen und zur Erquickung. Häufig finden sich hier Badegäste aus Baden ein, für die sie eine der schönsten Parthieen in der Nachbarschaft ist.

Der Boden des Hügels, auf welchem die Burg erbauet ist, besteht, wie die meisten umliegenden Berge, aus Granit-Breccia, woraus auch die Burg größtentheils aufgeführt ist, die sich aber jetzt ihrem Untergange sehr nähert.

Eberſteinburg, auch Alt-Eberstein, war vermuthlich der älteste Wohnsitz der Grafen von Eberstein. Das Jahr seiner Erbauung ist nicht bekannt, aber schon in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts soll es, wie Crusius in seiner schwäbischen Chronik meldet, eine starke Veste gewesen seyn. Markgraf Rudolph I. von Baden, vermählt mit einer von Eberstein, erwarb im Jahr 1283 durch Vergleich mit seinem Schwager, Otto dem jüngern, Herrn zu Eberstein, den Theil der Burg, den ein Graf Simon

von Zweibrücken in Besitz gehabt hatte. Außerdem brachte er noch durch Kauf, für 375 Mark Silber, den vierten Theil derselben, welchen Otto von seinem Vater geerbt hatte, an sich. Nach Otto's Tode fiel dann der übrige Theil auch an Baden, seit welcher Zeit es bei diesem Hause geblieben ist.

Im Jahr 1356 oder 1357 zerstörte Graf Eberhard von Württemberg die Burg Eberstein, die jedoch nachher wieder aufgebaut wurde. Aus dieser Fehde entstand der berüchtigte Schlägelkrieg, in welchem sich ein großer Theil des schwäbischen Adels zur Ebersteinschen Fahne schlug. Die spätern Schicksale der Burg sind nicht bekannt, wenigstens nicht bedeutend. Der Speiersche Chronikenschreiber Lehmann, so wie der schon erwähnte Crusius, erzählen zwar noch von einer Belagernng, die früherhin im Jahr 938 vom Kaiser Otto I. unternommen worden sey, aber man kann mit Recht daran zweifeln. Bei der Gelegenheit theilen Beide ein unterhaltendes Histörchen mit, das ich hier nicht unerwähnt lassen darf, ob es gleich bei näherer Prüfung keine Farbe hält.

Nachdem nemlich Kaiser Otto die Stadt Strasburg belagert und erobert hatte, zog er auch vor die Burg Eberstein, um mit ihr eben so zu verfahren, weil man ihm gesagt hatte, die Ebersteiner hätten Strasburg beigestanden. Die Burg war aber fest, und Otto lag drittehalb Jahre vergebens davor. Als man nun schon ganz daran verzweifelte, sie zu nehmen, kam einer aus Otto's Gefolge auf den Gedanken, durch List zu bewirken, was mit Ge-

walt nicht gelingen wollte. Er schlug dem Kaiser vor, einen feierlichen Hof und Turnier, wozu jedermann ungehindert kommen dürfe, gen Speier auszuschreiben. Die Grafen von Eberstein würden sich, als wackere Kämpfer, gewiß auch einfinden, und dann könne man, in ihrer Abwesenheit, nochmals einen tapfern Sturm wagen, der vielleicht besser als die bisherigen glücke. Otto fand den Vorschlag nicht übel, und ließ ihn ausführen. Die Kunde von dem angesetzten Feste verbreitete sich bald, und auch die Ebersteiner hörten davon. Immer gut kampflustig gesinnt, beschlossen sie daran Theil zu nehmen, sorgten aber wohlbedächtig dafür, daß während ihrer Abwesenheit in ihrer Burg Alles gut verwahrt und vertheidigt blieb. Als nun der Kaiser mit einem großen glänzenden Gefolge von Fürsten, Herren und Edeln, in Speier eingezogen war, fanden sich auch die drei Gebrüder, Grafen von Eberstein, ein. Otto war höchst erfreut, daß die Herren so gut in die Falle gingen. Seinen Ingrimm auf sie barg er hinter höflicher Freundlichkeit, und ließ ihnen alle Ehre widerfahren. Als am Abend des ersten Tages in seinem Hoflager getanzt wurde, befahl er ausdrücklich, daß einer der Grafen den ersten Tanz mit einem vornehmen Frauenzimmer thun mußte. Man mochte indessen das hinterlistige Projekt wider die Grafen nicht geheim genug gehalten haben, denn eine der edeln Jungfrauen des Hofes wußte darum. Ihr war weniger daran gelegen, daß es glücklich ausgeführt wurde, als daran, daß sie sich die Zuneigung des schönen jungen Grafen erwarb, für den sie leiden-

schaftlich entbrannt war. Als sie sich daher mit ihm eben im Ringeltanz drehte, flüsterte sie ihm leise zu, was man wider sie vorhabe. Die Brüder traten darauf sogleich zusammen, beratheten sich, was zu thun sey, und beschlossen, sofort den Tanz zu verlassen und sich eiligst nach Hause zu begeben. Damit dies aber nicht auffallen möchte, machten sie zuvor bekannt, daß sie für den künftigen Tag 100 Goldgülden aussetzen wollten, um die sie mit jedem, dem's beliebe, turnieren würden, legten auch sogleich diese Summe bei dem Frauenzimmer als den Dankgeberinnen nieder. Hierauf verließen sie den Saal, eilten noch in der Nacht zur Stadt hinaus, über den Rhein, und sprengten auf unbemerkten Wegen ihrer Burg zu.

Richtig fanden sie Alles so, wie es die edle Jungfrau ihnen verrathen hatte. Denn, kaum waren sie am frühen Morgen angelangt, als die Feinde einen solchen heftigen Sturm begannen, als zuvor noch nicht unternommen war. Doch, die Gegenwart der Grafen schlug ihn wacker zurück, und der Feinde wurden viele gemetzelt.

Als des andern Tages die Ebersteiner nicht wiederkamen, und die traurige Botschaft vom obersten Feldherrn des kaiserlichen Heeres einging, daß der Sturm abermals mißlungen, da merkte Otto wohl, daß der geheime Anschlag verrathen seyn müsse, und er nun der Ueberlistete sey. Müde der Fehde, beschloß er, den Grafen die Hand zum Frieden zu reichen. Zu dem Ende sandte er drei Ritter an sie ab, ihre Gesinnungen zu erforschen. Die Ebersteiner führten diese Herren überall in

ihrer Burg herum, zeigten ihnen ihre großen Vorräthe, ließen ihnen im Weinkeller rothen und weißen Wein zapfen, und im Kornhause große Haufen Früchte und Mehl sehen. Das war aber alles Blendwerk, denn die Fässer waren in zwei Fächer abgetheilt, wovon immer nur eins Wein enthielt, und unter der Frucht lag altes Tuch, Spreu und Hülsen. Die Wirkung davon war die erwünschteste. Als die Gesandten zurückkamen, sagten sie dem Kaiser, diese Burg sey so stark mit allen Lebensmitteln versehen, daß man sie wohl noch einmal drittehalb Jahre lang, vergebens würde belagern können. Die Grafen hätten auch eben keine Neigung zum Frieden gezeigt, daher sie ihm rathen wollten, ernstlich darauf zu denken, wie er ihnen solchen auf eine schickliche Art anbieten könne. Es wären doch mächtige Herren und tapfere Kriegsmänner, deren Freundschaft ihm wohl noch oft von großem Nutzen seyn könne.

Dem Kaiser wollte das Anfangs nicht in den Kopf, daß er den Grafen den Frieden so gleichsam antragen sollte; allein es mußte doch geschehen, wenn er mit Ehren die Belagerung von Eberſteinburg aufheben wollte. Da gab man ihm endlich das gute Auskunftsmittel an die Hand, seine Schwester Hedwig, dem jüngsten Grafen Eberhard zur Gemahlin zu geben. Otto ergriff das augenblicklich, und Hedwig mußte wohl einwilligen; denn Prinzessinnen waren damals schon, wie noch jetzt, Opfer auf dem Altar der Politik. Eine förmliche Gesandtschaft ging deshalb an die Grafen ab, und diese nahmen ein so ehren-

volles Erbieten an. Der Friede wurde geschlossen, und die kaiserliche Prinzessin Hedwig wurde Gräfin von Eberstein.

Lange Zeit hernach schickte der Kaiser diesen seinen Schwager nach Rom an den Papst. Da es sich nun gerade so traf, daß er am Sonntage Lätare (dem Rosensonntage) da war, wo der Papst in der Prozession eine Rose trug, so hatte er das Glück, diese in einem weißen Tuche verehrt zu bekommen, nemlich eine rothe Rose mit einem blauen Saphir in der Mitte. Dieser Umstand veranlaßte hernach den Kaiser, dem Grafen in sein Wappen eine rothe Rose auf weißem Felde, mit einem Saphir in der Mitte, zu geben. Vorher hatten die Ebersteiner ein wildes Schwein im goldnen Felde über einem grünen Felsen im Wappen.

So weit die Chronikenschreiber, Crusius und Lehmann. Wenn auch, wie bereits erwähnt, mit Recht an der Echtheit ihrer Erzählungen gezweifelt wird, so bleibt es doch gewiß, daß die Ebersteiner in früherer Zeit reiche und mächtige Grafen des Osgaues waren, wie aus ihren vielen Vergabungen an umliegende Klöster erhellt. Auch stifteten sie die Klöster Herrnalb und Fraunalb im Jahre 1148. Die Bestätigungsurkunden sind von vielen Edlen, welche Ebersteinsche Vasallen waren, als Zeugen unterschrieben. Im Jahre 1660 erlosch ihr Geschlecht.

Die zweite Burg des Ebersteinschen Geschlechts,

Eberstein oder Neueberstein,

liegt auch im Großherzogthume Baden, und zwar in dem reitzenden romantischen und mit den erhabensten Naturscenen überfüllten Murgthale.

Wer das südliche Deutschland durchreist, versäume doch ja nicht, dieses Thal zu sehen, denn es giebt eine recht anschauliche Idee von den, freilich in noch erhabenerm Style geformten, Thälern der Schweitz, oder, wie sich ein Schweitzer irgendwo einmal darüber äußerte: es ist die Vorrede zur Schweitz.

Eine Schilderung seiner Schönheiten gehört nicht hierher. Auch giebt es bereits umständliche Beschreibungen davon *). Ich hebe von seinem mannigfachen Ornate nur die Burg Eberstein für uns heraus, welche die schönste Perle in diesem Kranze ist, den Natur und Kunst dem Badener Lande flocht.

Die Burg Eberstein, auch Neueberstein, liegt auf einem hohen Berge dieses Thales an der linken Seite der Murg, welche das Thal durchbrauset. Von der Stadt Baden ist sie zwei gute Stunden entfernt. Wenn man von da hinfährt, so läßt man den Wagen eine Viertelstunde oberhalb Gernsbach stehen, und steigt hier einen bequemen und breiten Fußsteig, auf welchem oft freundliche Ruheplätze dem Wanderer zur Erholung sich darbieten, im Zickzack den Burgberg hinan. An diesem Berge

*) Das Murgthal, von Primavesi, mit Kupfern.

sieht man den sogenannten Grafen- oder Rittersprung, einen jähen Berghang, oder vielmehr eine Felsenwand, etwa 6- bis 700 Fuß tief, bis an die Murg hinab. Die Geschichte dieses Sprungs wird verschieden erzählt.

Nach Einigen hatte einst der Feind, während ein Graf von Eberstein auf der Jagd war, den Eingang der Burg besetzt. Er gedachte dem Grafen, wenn er zurückkäme, den Rückweg abzuschneiden und ihn gefangen zu nehmen. Schon glaubte er, als bei der Rückkehr der Graf in die Falle ging, daß er ihm nicht mehr entrinnen könne. Aber kaum hatte der Graf die List und Gefahr bemerkt, so ritt oder sprengte er die steile Felsenwand hinab, rettete sich dadurch, brachte eiligst bewehrte Mannschaft zusammen, und entsetzte seine Burg.

Nach Andern hatte ein Waghals gewettet, daß er diesen Burghang hinauf reiten werde. Zweimal gelang es ihm, die Höhe zu erreichen; beim dritten Male stürzte er, und brach den Hals.

Oben vor der Veste ruht man bequem unter einer großen Linde. Von der Terrasse, welche diese Linde beschattet, genießt man der herrlichsten Aussicht in den obern Theil des Murgthals. Nahe an dem Schlosse, auf dem englischen Wege, ward vor einiger Zeit der sogenannte Wachtelbrunnen wieder entdeckt, welcher ganz in Felsen gehauen ist, und sehr gutes Wasser liefert. Im Jahre 1805 ward er hergestellt, und seitdem ist er wieder benutzbar.

Ueber dem äußern Schlußthore sieht man noch in Stein gehauen und unversehrt, das Wappen der alten

Grafen von Eberstein: eine Rose im silbernen Felde, und einen Eber auf grünem Boden in goldenem Felde. Dann sieht man durch den Vor- und Innerhof auf die ganz im Geiste der Ritterzeit restaurirte Burg, den freundlichen Sitz ländlicher Ruhe und weiser Zufriedenheit.

Aus den Sälen und Zimmern der Burg, vorzüglich aber von der Gallerie des gothischen Thurmes, hat man eine köstliche und weite Aussicht. Man sieht auf das vor dem Schauenden ausgebreitete, allmählig enger werdende Murgthal von der einen, und auf das fruchtbare, weit ausgedehnte Rheinthal von der andern Seite. Einzig in seiner Art ist dieser Blick, der nur von dem dunkeln Hochgebirge des Schwarzwaldes nach jener Seite hin, und von den blauen Vogesen jenseits begränzt wird. Tief unten liegt Gernsbach an der brausenden Murg. Aufwärts erheben sich zwei Gebirgsreihen in den abwechselndsten und kühnsten Gestalten, und drei schöne Dörfer reihen sich an der Windung des Flusses hin. Am hohen Granitufer liegt Langenbrand, und von der waldigen Berghöhe blickt das einsame Bermersbach herab. — Ein Stück Himmel ist's, möchte man bei dem Anblicke dieser herrlichen, kühnen und doch so friedlichen Natur ausrufen, welches auf die Erde niederfiel.

Die Burg Neueberstein war noch vor wenigen Jahren eine öde Ruine, aber jetzt blüht ein englischer Garten um sie auf; denn der Markgraf Friedrich von Baden, ein Mann, der für Natur und Kunst gleich hohes Gefühl besaß, stellte sie im Jahre 1798 zum Theil wieder her,

und richtete sie sich zur Sommerwohnung ein. Aber die Kunst verbirgt sich hier bescheiden hinter der Natur, und die ganze Anlage zeugt von einem Geiste, der ihre Sprache versteht.

Von drei Seiten hat die Natur durch sehr hohe und steile Felsenwände diese Burg zu einer der stärksten und sichersten Vesten gemacht. Von der vierten Seite deckt, gegen den nahe gelegenen höhern Berg, eine kolossalische Mauer, die vor den Innerhof gesetzt ist, das ganze Schloß. Sie ist 10 bis 12 Fuß dick, und jetzt noch 50 bis 60 Fuß hoch.

Der erste aus dem berühmten Geschlechte der Grafen von Eberstein, dessen Namen man mit diplomatischer Gewißheit kennt, hieß Berthold, und lebte um das Jahr 1120. Seines Enkels, Eberhards des ältern, Söhne, Eberhard der jüngere und Otto der ältere, stifteten zwei Linien. Dies hat wahrscheinlich Veranlassung gegeben, noch eine zweite oder neue Bergveste zu erbauen. Schon im Jahre 1272 datirte Graf Otto eine Urkunde von dem neuen Schloß Eberstein, und 1283 wird in einer Urkunde des alten Ebersteins erwähnt.

Im 13ten Jahrhunderte war also die Burg Neueberstein schon erbaut. In Urkunden von 1348 und 1351 schrieben sich die Besitzer derselben, Herren zu dem neuen Eberstein. 1354 besaßen vier Brüder, Grafen von Eberstein, die Burg Neueberstein gemeinschaftlich. Einer derselben, Heinrich, überließ in demselben Jahre dem Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg „die Oeffnung „in seinem vierten Theil der neuen Burg Eberstein."

1387 verkaufte Graf Wolf von dem neuen Eberstein, die „halbe Burg an der Vesten Newen Eberstein," nebst seinem Theile an der Grafschaft Eberstein, dem Markgrafen Rudolph VII. von Baden. Markgraf Jakob I. bestimmte 1453 in seinem Testamente das Schloß Neueberstein (seinen Antheil) seinem Sohne Bernhard, und Alteberstein seinem Sohne Karl. 1505 gab Markgraf Christoph I. seinen halben Theil an dem Schlosse Neueberstein dem Grafen Bernhard von Eberstein zu Lehn.

Im Jahre 1660 erlosch der Mannsstamm der Grafen von Eberstein mit dem Grafen Kasimir. Nun fiel das Schloß an das Haus Baden. Diese Grafen von Eberstein in Schwaben, unterschieden von den Grafen Eberstein in Sachsen, hatten Alt- und Neueberstein zu Stammhäusern, waren sehr begütert, und hatten Gernsbach als Hauptstadt.

* * *

Von Ebersteinburg giebt es zwei radirte Ansichten von Schaffroth, wovon die aus dem J. 1806 ein großes Quartblatt ist. Von Neuebersteinburg hat Haldenwang 1807 zwei vortrefflich gearbeitete Blätter in Aquatinta geliefert, welche reitzende Ansichten der Burg von der Nord- und Südseite zeigen. Auch in dem Werke: das Murgthal, von Primavesi, Heidelb. 1807. Querfolio, sieht man es auf zwei der Kupferplatten, doch nur im Hintergrunde. — Zu vorstehenden Nachrichten lieferten den Stoff: Crusius und Lehmann in ihren oben erwähnten schwäbischen und speierschen Chroniken, Klüber in seiner Beschreib. von Baden, Tübing. 1810, u. Schreiber in der seinigen, Heidelb. 1811.

60.

Hirschstein
bei Meißen.

Ja, ich fühle hier dein Wehen,
Heilige Vergangenheit!
Um mich schweben ungesehen
Geister aus der Heldenzeit.

60.

Hirschstein.

Hirschstein liegt, überaus schön und malerisch, auf einem freistehenden Felsen an der Elbe, zwei Stunden von Meißen. Die Aussicht davon ist reitzend und ausgebreitet. Von der Veste Königstein bis nach Torgau, vom Kulmberge bis zu dem Kaulenberge bei Königsbrück, schweift der Blick, den in der Nähe die lachenden Ufer der Elbe entzücken. Sie hat aber auch noch ein historisches Interesse, diese Aussicht, wodurch sie einzig in ihrer Art wird. Man sieht nemlich auf einen großen Theil des Schauplatzes, wo der siebenjährige Krieg geführt wurde, und wo Scenen vorfielen, die in der deutschen Geschichte stets denkwürdig bleiben werden. In der Gegend des Königsteins war es, wo die sächsische Armee in preußische Gefangenschaft fiel; bei Maxen geschah der bekannte Finkenfang; bei Kesselsdorf war die Schlacht, auf welche der Dresdener Friede folgte; bei den Anhöhen von Siptitz, das schreckliche Gemetzel der Oesterreicher und Preußen 1760, und am Fuße des Kulmberges endlich liegt Hubertsburg, wo dem langen Kampfe ein Ende gemacht wurde.

O, von wie vielen tausend Erschlagenen modern auf der Fläche, die man hier übersieht, die Gebeine! Wie wurde die deutsche Erde hier mit deutschem Blute getränkt! Wie schrecklich loderte sie, die Flamme des Kriegs, und machte die herrliche Landschaft zur scheußlichen Wüste! Aber die ewig heilende Natur heilte auch diese Wunden. Die Narben sind verwischt, die Felder prangen mit reichen Saaten, und keine Spur von jenen schrecklichen Tagen ist mehr sichtbar.

Wer Hirschstein hier aufthürmte, weiß man nicht gewiß, wahrscheinlich that es aber Kaiser Heinrich I. oder einer seiner Feldherren. Als er die Daleminzier unterjocht hatte, legte er auf den zur Beherrschung der Elbe so vortheilhaft gelegenen Gebirgen am linken Ufer, mehrere feste Plätze an, welche eine Defensionslinie gegen dieses Volk seyn sollten. Hirschstein, Zehren, Meißen, Siebeneichen, Scharfenberg, Niederwartha und Priesnitz, waren die Hauptpunkte derselben.

Nach einer Urkunde vom Jahre 1262 gehörte Hirschstein damals einem Ritter Wigand von Hirschstein. Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts bekamen es die Ritter von Carlowitz.

Der Markgraf Friedrich von Meißen, mit dem Beinamen der Stammelnde, hielt sich der Jagd wegen oft hier auf, und starb auch hier im Jahre 1291 eines unnatürlichen Todes. Er hatte einst den Bischof Witigo I. von Meißen, aus der Familie Kamenz, in einer Fehde besiegt, was ihm der geistliche Herr nicht verzeihen konnte.

Als

Als Friedrich nun auch einmal von der Jagd etwas erhitzt zurückkam, ließ ihm der Bischof zur Erfrischung Kirschen reichen. Friedrich aß ohne Argwohn, verfiel aber bald darauf in heftige Zuckungen, und starb, denn — die Kirschen waren vergiftet. Ob dem Pfaffen diese schändliche That ungeahndet hinging, verschweigt die Geschichte. Auch ist es nicht bekannt, in welchen Verhältnissen zu der Zeit die Burg Hirschstein sowohl zu Friedrich als zu dem Bischof stand, ob sie dem Einen oder dem Andern gehörte. Späterhin haben sie die von Felgenhauer inne gehabt, von welchen sie im Jahre 1722 an die gräflich Loß'sche Familie kam, deren Eigenthum sie noch ist. Sie ist noch völlig bewohnbar und im besten Zustande.

* * *

Von Hirschstein giebt es eine illuminirte große Ansicht, von Ehrlich gezeichnet und Wizani d. j. in Dresden gestochen. Bei Rittner daselbst kostet sie 4 Rthlr.

Von unbekannter Hand sind mir die Data zu vorstehenden Nachrichten mitgetheilt worden.

61.

Neufels
im Hohenlohe'schen.

Verbrannt sind Thüren und Thore,
Und überall ist es so still;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich wie ich nur will.

J. W. v. Göthe.

61.

Neufels.

Diese zerstörte Bergveste verdient vor mancher andern, in dem Fürstenthume Hohenlohe gelegenen, einige Aufmerksamkeit, indem sie im Mittelalter als Raubnest in der Gegend vorzüglich berüchtigt war.

Sie liegt 4 Stunden von Hall in Schwaben und 3 von Oehringen, auf der südlichen Seite eines hohen vorspringenden Berges, den das Flüßchen Kupfer bespült, welches von Südost nach Nordwest, durch ein sehr enges, von hohen Bergen eingeschlossenes, Thal fließt. Einen Raum von ungefähr 18 bis 20 Quadratruthen nehmen die Ruinen ein, die ein breiter tiefer Graben, von der Seite des Weilers oder Viehhofs Neufels her, umgiebt. Aus den chaotisch durcheinander liegenden und stehenden Mauern, die an manchen Stellen noch über 16 Fuß hoch, und ganz mit wildem Gesträuch bewachsen sind, kann man sich kein Bild mehr von der ehemaligen Form der Burg machen. Nicht weit von dem jetzigen Eingange, der am westlichen Ende des Burggrabens über einen Theil der ab-

gebrochenen Grundmauer führt (von dem eigentlichen Eingange in die Burg ist keine Spur mehr vorhanden), entdeckt man die Oeffnung eines gewölbten Ganges, der unter dem Winkel von 40 Graden in die Tiefe führt. Seine Wände bestehen aus sehr festem Mauerwerk, und zwei Mann neben einander könnten sehr bequem hineingehen, wenn er nicht zum größten Theil verschüttet wäre. Einer Sage zufolge soll dies der Anfang eines unterirdischen Ganges seyn, der von der Burg aus ins Freie führte, und durch welchen einst die Belagerten entflohen seyn sollen. Nicht fern davon ist zwischen umgestürzten Mauern ein kleines Gemüsegärtchen angelegt, welches auf einem tiefen Gewölbe, nach Andern auf dem Schloßbrunnen, ruhen soll. Diese Sage schreibt sich daher: Einer der vorigen Besitzer dieser Burg wollte dies Gärtchen erweitern, und hob unter andern einen großen viereckigen Stein auf. Da er unter ihm eine Oeffnung erblickte, und kleine Steine, die er hineinwarf, nicht fallen hörte, so überfiel ihn ein panischer Schrecken, und aus Furcht, sein Leben zu verlieren, ließ er den großen Stein auf seiner alten Stelle, und bedeckte ihn mit Erde. Auf der äußern, nordöstlichen Seite der Burgmauer, innerhalb des Grabens, sieht man ein Luftloch, nach Art einer langen und schmalen Schießscharte, welches ohne Zweifel zu diesem Gewölbe führt.

Die Mauern der Burg, die wenigstens 3 Fuß Dicke haben, verschwinden immer mehr, weil die Bewohner des Weilers Neufels die Steine zu mancherlei Bedarf weg-

holen. Jenseits der Burg läuft der Berg noch eine ziemliche Strecke, von Osten nach Westen, zungenförmig vorwärts. Auf seinem Rücken, der 4 bis 4½ große Morgen enthalten mag, liegt dieser Weiler. Früherhin stand ein Städtchen da, welches nach damaliger Kunst sehr fest gewesen seyn muß, denn man sieht jetzt noch, ungefähr 30 Schritte vor der Burg, einen tiefen und gegen 16 Schritt breiten Graben, über welchen eine steinerne Brücke führt, und der den Burgberg gleichsam abschneidet. Noch ungefähr 40 Schritte über diesen Graben weiter hinaus, stößt man abermals auf einen Graben, der zwar länger, aber bei weitem nicht so breit und tief wie der erstere ist. Zwischen beiden liegt der Viehhof, der sonst zum Schlosse gehörte. Ueberall findet man noch Spuren von der ehemaligen Stadtmauer.

In diesem Städtchen sollen, mündlichen Ueberlieferungen zufolge, unter andern acht Krämer gewohnt haben, die mit Salz und selbst gemachten Holzwaaren in dem Lande herum handelten, und dabei ausspionirten, wo ein Fang zu machen war.

Von keiner Seite des Burgberges hat man in der Ferne eine große Aussicht, weil die gegenüber liegenden Berge höher, und ihm zu nahe sind. Dafür ist aber die Aussicht in das enge und tiefe Thal überraschend und entzückend schön. Vorzüglich malerisch ist sie, wenn man seinen Standpunkt hinter dem untersten Hause des Weilers nimmt.

Wer zuerst den Gedanken hatte, sich hier anzusiedeln, oder wie alt überhaupt die Burg mit dem ehemaligen Städtchen ist, weiß man nicht. So viel erhellt indessen aus Urkunden, daß schon zu Anfange des 14ten Jahrhunderts mehrere, sonst begüterte Familien aus dem niedern Adel, nicht nur Antheil daran hatten, sondern bisweilen auch mit Weib und Kind daselbst wohnten, ohne Zweifel, um in Gemeinschaft und mit desto größerer Sicherheit ihr sauberes Handwerk treiben zu können.

Zu jener Zeit lag Neufels in einer sehr wilden Gegend, mitten in einem großen Walde, und entfernt von allen Landstraßen, also sehr bequem, um im Hinterhalte zu lauern und den gemachten Raub ungesehen und ungestört fortschaffen zu können.

Im Jahre 1303 lebte hier Rudolph, genannt der Mergentheimer, mit seiner Frau Mechthilde und ihrem Sohne Heinrich. 1335 versicherten Rabeno und Schrott von Neuenstein dem Erzbischof von Mainz die Oeffnung allda. 1351 war Beringer Sixt Kapellan in der dasigen Burgkapelle. 1361 errichteten Wolf von Stein, Götz, Raban, Cunz, Herold, Schrott und Hermann von Neuenstein, Cunz von Sausen (Sawensheim) und Erkinger Hoffurt einen Burgfrieden daselbst. 1363 bis 1364 wohnten hier Cunz von Seintzheim, nebst seiner Frau Bertha von Adelsheim, und Hermann und Götz von Neuenstein. 1441 wurde Neufels von den schwäbischen Landestruppen erobert und zerstört. Crusius erzählt

in seiner schwäbischen Chronik den Hergang dieser Geschichte so:

„Im Sommer 1441 nahmen die Haller *) durch „Hülfe der Ulmer, welche von Georg Reinwart geführt „wurden, das zwei Meilen von Schwäbischhall gelegene „Schloß Newenfels ein, welches sie auch ganz bis auf einen starken Thurm abgebrannt, darauf bei 16 Gefangene „nach Hall geführt, und daselbst den erbeuteten Raub unter sich getheilt haben."

Die Ursache sammt der Art und Weise der Einnahme dieses Schlosses, findet sich in einer geschriebenen Schwäbisch-Hallschen Chronik von Widmann folgender Gestalt angegeben:

„Um diese Zeit wurden einige Wagen, welche Tuch „auf der Frankfurter Messe, sammt einem weißen seidenen „Kleid, mit breiten silbernen und vergoldeten Buckeln bestehenden, und vor die St. Michelskirche zu Hall gehörigen Kirchenschmuck führten, bei dem Oehringischen Wald, „Zuckmantel, aufgefangen, und in das Städtlein und „Schloß Newenfels an dem Fluß Kupfer geführt. Folgende Nacht nun kamen die Haller in aller Stille dahin, „ließen sich in den Graben, der zwischen dem Schloß und „Städtlein ist, nieder, und nahmen des andern Tages „in der Frühe, da die Mägde zum Vieh in den Hof „gingen, und die Thore öffneten, das Schloß ein, wobei „jedoch die Rädelsführer und Anstifter jener ausgeübten

*) Die Einwohner von Hall in Schwaben.

„Gewalt über die Mauern hinaus entrunnen. Man
„nahm allso den Raub unversehrt zurück, und brachte ihn
„nach Hauß, nachdem zuvor das Städtlein und Schloß
„angezündet, und der Thurm in die Kupfer geworfen
„worden. Folgende Zeit, als die Herrn, welche Theil
„an dem Schlosse hatten, selbiges wieder aufgebauet,
„und nach der alten Mode grassirt, wurde es von dem
„Hohenlohischen Grafen abermalen demolirt und einge-
„rissen."

Von dieser Zerstörung giebt Hanselmann in seiner Landeshoheit des Hauses Hohenlohe Folgendes an:

„Es hat die hohe Landesherrschaft hin und wieder
„auf diejenigen Burgen und Häuser, welche ihr Landadel
„zwar anfangs mit ihrer Vergünstigung und zum Theil
„auch auf ihren Befehl in einigen wehrhaften Stand ge-
„setzt, hernach aber als Receptacula zu seinen Streife-
„reien und Störung der gemeinen Ruhe zu mißbrauchen
„angefangen, gänzlich zerbrochen, und dem Boden gleich
„gemacht; wovon bis auf den heutigen Tag noch in ihren
„ruderibus liegen: Stein, Gleichen, Gabelstein, Sulz,
„Bachenstein, Entsen, Neufels, Neudeck rc. Das Fa-
„meuseste unter solchen Raubnestern war damals erstge-
„meldetes, zwischen Oehringen und Ingelfingen gelegenes
„Schloß Neufels, welches als ein Ganerben Ort denen
„von Hornberg, Adelsheim, Neuenstein rc. zuständig ge-
„wesen, und eine geraume Zeit zu ihren Streifereien ge-
„dient hat, vom Graf Craften von Hohenlohe aber 1472
„zerstört worden."

Nach dieser Zeit verkauften Götz von Neuenstein dem Bat von Hornberg, hernach Raben Hofferart, Pleickert, Landschad, und endlich 1488 Conrad von Neuenstein, ihren Antheil an Hohenlohe. 1492 wurde Graf Craft von Hohenlohe zu Amorbach, von Kurmainz mit dem Wall und Platz, darauf Schloß und Städtlein Neufels gestanden, belehnt, von welcher Zeit es denn immer Hohenlohisch blieb.

Im Jahre 1490 wurde die Pfarrei Neufels nach Neuenstein transferirt. 1494 befreiete Graf Craft alle, die sich daselbst anbauen wollten, auf lebenslang von Diensten, und 1498 stiftete Frau Hedwig von Schwarzberg das bis jetzt noch stehende Kirchlein, in welchem alljährlich der Pfarrer zu Kirchenfall, in dessen Sprengel es gehört, an der Kirchweihe (Simon und Judä) zu predigen verbunden ist.

* * *

Von unbekannter Hand ist mir vorstehende Nachricht zugeschickt worden, deren Verfasser, nach eigener Angabe, benutzte: Wiebel hohenlohische Kirchen- und Reformationshistorie. Crusius schwäbische Chronik. Widmann schwäbisch-hallsche Chronik, Manuscript. Hanselmann Landeshoheit des Hauses Hohenlohe.

62.

Adolphseck

bei Schwalbach im Nassau'schen.

Jetzt rankt sich überm Schutte wüst Gesträuch,
Wo vormals traulich jene sich umfangen,
Und wilde Beeren pflückt das Kind vom Zweig,
Die am versunknen Söller niederhangen.
Der flücht'ge Vogel schwankt auf dürrem Ast,
Die Schwalbe flieht unwirthliches Gemäuer;
Und wilde Tauben schnäbeln dort sich scheuer,
Wo süße Liebe du gewohnet hast.

(Taschenb. d. Sagen und Legenden.)

62.

Adolphseck.

Nahe bei dem Badeorte Schwalbach liegt auf einem hohen abgerundeten Berge Adolphseck. Wild sind die Umgebungen. Finstere Thäler und bewaldete Berge, melancholisch gruppirt, reihen sich um die Burg. Still und heimlich, geschieden von Menschen, so recht für Thaten, die beim Licht erblinden, gemacht, ist's hier.

Man sollte glauben, es müsse ein rechter Stegereifsritter gewesen seyn, der diesen Winkel ersehen habe zu seinem Raubnest, um hier so recht ruhig zu verschmausen, was er erbeutet. Allein, man irrt. Geheime Liebe war's, die sich hier einen sichern Ruhepunkt aufschlug, um im Verborgenen zu kosen, und dem spürenden Auge der Welt sich zu entziehen. Sie, die sich alles selbst ist, für die jede Wüste ein Paradies werden kann, sie nistete in diesem Schlupfwinkel, und lachende Bilder waren für sie die wilden Höhen umher, von Raubvögeln in weiten Zirkeln umkreist.

Adolph, Graf von Nassau, — wer kennt nicht ihn, der einst auf kurze Zeit die deutsche Kaiserkrone trug —

erbaute diese Burg im 13ten Jahrhunderte. Von ihren Schicksalen weiß man aber gar wenig. Adolph wurde bekanntlich nach Kaiser Rudolphs von Habsburgs Tode, vorzüglich auf Anstiften des Kurfürsten Gerhard II. von Mainz, im Jahre 1292 zum deutschen Kaiser gewählt. Er konnte sich aber in dieser Würde nicht behaupten. Sein Nebenbuhler um die Krone, Albert I. Prinz von Oesterreich, Rudolphs Sohn, war ihm an Macht überlegen, und als es zwischen ihnen im Jahre 1298 bei Worms zu einer Schlacht kam, erstach ihn Albert mit eigner Hand auf der Wahlstatt. Das Jahr darauf wollte Albert die rheinischen Kurfürsten mit Gewalt zur Abtretung des Rheinzolles zwingen, und kam mit einem großen Heere in die Rheingegenden. Jämmerlich hauste dieses hier, zerstörte und verbrannte, plünderte und mordete, und da war es auch, wo im Laufe dieser Fehden Adolphseck im Jahre 1302 eingenommen und geschleift wurde. Nachher ist es wieder aufgebauet worden, doch ist es unbekannt, von wem? Im Jahre 1695 war es noch bewohnbar, und seitdem erst ist es verfallen.

Jetzt ist die Ruine von Adolphseck, besonders für den gefühlvollen Künstler, ein sehr liebliches Bild. Aus grau bemoosten Felsen scheinen die Mauern gleichsam hervorgewachsen zu seyn. An ihnen hängen armselige Hütten mit kleinen Fenstern und halbverfaulten Strohdächern. Hier, wo einst der stolze Adolph thronte, und ganz Deutschland beherrschen wollte, aber, schwach an Macht und Kraft, dem großen Plane unterlag, hier haben sich ein paar Landleute

leute angenistet, welche mit Käse und Kartoffeln ihr armseliges Leben fristen. Wie die Schwalben haben sie ihr friedliches Nest an die stolzen Ruinen hingeklebt, und pfeifen und lassen den lieben Gott walten gleich diesen. Unten im Thale liegt der Flecken Adolphseck an der Aar, meist von Wollenwebern bewohnt.

Die Veranlassung zur Erbauung von Adolphseck kennen wir nicht; die Sage erzählt aber folgendes darüber.

Adolph war in einen Krieg mit dem Könige von Frankreich verwickelt, zog deshalb mit seinem Heere in das Elsaß, gegen den Bischof von Strasburg, der den Franzosen anhing, wurde aber hier in einem Scharmützel sehr verwundet, und in ein nahes Frauenkloster gebracht. Die Nonnen pflegten ihn traulich, besonders eine junge Novizin, welche fast immer bei ihm war. Sie hieß Imagina, und stammte aus einem edlen Geschlechte in den Vogesen ab. Die klösterliche Tracht gab den Reizen der schönen Novizin etwas Verführerisches, und als Adolphs Wunde bald geheilt war, da wurde er inne, daß er eine neue in seinem Herzen trage.

Lange barg er seine Gefühle, aber eines Abends vermochte er's nicht mehr. Er ergriff die Hand seiner jungen Wärterin, die eben die letzte Wunde verbunden hatte, und sprach: „Ich weiß nicht, edle Jungfrau, ob ich euch danken soll. Durch eure Pflege bin ich genesen, aber eure schönen Augen und eure Anmuth haben mich von neuem krank gemacht!" Die Novizin erröthete und entfernte sich, ohne etwas zu erwiedern. Adolph erwartete, daß sie, wie

gewöhnlich, gegen Abend wieder kommen werde. Statt ihrer erschien aber eine andere Nonne, von welcher er erfuhr, daß Imagina von einer Unpäßlichkeit befallen sey. Diese Nachricht fiel, wie ein kalter Reif, in den warmen Frühling seiner Liebe, und tödtete die schönen Blüthen seiner Hoffnung schon in der Knospe. Er wurde traurig und verdrießlich, und die neue Wärterin hörte selten ein freundliches Wort von ihm. So vergingen drei Tage. Am Abend des dritten Tages, um die zehnte Stunde, wo schon alles im Kloster schlief, öffnete sich leise die Thür seines Gemachs und die schöne Imagina trat herein, mit einer brennenden Kerze in der Hand.

„Gnädiger Herr, sprach sie, der Bischof von Strasburg stellt euch nach, und will euch diese Nacht hier im Kloster aufheben lassen. Wollt ihr fliehen, so will ich euch den Weg zur Flucht zeigen. Das äußerste Pförtlein des Klostergartens führt in den Wald und durch diesen geht ein wenig bekannter Fußsteig, bis zum Rhein, den ihr in einer halben Stunde erreichen könnt. Den Schlüssel zur Gartenthür habe ich mir verschafft und am Ufer findet sich wohl ein Fischernachen zur Ueberfahrt.“

Adolph säumte nicht lange. Den einzigen Knecht, welchen er bei sich hatte, schickte er sogleich mit mündlichen Aufträgen an die Edlen von Pfirt und Bergheim, welche seine Völker befehligten, und nun folgte er, von einem treuen Windspiel begleitet, seiner Führerin durch den Garten in den Wald. An der Pforte wollte Imagina zurückgehen, aber der König bat sie so dringend und zärtlich, ihn nicht

zu verlassen, bestürmte das schwankende Weib so unwiderstehlich und rührend, daß endlich ihre Liebe, die sie bis dahin zu bekämpfen gewußt, über ihre Frömmigkeit siegte. Sie warf ihren Schleier weg, hüllte sich in des Königs Mantel, und wandelte mit dem höchst glücklichen Adolph, Hand in Hand, dem Rheine zu. Am Ufer stand eine Fischerhütte. Der Fischer setzte sie über, und Adolph langte mit seiner Retterin glücklich auf einem seiner Schlösser an.

Nun ließ er in einem einsamen Thale, nicht fern von Schwalbach, eine Burg für Imagina erbauen, der er den Namen Adolphseck gab. Hier, in dieser unbesuchten Wildniß, genossen sie ganz des Glückes zärtlicher Liebe und Freundschaft, und Adolph vergaß all' des Ungemachs und der Leiden, an welchen sein Leben so reich war. Doch sein Stern neigte sich nur zu früh zum Untergange. Albert von Oesterreich strebte nach der deutschen Krone. Seine Absichten unterstützte der Erzbischof von Mainz, aus dem Geschlechte der Eppensteiner, Adolphs nächster Vetter und — erster Feind. Adolph zog seinem Widersacher, über den Rhein mit einem starken sieggewohnten Heere, entgegen. Imagina, die sich nicht von ihm trennen wollte, folgte ihm in ritterlicher Kleidung, und nur mit Mühe vermochte sie Adolph zu bereden, im Kloster Rosenthal bei Worms zu verweilen, bis die Schlacht vorüber seyn werde. Nicht weit davon geriethen die Heere an einander. Der tapfere Nassauer fiel durch Alberts Hand und die Schlacht ging verloren.

Imagina lag, die ganze Zeit über, in der Klosterkirche auf den Knien, jammerte und betete. Schon dunkelte

der Abend heran, und noch hatte sie keine Nachricht von ihrem Geliebten. Der Mond stieg herauf, es wurde immer stiller und stiller — da sprang des Königs treues Windspiel winselnd zur Kirche herein und zerrte die Betende am Gewande, lief dann nach der Thüre zu und wieder zurück, und fing von neuem an zu zerren und zu winseln. Imagina wurde von einer schrecklichen Ahnung ergriffen. Sie folgte dem Thiere, das sie mitten auf das Schlachtfeld zur Leiche des Königs führte. Im unendlichen Jammer warf sie sich auf den entseelten Geliebten, dessen Leichnam Tags darauf im Kloster Rosenthal beerdigt wurde. Von nun an nahm sie weder Speise noch Trank, und da fand man sie eines Morgens todt ausgestreckt auf dem Grabe des Königs.

* * *

Melißantes neu eröffneter Schauplatz, 2ter Band; Vogts Ansichten des Rheins, 1stes Heft; Schreibers Handbuch für Reisende am Rhein, 2te Ausg., und der rheinische Antiquarius, enthielten die wenigen Data zu Vorstehendem. Eine Abbildung von Adolphseck kenne ich nicht.

63.

Reinstein
am Harz.

Nichts hat auf Erden ein bleibendes Loos,
Wohl Alles verschlingt der Vergänglichkeit Schooß.
Wohin du magst blicken, wohin du magst gehn,
Wirst du die Vergänglichkeit walten sehn.

Zahn.

63.

Reinstein.

Heinrich I., man nennt ihn den Vogelfänger — ich möchte ihn lieber den Hunnen-Fänger nennen — weilte oft und gern in den Gegenden des Niederharzes. Er liebte die Jagd, vorzüglich den Vogelfang, und hier konnte er dieser Neigung recht weidlich obliegen. Kein Osterfest erschien, das er nicht in Quedlinburg feierte, wo noch jetzt ein Ort der Finkenheerd heißt, den die Sage für die Stelle ausgiebt, auf welchem man ihm die Königswürde antrug. Natürlich, daß seine Vorliebe für diese Gegend, und sein öfterer Aufenthalt hier von wohlthätigen Folgen für sie war, daß ihm mancher Ort sein Entstehen oder doch Vergrößerungen dankte. Er stiftete Klöster, erhob Dörfer zu Städten, befestigte sie, hielt Reichsversammlungen, beförderte Handel und Verkehr, und theilte Privilegien und Begünstigungen aller Art aus.

Damit nun aber auch die Gegend, die er so väterlich pflegte, gegen die öftern Einfälle seiner Erzfeinde, der Hunnen, gesichert seyn möchte, legte er auch viele feste

Plätze an. Auf Bergen und Hügeln ließ er Burgen und Warten aufthürmen, besetzte sie mit Mannschaft, und machte diesen die Beschützung des Landes zur Pflicht.

Auf diese Art entstand im Jahre 919, auch die Burg Reinstein, oder Regenstein. Eine Reihe von Felsen, die sich ½ Stunde von der Stadt Blankenburg am Harz in mehrern Absätzen aus freiem Felde erhebt, trug sie auf ihrer äußersten Höhe. Vortrefflich eignete sie sich zu einem festen Punkte. Ringsum freistehend, auf der einen Seite ganz steil ablaufend, auf der andern durch natürliche Felsmauern gedeckt, war der einzige Zugang von der Abendseite her leicht zu vertheidigen, und rund umher konnte die Besatzung den Feind gewahren. Hierher bauete Heinrich eine Burg, übergab sie der Aufsicht der Grafen oder Landvögte vom Harzgau, die in Blankenburg residirten, versah sie mit Mannschaft und nannte sie Reinstein, weil sie aus reinem Stein errichtet, in den reinen Sandsteinfelsen hineingehauen war.

Einige Chronologen behaupten freilich, ein gewisser Hatebold, der den König Melverich von Thüringen auf einem Feldzuge gegen die Sassen begleitete, habe von diesem im Jahre 479 den Regenstein nebst der umliegenden Gegend zum Geschenk bekommen, und die Burg erbauet; allein das sind Behauptungen, die nicht Stich halten, und nur die Neigung ihrer Erzeuger, Alles immer gern vom Ei der Lede anzufangen, beurkunden.

Heinrichs Nachfolger in der herzoglichen Würde waren die Herzoge von Braunschweig und Sachsen. Ihnen

gehörte daher auch späterhin Regenstein mit seinem Distrikt Landes, der eine Grafschaft hieß, womit sie, ihrer Verdienste wegen, die Grafen von Blankenburg beliehen. Im Anfange des 13ten Jahrhunderts theilten diese ihre Besitzungen. Heinrich Graf von Blankenburg, der die Grafschaft Reinstein zu seinem Antheile bekam, nannte sich nun Graf von Reinstein, und ward der Stammvater dieses Geschlechts, das vier volle Jahrhunderte blühte. Die Burg Reinstein war der Sitz dieser Grafen. Dem Zeitgeiste des Faustrechts gemäß, verwahrten und befestigten sie diese aufs Beste. Sie wohnten auch hier bis um das Jahr 1367, wo ihre Vettern, die Blankenburger Grafen, ausstarben, und die Grafschaft Blankenburg ihnen zufiel. Da nannten sie sich nach beiden Besitzungen, Grafen zu Blankenburg und Reinstein, und bewohnten nun das noch stehende Schloß über der Stadt Blankenburg.

Die Sage erzählt von einem dieser Grafen, Friedrich hieß er, daß er ein biederer und tapferer Mann seiner Zeit, aber kinderlos gewesen sey. Die Aussicht, mit ihm sein Geschlecht erlöschen zu sehen, habe ihn sehr schwermüthig gemacht, noch mehr aber sein Weib, das ihn zärtlich geliebt, und so gern diese Falte auf seiner Stirn geglättet hätte. Nun sey es vor uralter Zeit her im tiefen Brunnen auf Reinstein nicht geheuer gewesen. Der Geist eines Ahnherrn der Familie wohne darin, hieß es, und zeige sich bei wichtigen Ereignissen in der Familie, oben am Rande des Brunnens. Mancher habe sich schon erboten, seine Erlösung zu übernehmen, allein der Geist scheine das

nicht zu wollen, und habe dann immer gesagt: „Seyd „froh, daß man euch nicht zum Werkzeuge meiner Be„freiung erkor, denn nur Reinsteins Fall wird über mein „Schicksal entscheiden." Dieses unbekannte Wesen über das künftige Schicksal des Reinsteinschen Geschlechts zu befragen, habe die Gräfin ihrem trauernden Manne einst vorgeschlagen, und Friedrich, der nichts mehr gewünscht, als über das Dunkel der Zukunft Licht zu erhalten, hätte sich auch dazu entschlossen. Um Mitternacht, am Tage der Empfängniß Mariä, wäre er, der nie vor dem Feinde gezittert, nicht ohne Bangigkeit zum Brunnen hingegangen. Alsbald wäre der Ahnherr in einer weißen glänzenden Gestalt aus der Tiefe herausgestiegen und habe gesprochen:

„Ich weiß dein Begehren, deinen Wunsch. Gehe „getröstet heim. Im neunten Mond wird dein Weib ei„nen Knaben gebären, der deinen Stamm verpflanzt auf „ferne Zeiten."

Und der Spruch sey eingetroffen. Mit einem holden Knaben, den man Konrad nannte, habe Friedrichen sein Weib beschenkt. Ja, nach einem Jahre sey noch ein Sprößling hervorgetreten. Aber in dem Augenblicke, als dieser geboren, wäre der Geist des Brunnens auch wieder erschienen, mit wehmüthiger Stimme die Worte sprechend:

„Die Stunde meiner Befreiung ist nicht fern. Der „Knabe, der jetzt geboren ist, wird einst der Vernichter „seines Stammes seyn. Er wird meinen Namen führen, „und durch ihn werde ich die ewige Ruhe erkaufen."

Da habe es ob dieser Worte große Trauer bei den Eltern gegeben, da sie gewußt, daß der Geist des Ahnherrn immer wahr rede. Ohne besondere Absicht hätte indessen das Kind den Namen Helmold erhalten, und erst späterhin sey es entdeckt worden, daß das Wesen im Brunnen, der Geist des tapfern aber wilden Helmolds von Reinstein gewesen, den das unbegreifliche Schicksal bis zu Reinsteins Fall hieher gebannt gehabt.

Die trübe Prophezeihung hätte aber bei den Eltern eine Abneigung gegen den kleinen Helmold erzeugt, die sich stets durch eine vernachlässigende und harte Behandlung geäußert. Immer unter den Knappen und dem Hausgesinde, sey er sittenlos und rauh aufgewachsen, wild und roh gewesen, endlich gar durch die überstrenge Behandlung des Vaters veranlaßt worden, heimlich fortzugehen.

In den Wäldern herumirrend, sey er unter eine Räuberbande gefallen, die ihn gleich als einen Beherzten kennen gelernt und bald zu ihrem Hauptmann erwählt habe. Hier, ganz sich selbst überlassen, frei und unabhängig, wie der Vogel in der Luft, habe er sich in einer seiner Neigung entsprechenden Lage gefühlt, seine Räuberbande mit Ordnung und Strenge regiert, und ihr daher auch nur immer so viel zu rauben erlaubt, als ihre Erhaltung geheischt.

Als nun sein Vater gestorben, sein Bruder Konrad ihm aber das väterliche Erbtheil vorenthalten wollen, so habe er mit seiner Horde die Burg Reinstein bestürmt, und

auch eingenommen. Eine Versöhnung der Brüder habe jedoch der Fehde bald ein Ende gemacht. Die Genossen Heimolds wären als Knappen in die Burg aufgenommen worden, und die feindlichen Brüder hätten nun als friedliche Brüder das väterliche Erbe gemeinschaftlich bewohnt. Doch, da nach dem alten Sprichworte, Art von Art nicht lasse, so hätten auch die in Knappen verwandelten Räuber gar bald das gewohnte Handwerk wieder angefangen, wozu die am Reinsteinfelsen vorüber laufende Landstraße gute Gelegenheit dargeboten. Die Brüder, Grafen Reinstein, hätten das zwar anfänglich nicht leiden wollen, aber umsonst. Und da es nach den Grundsätzen jener Zeit gar nicht entehrend gewesen, solche Ausschweifungen zu begehen, so hätten sie zuletzt selbst Theil daran genommen, und Reinstein sey ein furchtbares Raubnest geworden. Da sey die Prophezeihung des Brunnengeistes in Erfüllung gegangen; denn der Herzog von Braunschweig habe die Burg belagert, erobert, und die gräflichen Räuber fortgejagt.

So weit die Sage. Die Geschichte will aber von allem dem nichts wissen. Sie beurkundet vielmehr, daß die Reinsteiner ein tapferes, edles und sehr begütertes Geschlecht waren, das in dieser Gegend in großem Ansehn, und durchaus nicht im Rufe der raubenden Ritter stand. Die uns bekannten Fakta, daß sie eine Zeit lang Schirmvögte der Stifter Quedlinburg und Huisburg waren, bestätigen dies auch.

In der Mitte des 13ten Jahrhunderts entstand eine Reinsteinsche Nebenlinie. Ulrich von Reinstein stiftete sie.

Ihr Wohnort war die nicht weit von Reinstein gelegene Burg Heimburg, wovon noch einige Reste zu sehen sind. Als die Hauptlinie um das Jahr 1370 ausstarb, succedirte diese in Reinstein und nachher auch in Blankenburg. Das ganze Geschlecht erlosch erst im Jahre 1599. Zur Charakteristik jener Tage liefert die Geschichte der Reinsteiner eine Begebenheit, die ich hier nicht unerzählt lassen kann.

Albrecht und Bernhard, von der Heimburgschen Linie, Schutzvögte des Stiftes Quedlinburg, thaten sich als gewaltige Streiter besonders hervor. Ihre eignen Brüder nannten sie daher auch die Zierden der Familie. Um das Jahr 1336 geriethen sie mit den Städten Halberstadt und Quedlinburg in Streitigkeiten, die einen Ausbruch heftiger Fehden veranlaßten. Als man sich lange Zeit herumgezauset hatte, suchte Herzog Otto von Braunschweig Frieden zu stiften. Die Reinsteiner waren aber mit seiner Entscheidung nicht zufrieden, und setzten den Krieg fort. Die Aebtissin Jutta in Quedlinburg, welchen Ort sie besonders drängten und zwackten, war hierüber besonders aufgebracht, und beschloß, sich ganz von ihnen loszumachen, und sie nicht länger mehr als Schutzvögte zu behalten. Sie nahm ihnen daher die Neustadt Quedlinburg weg, und verkaufte sie an den Rath der Altstadt. Darüber aufgebracht, belagerten die Grafen die Altstadt förmlich. Albrecht kommandirte sein Volk zwar selbst, aber mit schlechtem Erfolg, denn die Bürger thaten einen Ausfall, schlugen ihn aus der Neustadt, und in die

Flucht. Er eilte nach seiner Burg Gersdorf, die eine Stunde von der Stadt lag und wovon man noch jetzt einige Reste sieht. Allein, das wüthende Bürgerheer holte ihn und seine Mannen ein. Ein heftiges Gemetzel entstand. Eine Menge Menschen blieben von beiden Seiten. Die Gersdorfsburg wurde erobert; man glaubte schon, den Grafen darin gefangen zu haben, allein er war entwischt. Ins Wipertikloster zu Quedlinburg, das befestigt worden war, wollte er sich zurück flüchten, aber unterwegs überfiel ihn ein Trupp versteckter Feinde, fing und führte ihn im Triumph nach Quedlinburg. Der Jubel der Bürger über diesen wichtigen Fang war ausgelassen, und ihr Müthchen auf eine recht ausgezeichnete Art an dem Urheber ihrer Drangsale zu kühlen beschlossen. Dies geschah denn auf folgende unerhörte Weise. Sie ließen einen Kasten, 7 Fuß hoch, 8 Fuß breit und 9 Fuß lang, von starken eichenen Bohlen, den viele eiserne Bänder zusammenhielten, machen. An der einen Seite war eine kleine Thür, die mit zwei starken eisernen Querriegeln verwahrt werden konnte, und an der Seite gegenüber einige Löcher. Diesen Käfich brachten sie auf den Boden des Altstädter Rathhauses und — sperrten den Grafen Albrecht da hinein. In diesem nicht menschlichen Gefängnisse mußte er ein ganzes Jahr lang auf die erbärmlichste und schmutzigste Weise leben. Erst nach Verlauf desselben, und als er sich nebst seinem Bruder aller Ansprüche auf die Quedlinburgsche Schutzgerechtigkeit und auf die Neustadt Quedlinburg begeben, auch versprochen hatte, die Stadtmauern und

sieben Thürme auf der Abendseite der Stadt in guten Stand zu setzen, verschiedene seiner Besitzungen ihr abzutreten, und sich nie wieder am Stifte zu vergreifen, kam er wieder los.

Bis auf den heutigen Tag noch wird dieser Kasten auf dem Boden des Quedlinburger Rathhauses verwahrt, und recht sehr muß man wünschen, daß dieses merkwürdige Alterthumsstück nie zerstört, sondern auch unsern Nachkommen noch erhalten werde; denn schwerlich möchte ein zweiter redender Zeuge der Barbarei und Rohheit jener Tage bis auf uns so unversehrt gekommen seyn.

Nach dem Aussterben der Reinsteinschen Grafen im Jahre 1599 nahm Herzog Heinrich Julius von Braunschweig ihre Grafschaft als ein erledigtes Lehn zurück, und blieb bis 1628 im Besitz. Als aber um diese Zeit die Unruhen des 30jährigen Krieges sich auch bis in diese Gegend verbreiteten, wurde die Grafschaft Reinstein auf kaiserlichen Befehl an Wallenstein als ein Unterpfand für die 50,000 Gulden angewiesen, welche dieser der kaiserlichen Kriegskasse vorgeschossen hatte. Unsonst protestirte Braunschweig gegen ein solches unkaiserliches Verfahren, aber — was kümmert sich um's Recht, was tritt nicht alles ein Mensch mit Füßen, dem das Kriegsglück lächelt! — Wallenstein behielt das Pfand. Im folgenden Jahre trat er es gegen Erlegung obiger Summe dem kaiserlichen Generalmajor Grafen von Merode ab, der bis 1631 im Besitz blieb. Da aber, als Tilly die Schlacht bei Leipzig verlor, und die Flüchtlinge bis ins Halberstädtsche verfolgt

wurden, floh auch Merode. Der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig hielt dies für einen günstigen Augenblick, wieder zu seinem Eigenthume zu gelangen. Er nahm daher die Grafschaft in Besitz, und zahlte dem Merode die 50,000 Gulden zurück. Doch im Jahre 1643 verlor dies Haus diese seine alte rechtmäßige Besitzung auf immer.

Der Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich betrachtete nemlich die Grafschaft Reinstein als ein vom Bisthume Halberstadt relevirendes Lehn. Als Bischof dieses Stiftes glaubte er sich berechtigt, nach Willkühr damit schalten zu können, und belieh daher 1643 seinen Oberkammerherrn, den Grafen von Tättenbach, damit. Das Domkapitel sowohl als Kaiser Ferdinand III. genehmigten diese Beleihung, und Braunschweig — mußte der Gewalt weichen. Da im westphälischen Frieden Brandenburg das eingezogene Bisthum Halberstadt erhielt, so bekam es auch, als Zubehör, Reinstein; doch blieb Tättenbach in dessen Besitz. Als er starb, fiel Reinstein an seines Bruders Sohn, den Grafen Hans Erasmus von Tättenbach, der zugleich mit seinem Onkel damit beliehen war. Wie aber dieser im Jahre 1670, in Verbindung mit dem Grafen Nadasti, Serini und Frangipani wider Kaiser Leopold den Großen Unruhen anstiftete, und das Jahr darauf enthauptet wurde, zog Brandenburg die Grafschaft Reinstein als ein eröffnetes Lehn ein. Braunschweig griff zwar auch zu, wollte auch Besitz nehmen, zog aber — wie gewöhnlich, wenn der Schwächere es mit dem Stärkern zu

thun

thun hat — den Kürzern. Nun suchte es mit der Feder auszufechten, was es mit den Waffen nicht vermochte, und machte die Sache bei dem Reichskammergerichte anhängig; aber da ist sie hängen geblieben, und würde wahrscheinlich noch hängen, wenn nicht unser gewaltiges Zeitalter die vielfachen Knoten, welche hundertjährige Sessionen dieses Gerichts nicht zu lösen vermochten, nicht lösen wollten noch konnten, mit einem Federstriche zerhauen hätte. Die Grafschaft Reinstein blieb in preußischer Hand, und ist es noch.

Man erzählt sich die Anekdote, daß König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, nach der Taufe des 1806 gestorbenen regierenden Herzogs von Braunschweig, seines Pathchens, diesem die Grafschaft Reinstein als Pathengeschenk habe geben wollen, der alte Herzog aber erwiedert habe, „er könne nicht geschenkt nehmen, was seinem Hause von Rechtswegen angehöre." Für den Augenblick mag es allerdings ein höchst erhebendes und angenehmes Gefühl gewesen seyn, einem Könige eine solche Antwort geben zu können; aber dieser schöne Augenblick war zu theuer erkauft. Der Herzog hätte nicht vergessen sollen, was er seinem Hause, was er seinen Nachkommen schuldig war, und daß er auf deren Unkosten nicht jene uneigennützig rechtliche Antwort geben durfte. Er hätte bedenken sollen, daß in einer Welt, wie die unsrige ist, das Recht so oft hinter der Gewalt her spatzieren muß, und daß die Großen der Erde selten dem schönen erhabenen Gefühle, edel gehandelt zu haben, sich überlassen dürfen, sondern immer

nur der schlauen, berechnenden, der kalten Politik sich hingeben müssen.

Die Schicksale der Burg Reinstein müssen unbedeutend gewesen seyn, denn auf uns sind sie nicht gekommen. Erst, nachdem sie in preußischem Besitz war, erfährt man, daß sie noch existirte, daß sie stark reparirt wurde, und daß man sie ganz zu einer tüchtigen Bergfestung einrichtete. Die Gebäude wurden erweitert, und dabei der alte Plan benutzt, wovon man noch die Spuren sah. In der Folge wurde die Festung noch weiter ausgebaut, und mit Bollwerk und Brustwehren und Schänzen reichlich versehen. Es war auch ein Zeughaus, Munitionshaus, Kommandantenhaus, eine geräumige Kirche, und ein 113 Klafter tiefer Brunnen da. Die Garnison lag in acht sehr großen Kasematten, welche in den Felsen eingehauen waren. Die Besatzung bestand aus 124 Mann und 13 Officieren. Außerdem wohnte noch ein Gastwirth und ein Bäcker oben. Kurz, Reinstein war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine komplette kleine Festung, welche die Franzosen im 7jährigen Kriege schon der Mühe werth hielten, zu erobern. Als sie nemlich im Herbst 1757 unter den Befehlen des Herzogs Richelieu, das Fürstenthum Halberstadt genommen hatten, konnten sie es nicht zulassen, daß der Reinstein noch in preußischen Händen war. Der Herzog d'Ayen, damals französischer Kommandant in Halberstadt, marschierte daher darauf los, und nach einem kurzen Widerstande mußte sie sich auch, am 12ten September, ergeben. Die Besatzung, unter dem Obersten von Ahlimb

war 72 Mann stark, erhielt aber freien Abzug. Die ganze Beute der Franzosen bestand in 17 Kanonen.

Nach dem Abzuge der französischen Armee aus dem Halberstädtschen behielten sie den Reinstein besetzt. Die Besatzung fügte aber der Stadt Halberstadt durch Erpressungen und Kontributionen so vielen Schaden zu, daß der Prinz Heinrich von Preußen im Jahre 1758 die kleine Veste berennte, und am 12ten Februar auch Herr davon wurde. Der zufällige Umstand, daß ein preußischer Artillerist durch einen Kanonenschuß das Rad des Brunnens zerschmetterte, soll das Meiste zur Uebergabe beigetragen haben. Die kleine Garnison von 86 Köpfen wurde gefangen genommen, und der Prinz ließ gleich nach der Einnahme anfangen, die Festungswerke zu schleifen. Nach der Zeit ist der Reinstein vermuthlich von keiner militärischen Wichtigkeit gefunden worden, und daher unbeachtet liegen geblieben. Die Gebäude sind zerfallen, und was Wind, Wetter und Zeit nicht verheerten, das thaten die Menschen und thun es noch. Was zur Ergänzung der natürlichen Befestigung durch vortreffliche Quadern aufgemauert war, ist fast ganz verschwunden. Was aber durch Bearbeitung und Aushöhlen des Felsens geschaffen wurde, das steht noch, und wird auch wohl Jahrhunderte hindurch noch sichtbar bleiben. Da sieht man viele Kammern, Behältnisse, einen langen gewölbten Gang und eine große Weitung mit Fensteröffnungen, was die Kirche gewesen seyn soll, Alles in den Sandsteinfelsen hineingegraben. Recht bequem ließe es sich noch darin wohnen, wenn

die Eingänge mit Thüren und Fenstern versehen würden, und dem Besuchenden sind diese Schlupfwinkel bei einfallendem Unwetter sehr willkommen. Von einem runden Thurme sieht man noch einen kleinen Theil. Auch der Brunnen ist noch da, aber fast ganz verschüttet.

Recht oft ist der Regenstein — gewöhnlich wird er so in der umliegenden Gegend genannt — der Sammelplatz froher Menschen aus den benachbarten Städten. Er eignet sich auch gut dazu, denn die Felsenkammern geben Schutz gegen den Sonnenbrand, und die Umsicht ist hier sehr schön. Manche heitere Stunde habe auch ich auf dieser Höhe im Kreise fröhlicher Menschen verlebt, und so oft ich sie auch erstieg, so gewährte mir doch jedesmal der Blick auf die umliegenden Landschaften denselben angenehmen Eindruck. Auf dem höchsten Punkte des Felsens über der Kirche lagerte ich mich dann, sah mittagswärts Blankenburg gerade vor mir, wie es sich an einem Vorberge des Harzes hinanzieht, und hoch oben von dem blanken, aber unbewohnten Schlosse gekrönt wird. An dieses liebe Bild eines Städtchens, das recht viele gute Menschen umfaßt, knüpften sich dann gar manche Erinnerungen an entflohene bessere Zeiten, an den oft grausamen Wechsel der Dinge, und an heitere genußreiche Stunden, die ich hier hatte. Nahe dabei sah ich die Reste der Heimburg auf einer Höhe, um die sich das Dörfchen Heimburg zieht, im Hintergrunde die Berge des Harzes, aus denen der Brocken mit seinem, einem Punkte gleichen, Wirthshause herüberragte. Nach Mitternacht hin öffnete sich eine weite

Fläche mit Dörfern. Hinter Anhöhen sah ich die Thürme von Halberstadt und Quedlinburg, und ostwärts weilte am liebsten und längsten mein Blick mit den dankbarsten Gefühlen auf Anhalts Fluren, meinem zweiten Vaterlande. Da lag Ballenstedt, da erhoben sich hoch aus der Ebene die beiden Gegensteine, da lag der Stubenberg, hinter ihm der Ramberg, Alles liebe bekannte Punkte; und nun gleitete mein Auge an der Gebirgskette des Harzwaldes her, an der romantischen Schluft des Roßtrappenthals vorüber, bis zur wunderbar geformten Felsenparthie der Teufelsmauer.

Seit einigen Jahren haben sich die Bewohner von Blankenburg, die Höhe des Regensteins zum öffentlichen Belustigungsorte gewählt. Täglich, besonders des Sonntags, findet man Menschen, die sich hier an der schönen Natur oder auf andere Art zu ergötzen suchen, und oft wimmelt es von Bildern des Lebens und Frohseyns auf den Schutthaufen der versunkenen Veste. In den Kasematten hält man Lebensmittel feil und zecht bei lautem Gesange, oder läßt sich, bei Musik, den Trunk und das Abendbrod wohl schmecken. Aus dem Gewölbe der alten Burgkapelle schallen Geigen und Baß weit umher, und Jung und Alt dreht sich da bunt und wild durch einander, wo man sich früherhin zur Andacht und zum Gebet sammelte. Auf allen Höhen, auf allen Steinhaufen gruppiren sich Menschen und genießen der Umsicht und des Anblicks des um sie her verbreiteten Lebens und Regens.

Ueberschaut man, entfernt von der Menge und dem Getümmel, dies Bild, so drängen sich Gedanken und Empfindungen herbei über den Kreislauf aller Freuden, aller Leiden auf Erden, alles Guten, alles Schönen, alles Thörichten, alles Irdischen des Lebens; Alles blüht auf, und sinkt, Alles keimt und vergeht; die Werke der Vorzeit zerfallen, um die Grundlage für gegenwärtige zu seyn, auf deren Ruinen die Nachwelt wieder bauen wird, um ihrer Zukunft neue Schutthaufen zurück zu lassen! So drängte und trieb sich Alles fort seit Anbeginnen, so wird sich Alles fort und immer fort drängen, nichts dauernd bleiben, Alles seine Zeit nur leben und immer wiederkehren, was schon war, und nichts dem Kreislaufe der Natur widerstehen können. Wir beten jetzt vielleicht auf Stätten sonstiger Fröhlichkeit, und tanzen, wo Andacht und Gottesfurcht die Knie unsrer Ahnen beugten; Lustgärten blühen auf den Todtenängern verschwundener Generationen, und unsere Urenkel werden da eingesenkt seyn, wo jetzt mit Pracht und üppiger Kunst verwebt, die Natur reich ausgeschmückt uns erscheint.

So waltet in der Schöpfung weitem Raume ewiger Wechsel, so sprießt überall, wo unser Fuß weilt, Leben aus Verwesung, und im Untergange, im Tode liegt tief versteckt der Keim einer neuen Jugendblüthe.

* * *

Gute Abbildungen des Regensteins finden sich im 8ten Stücke des Journals von und für Deutschland, vom

Jahre 1784. 4., und in Horstigs „Tageblättern unserer Reise in und um den Harz", Dresden 1803. 8. Erstere, von Berger in Berlin brav gearbeitet, zeigt mehr die Form des Felsens, als die Ueberbleibsel der alten Veste, wovon auf letzterer, die Darnstedt nach Horstigs Zeichnung gestochen, mehr zu sehen ist. Das Büchlein: „die Winterabende, zur Unterhaltung für Kinder", Halberstadt, 12., enthält auch eine kleine Darstellung. Auch ist ein Grundriß der Festung darin, wie sie im Jahre 1742 aussah. Woher er genommen seyn mag, weiß ich nicht.

Benutzt habe ich bei Bearbeitung der Nachrichten: Alruna, oder Denkwürdigkeiten der Vorzeit, 1ster Band. Hannover 1800. 8. Stübners Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg, 1ster Bd. 1788. Rohrs Merkwürdigkeiten des Unterharzes. Voigts Geschichte von Quedlinburg. Melißantes erneuertes Alterthum, Lucä Grafensaal, und Calvoer Saxon. ant.

64.

Schellpyrmont

bei Pyrmont.

Und Geflechte wilder Rosen krönen
Der Zerstörung schauerliche Gruft.

F. Krug v. Nidda.

64.

Schellpyrmont.

Auf einem der höchsten Berge an der Nordseite des Thales, in welchem die heilsame Quelle des Pyrmonter Brunnens sprudelt, die seit einem Jahrtausend schon manch menschliches Uebel linderte, an deren lieblichem Geschmack sich Karl schon erquickte, als er hier die Götter der Sassen zermalmte, und durch Brand und Mord, durch Unmenschlichkeiten und Tyrannei den Namen „des Großen" sich erschlachtete — da liegen die Trümmer der Burg Schellpyrmont.

Wenig ist's, was man noch davon sieht; nur einige Mauerstücke, Schutthaufen und Keller. Viel aber ist's, wenn man erwägt, daß schon vier volle Jahrhunderte hindurch Stürme und Unwetter an diesen Mauern vorüber brausten, und sie doch noch nicht ganz vernichten konnten.

Wohl mancher Freund der Natur oder solcher Alterthümer hat den Schellenberg — so heißt der Berg, auf welchem Schellpyrmont liegt — erstiegen. Denn, wer an Pyrmonts Brunnen der sinnlichen Freude nicht allein

lebte, der suchte auch gewiß dies schöne Plätzchen auf, blickte von den alten Trümmern hinab in's liebliche Thal, und überließ sich hier den mannigfachen Ideen, welche Gegenwart und Vergangenheit, todte und lebende Natur in ihm erzeugten.

Die Sage macht Schellpyrmont zum Wohnsitze der Thusnelde, der hochherzigen Frau Hermanns, des Cheruskerfürsten Sigimers Sohn, und erzählt: Thusnelde habe einen Vogel gehabt, der reden konnte, und der so zahm war, daß sie ihn frei herumfliegen ließ, denn er kehrte stets wieder. Eines Tages sey er aus dem Hessenthale — einem Waldgrunde am Burgberge — herauf gekommen und habe in eins fortgerufen: „Hessenthal blank! Hessenthal blank!" Da er diese Worte immerfort wiederholt und dabei ängstlich herumgeflattert sey, so habe man endlich umhergeschaut und entdeckt, daß eine Kohorte Römer bis in das Hessenthal vorgedrungen, und fast das Burgthor erreicht gehabt habe, Thusneldens Wohnsitz zu überrumpeln. Durch schnelles Rüsten zur Gegenwehr und durch den eisernen Muth der Deutschen, sey jedoch der unerwartete Angriff glücklich abgeschlagen, und Thusnelde so durch ihren plaudernden Vogel gerettet worden.

Aber nur die Sage konnte schon so früh eine Burg hierher versetzen, wo Alles noch in tiefer Wildniß lag. Die Geschichte spricht anders. Als Heinrich der Löwe, dieser gewaltige Mann, durch weltliche Macht und List, und durch die vom geistlichen Olymp auf ihn herabgeschleuderten Blitze ganz klein, ganz arm gemacht, aus Deutsch-

land vertrieben war, sein großes Land in kleine Fetzen zerrissen, und vom Kaiser Friedrich I. unter seine Feinde vertheilt wurde, da erhielt auch Philipp, Erzbischof von Köln, für treu geleistete Hülfe, im Jahre 1183 ein Stück von der Löwenhaut, das Herzogthum Westphalen. Um dieses gegen den vormaligen Eigenthümer zu schützen, erbauete er ein festes Bergschloß, das er, ob es gleich zu höchst weltlichen Zwecken bestimmt war, dennoch dem Apostel Petrus zu Ehren, Petri mons nannte. Zugleich kaufte er ein außerhalb seines Gebietes gelegenes Erbe, Udistorp, dazu.

Alle Umstände und die Geschichte kommen völlig darin überein, daß dieses Udistorp der untere *) Theil des jetzigen Ortes Pyrmont, wo die Kirche steht, welcher noch jetzt Ostorf heißt, gewesen ist. Auch bleibt es keinem Zweifel unterworfen, daß das erbauete Bergschloß das jetzige Schellpyrmont war. Durch die Aehnlichkeit des Namens Petri mons, bisweilen auch Pierre mont, möchte man nun leicht verleitet werden, ihn für den richtigen Ursprung des Namens Pyrmont zu halten, aber diese Vermuthung würde irrig seyn. Es gab zu der Zeit schon Grafen und eine Grafschaft Peremunt, in welcher jene Burg Petri mons und auch Udistorp lagen. Diese Grafen waren des Kölner Erzbischofs getreue Helfershelfer gegen Heinrich gewesen, und um sich dafür dankbar zu bezeigen, belehnte er sie mit der Hälfte der neuerbauten

*) Marcard sagt unrichtig der „obere" Theil.

Burg für sich und ihre Erben. Späterhin, man weiß jedoch nicht, was dazu die Veranlassung gab, — wurden die Grafen Besitzer des ganzen Schlosses, das ihr gewöhnlicher Wohnsitz war und es bis in das Jahr 1376 blieb. Da verließen sie es aber, wahrscheinlich um bequemer zu wohnen, erbaueten sich eine Burg in der Nähe des Städtchens Lügde, und zwar auf der Stelle, wo jetzt das Schloß in Pyrmont steht.

Von Pyrmont ist der Schellenberg eine Stunde entfernt. Seine vordere nach Pyrmont gekehrte Seite ist steil, und man klimmt von da bis auf den Gipfel zu den Ruinen, kaum in einer guten halben Stunde. Auf einem Umwege kann man, von der hintern Seite, selbst im Wagen hinauffahren. Oben sieht man gerade vor sich, in der Entfernung von einer Stunde, Pyrmont mit allen seinen schönen Anlagen, links den Königsberg, an seinem Fuße die Quäkerkolonie Friedensthal, und rechts den Bromberg. Ueber diese Berge hinaus in eine Ferne kann man nicht blicken.

Die Reste von Schellpyrmont bestehen jetzt nur noch in einem thurmartigen Gemäuer, was aber auch bald verschwinden wird, da Wenige sie besuchen, die nicht einen der Steine den jähen Berghang hinabrollen lassen. Auch die Schatzgräber haben das ihrige zum frühern Verschwinden beigetragen. Ihr Durchwühlen hat ihuen aber nur einige alte Waffen geliefert.

* * *

Die Abbildung auf dem Titelblatte zu Marcards Beschreibung von Pyrmont, 2ter Band, 1785, so wie die davon genommene Kopie in Mosch Bäder und Heilbrunnen Deutschlands, 2ter Band, 1819, ist jetzt nicht mehr ähnlich; mehr ist es eine illuminirte Ansicht von Salzenberg in Hannover, nur erhebt sie sich in artistischer Hinsicht nicht über das Mittelmäßige. — Den Beiträgen eines Pyrmonters und Marcards Beschreibung von Pyrmont verdanken vorstehende Nachrichten ihr Daseyn.

65.

Schloßberg
bei Töpliß.

Selbst im Versinken noch zeuget der Burgen altes Gemäuer
Von dem eisernen Sinn, derer, die es gebaut.

65.

Schloßberg.

Unter den Kreisen des durch seine Fruchtbarkeit und schöne Natur so ausgezeichneten Königreichs Böhmen, nimmt der Leitmeritzer Kreis in beiden Rücksichten unstreitig eine der ersten Stellen ein, und in demselben zeichnet sich das durch seine warmen Heilquellen so berühmte Töplitz mit seinen herrlichen Umgebungen, die in einem hohen Grade das Liebliche mit dem Romantischen vereinigen, wieder ganz besonders aus.

Mitten in dem weiten Bassin, das mit seinen reitzenden Hügeln und Thälern gleichsam die Einfassung der sprudelnden Quelle bildet, erhebt sich von allen Seiten durch fruchtbare Thäler von den fernen höhern Bergketten getrennt, eine halbe Stunde östlich von Töplitz, der sogenannte Schloßberg, dessen Gipfel die ehrwürdigen Ruinen eines ehedem festen Schlosses (Dobrowska Hora) trägt.

Der Weg auf den Berg führt von Töplitz aus durch das wegen seiner Steinbäder bekannte Dorf Schönau auf

der geebneten Straße fort. Zur rechten Hand zeigen sich dann zwei Wege, die auf des Berges Gipfel führen, von denen der erstere, ein Fußsteig, sich durch ein Birkenwäldchen hinauf schlängelt, der andere nach Mittag gelegene, der Fahrweg, zwar kürzer, aber auch beschwerlicher als jener ist, vorzüglich auf dem obern Theile des Berges, auf welchem die Ruinen des alten Bergschlosses stehen.

Der Berg selbst erhebt sich auf einer ziemlich weiten Basis kegelförmig zu einer beträchtlichen Höhe, und beherrscht alle in seiner Nähe liegenden Hügel, so daß er nur von den entfernten weit höhern Bergen, dem Milschauer, der Paskopole und andern, so wie von dem in gigantischen Formen sich weit ausdehnenden Erzgebirge an Höhe übertroffen wird, und ist auch für den Geognosten dadurch merkwürdig, daß er aus Porphyrschiefer besteht.

Das Wenige, was ich über den Ursprung und die Geschichte des alten Bergschlosses habe zusammentragen können, ist ungefähr Folgendes:

Schon in der Mitte des 12ten Jahrhunderts (1146), dem Jahrhunderte der Kreutzzüge und religiöser Schwärmerei, stiftete eine fromme Herzogin Böhmens, Judith, die Gemahlin Herzogs Wladislaws, eine geborne Prinzessin von Thüringen, für noch frömmere Seelen auf diesem schön gelegenen Berge ein Benediktiner-Nonnenkloster, welches etwa dreihundert Jahre später, in dem für Böhmen so verderblichen Hussitenkriege, größtentheils zerstört ward. Späterhin kam es mit der ganzen Herrschaft Töplitz

an die Grafen von Kinsky, die, wahrscheinlich mit Benutzung der noch erhaltenen Ueberreste des Nonnenklosters, eine feste Burg auf dem Gipfel des Berges gründeten; und als im 17ten Jahrhunderte bei der Empörung der Landstände unter Ferdinand II. ein Graf Kinsky, derselbe, der hernach mit Wallenstein in Eger ermordet wurde, an der Spitze des Adels stand, und deshalb des Landes verwiesen ward, so wurde bei dieser Veranlassung die Kinsky'sche Burg vom Kaiser zerstört und seine Güter konfiscirt. Die Herrschaft Töplitz kam hierauf durch Kauf an den General Aldringen, von dessen Nachkommen sie durch Heirath auf die jetzigen Besitzer, die Fürsten von Clary und Aldringen, übergegangen ist. In dem blutigen 30jährigen Kriege, dem warnenden Denkmale fanatischen Religionseifers, hauseten einigemale der Protestanten tapfere Befreier, die hochherzigen Schweden, unter ihren Generalen Banner und Wrangel in den damals wahrscheinlich noch zur Vertheidigung tauglichen Ruinen der alten Burg, und selbst im baierschen Erbfolgekriege ist der Berg mit seinen Ruinen einigemal mit Truppen besetzt gewesen.

Was man von der alten Burg jetzt noch sieht, ist ziemlich unbedeutend, so daß man von deren ehemaliger Konstruktion sich kaum noch einen Begriff machen kann. Der noch sichtbare Haupteingang zu derselben ist durch hohe Mauern eingeengt, wahrscheinlich um die feindlichen Angriffe desto leichter abhalten zu können. Die vorhandenen doppelten Graben zeugen von der ehemaligen Festigkeit des

Schlosses, und der ungeheure Umfang der Ruinen — denn selbst unten am Fuße des Berges stehen noch Trümmer eines Thores — verkündet die ehemalige Wichtigkeit desselben. Jetzt scheinen seine Ruinen, die auch in ihrem völligen Dahinsinken noch Ehrfurcht gebietend sind, jeden Augenblick auf den Wanderer herabzustürzen, und die Mauern, die sonst allen Anstrengungen der alten Belagerungskunst kühn trotzen durften, sind jetzt ein Spiel der Winde.

Eine genauere Untersuchung des untern Theils derjenigen Ruinen, welche gegen Morgen stehen, läßt es muthmaßen, daß sie Ueberbleibsel einer Kirche sind. Deutlich sieht man links bei ihrem Eingange eine in Stein gehauene Vertiefung, in welcher wahrscheinlich der Weihkessel seinen Platz hatte, und an der gegenüber befindlichen Mauer den Ort, wo der Altar gestanden hat.

Die Kasematten, die sich um die Ruinen auf der Mitternachtsseite am Rande des Berges hin ziehen, und die unter denselben befindlichen Gewölbe möchten vielleicht zum Theil ein Werk des letzten Jahrzehends scheinen, wenn nicht die vortreffliche feste Bauart ihr Alterthum verriethe. Hier sieht man noch ein Fragment einer eisernen Kanone, auf der man deutlich das Kinskysche Wappen mit der Umschrift: Wilhelm von Chinsky, und die Jahrszahl 1625 erkennt. An die Kasematten ist nach Abend zu eine hölzerne Kajüte angebaut, und außen vor derselben, auf einer vorstehenden Spitze, genießt man einer Umsicht, die dem entzückten Auge nichts zu wünschen übrig läßt,

und von den schönen Punkten um Töplitz unstreitig der schönste ist.

Das Herumwandeln auf den Trümmern alter Burgen, den ehrwürdigen Wohnsitzen längst verschwundener Generationen, hat immer etwas Feierliches, ich möchte sagen Heiliges, das jedes Gemüth unwillkührlich ergreift, und der Anblick dieser stillen, Ehrfurcht gebietenden Zeugen früherer Geschlechter, mit seiner ganzen Masse von Erinnerungen, versenkt das Gemüth so leicht in jene melancholische Schwärmerei, die, der Gegenwart vergessend, die Schatten der Vorwelt aus ihren Gräbern hervorruft.

Auch meine Phantasie schwärmte bald unter diesen ehrwürdigen Trümmern voll von Erinnerungen der Vorzeit, in der grauen Vergangenheit unter den Individuen und Geschlechtern, die diese Mauern entstehen und verschwinden sahen! Ich hörte die leisen Seufzer unglücklicher Liebe, die gräßlichen Verwünschungen elterlicher Härte, die dem zarten Busen früh gemordeter Jugend entflohen! Die frommen Gebete, das feierliche Geläute, der heilige Chorgesang andächtiger Nonnen, tönte melancholisch zu mir herüber aus diesen klösterlichen Hallen, die, ohne Band mit der Schöpfung, nur durch die heiligen Schwingen frommer Andacht an den ewigen Himmel geknüpft werden! Die Tritte kraftvoller Ritter, das Gestampfe ihrer wiehernden Rosse, der Humpenklang ihrer wilden Bachanale, schallte mir aus diesem alten Gemäuer, das jetzt nur Gras und Gesträuch bedeckt, entgegen! Der herzerhebende

Schlachtgesang der frommen muthigen Schweden, das Aechzen und Klagen jammernder Weiber und verwaiseter Kinder bei der Zerstörung der trotzigen Veste, schlug feierlich ernst an mein lauschendes Ohr!

Doch wenden wir unsere Blicke von den todten Ruinen, die uns so schmerzlich das Kleinliche menschlicher Größe fühlen lassen, und wo wir, wie an den Särgen der Weltbeherrscher, so tief die Nichtigkeit aller Erdengröße empfinden, auf die blühende belebte Natur! Zu unsern Füßen liegt das schönste Panorama ausgebreitet! Nach allen Richtungen hin begränzen herrliche Berggruppen, von denen das dunkle Erzgebirge, die schöne Kuppe des Milschauer Berges und die spitze Paskopole die schönsten Punkte sind, die weite, in dem schönsten Grün einer üppigen Fruchtbarkeit prangende Ebene, in welcher ein ewiger Wechsel von Städten, Dörfern, Kapellen und Heiligenbildern dem Auge das abwechselndste Schauspiel gewährt. Wie ein glänzender Silberfaden erscheint in weiter Ferne bei Außig die Elbe, und die Riesenschatten des bläulichen Erzgebirges lagern sich in dem weiten Thale, auf dessen Fluren überall der blühendste Wohlstand ruht. Unter der Menge von Ortschaften, die man von diesem herrlichen Standpunkte mit Einem Blicke übersieht, verdienen einer namentlichen Bemerkung, der am Fuße des Erzgebirges so romantisch gelegene, wegen seines wunderthätigen Marienbildes berühmte Wallfahrtsort Mariaschein, die schöne Cistercienser Abtei Ossegg, Dux, das Stammschloß der Grafen von Waldstein und des berühm-

ten Friedländers, und endlich das wegen seines mineralischen Wassers bekannte Bilin mit seinem vorwärts gebogenen Berge.

* * *

Eigne Ansicht, und 1) Reise nach Töplitz im Jahre 1794, so wie 2) Kurze Beschreibung von Töplitz mit seinen Bädern und den umliegenden Gegenden, in dem Beckerschen Taschenbuche für das Jahr 1794, und 3) die neueste Beschreibung von Töplitz und den umliegenden Gegenden und Oertern ꝛc. vom Jahre 1808, haben den Stoff zu vorstehender Beschreibung geliefert.

Eine Ansicht der Ruinen des Töplitzer Schloßberges findet sich als Titelkupfer vor Uhlorskys Briefen über Polen, Oesterreich, Sachsen, Baiern u. s. w., 1ster Band. Nürnberg 1808. 8., von Schumann gestochen.

Ein schönes großes kolorirtes Blatt zu 4 Rthlr., von Klotz gezeichnet, und von Vigani d. J. in Dresden gestochen, ist bei Rittner in Dresden zu haben.

(* * *)

66.

Teck

bei Kirchheim im Württembergschen.

Fata trahunt homines fatis urgentibus, urbes,
Et quodcunque vides, auferet ipsa dies.

Sanazarii Eleg. ad ruinas Cumarum.

66.

Teck.

Merkwürdig ist es, daß in dem jetzigen Königreiche Württemberg so viele Stammsitze noch blühender und längst erloschener Regentenfamilien aufgefunden werden. Hohenstaufen gehört dazu, schon seit der schandbaren Vertilgung dieses Geschlechts. Altdorf, die Heimath der Welfen, nennt es sein, so wie Limpurg, der mächtigen Zähringer und also des Badenschen Hauses Wiege, wo auch — wenn wir einer alten Nachricht trauen dürfen — des österreichschen Hauses Urahnherr, der wahrhaft große Regent, Rudolph von Habsburg, das Licht erblickte. Hohenzollern, wo der Fürsten dieses Namens und der preußischen Könige Stamm, wurzelte, liegt, wenigstens umschlossen von Württemberg; und außer diesen, welche große Anzahl von Stammburgen minder empor gekommener Geschlechter, giebt es nicht in diesem Lande! Da sind die Grafen von Buchhorn, von Achalm, von Zollern, von Urach, von Calw, von Vayhingen, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Herzoge von Teck, von Urslingen und viele an-

dere mehr. Alle fanden sie im jetzigen Württemberg, zugleich mit den Grafen dieses Namens, ihren Ursprung. Diese wurden Herren ihrer Burgen, ihres Landes, erhoben sich zum königlichen Throne, und jene, gleich alten, gleich edlen Geschlechter, sind erloschen, verschwunden, vergessen, wie, nach Jahrhunderten, Familien vergessen seyn werden, deren Stammbaum jetzt mit reich belaubten Aesten grünt und dauernden Wachsthum verspricht. Erhielten nicht noch die wenigen Reste der Stammburgen ihre Namen in unserm Andenken, wären es nur die blassen Schriftzüge alter Urkunden, die den Forscher an sie erinnerten, wie wenige gedächten ihrer noch!

Von ihnen sey jetzt das alte Geschlecht der Teck herausgehoben, seine und seiner Burg Geschichte und Lage hier mitgetheilt.

Anderthalb Stunden von dem Städtchen Kirchheim unter Teck und dicht über dem Städtchen Owen, erhebt sich ein Berg, die Teck, (die Ecke, d'Ecke, Tecke, Teck,) genannt. Er hängt zwar mit dem großen Gebirgszuge — die Württembergsche Alp — zusammen, und macht einen Theil desselben aus, ein tiefer Einschnitt trennt ihn jedoch so davon, daß man ihn eben so gut für isolirt stehend annehmen kann. Seine Form ist länglich. An beiden Enden läuft er in schroffe Felsen aus, wovon der südliche der gelbe Felsen heißt, und der nördliche die Ruinen der Burg Teck trägt. Auf der Abend- und Nordseite ist er weit herauf mit Ackerfeld angebaut, und oben sind Viehweiden. Die Morgenseite deckt, von oben bis unten, Wald.

Die Mittagsseite hat Weinbau bis zu einer Höhe von 1500 Fuß über dem Meere. Freilich gehört dieser Wein nicht zu den bessern Gattungen, welche im Württembergschen gebaut werden.

Die Burg Teck stand schon, ehe es Herzoge von Teck gab. Unter den Bergvesten Schwabens war sie eine der umfassendsten und stärksten. Wer sie erbauete, ist bis jetzt unbekannt, aber schon im Jahre 1152 verpfändete sie Berthold IV. von Zähringen noch als Zähringsches Gut. Wer weiß, wie alt sie damals schon war. Der Name ihres Zerstörers ist aber auf uns gekommen. Hans Wunderer hieß der Unhold, der sie im Jahre 1525 im Bauernkriege einäscherte.

Der Bauart nach ist sie nicht von den Römern, sondern wohl von den frühen Bewohnern dieser Gegend errichtet worden. Was noch steht, ist von bewundernswürdiger Festigkeit. Nach dem Städtchen Owen zu, sind die Mauern am besten erhalten. Da stehen auch noch vier Halbthürme. Ein Theil der Ecke dieser Seite ist niedergerissen, weil der Herzog Karl Alexander von Württemberg († 1737) daselbst der Gräfin von Hohenheim Aussicht verschaffen wollte. Hier ist auch der Felsen am wenigsten steil, so daß man von Owen her, ohne Gefahr ihn ersteigen kann.

Gegen Mittag steht ein Thurm halb, innen bedeckt. Da war sonst das Burgverließ, in das man noch hinabsteigen kann. Diese mittägige Seite ist stark beschädigt. Mehr noch sind es die gegen Morgen und Mitternacht,

wo die Mauern bis auf den Grund verschwunden sind. Auf der Mitternachtsseite, gegen Kirchheim, war das Thor. Noch jetzt ist der Eingang da, zu welchem ein gut gemachter Weg führt.

Von den innern Gebäuden ist nichts mehr da, und die Grundmauern derselben deuten nur noch an, daß der große Burgplatz länglich-viereckig war. Ein runder gemauerter Kreis, noch deutlich zu erkennen, bezeichnet die Stelle, wo ein Brunnen oder eine Zisterne war, die ausgefüllt ist.

Der, vorhin erwähnte, Herzog Karl Alexander von Württemberg, ein erfahrner Mann im Waffenhandwerk, hatte einst die Absicht, auf der Teck eine Festung anzulegen. Es wurde auch eine Kaserne hinaufgebauet, deren schlechte Grundmauern noch zu sehen sind, und Soldaten hineingelegt, aber glücklicherweise starb er vor der sehr kostspieligen Ausführung. Würde nicht nur die Burg, sondern der ganze Berg befestigt, so würde er unüberwindlich seyn, da er von keiner Seite her mit Nachdruck beschossen werden könnte.

Die Lage von Teck ist in Ansehung der Aussicht, unvergleichlich. Mit Recht wird diese unter die schönsten auf der ganzen Alpkette gezählt. Zwar kommt der Berg an Höhe andern dieses Gebirges nicht gleich, er mißt 2,309 Pariser Fuß, während z. B. der Roßberg 2,686 Fuß hoch ist; aber seine Lage macht, daß er dennoch die höhern Berge an Aussicht übertrifft. Von Zollern herab bis zu dem mächtigen Hohenstaufen hinüber, und von der Alpwand

im

im Rücken bis tief in das Unterland hinab, schweift der Blick frei und ungehindert umher, und tausend Dörfer und Städte und Berge und Thäler werden hier unsere Nachbarn.

Vorzüglich sind es die nächsten Umgebungen, welche hier das Auge reitzen. Eine schönere Landschaft kann man weit und breit nicht sehen, als diejenige ist, welche sich um den Fuß des Berges hin zieht; und ein wilderes Gemälde kann auch der kühnste Pinsel nicht erfinden, als das ist, welches die nahe Alpenwand darbietet. Welche Anmuth auf der einen, welche Größe und Erhabenheit auf der andern Seite! Hier überall die Fülle, überall Leben und Freude; ein Dorf, eine Stadt an der andern: dort Berge auf Bergen, Felsen auf Felsen, und überall finstere Klüfte und Wälder.

Auf der westlichen Seite zieht sich das, durch seine Anmuth bekannte, Lenninger Thal mit seinem Wiesenteppich und seinen Obstwäldern, in den Schooß der Berge hinein. Man erblickt, wie bei einem reitzend gekleideten Mädchen, gerade so viel davon, daß man eine lebhafte Sehnsucht nach dem Verhüllten empfindet. Dem Städtchen Owen, sieht man in die Straßen. Die Dörfer Dettingen, Bruken, Unterlenningen mit der Ruine der Burg Sulzburg, sind täuschend nahe. An dem nicht sichtbaren Ende des Lenninger Thales liegt Gutenberg, wo, nach Sattler, „eine große Staig gegen der rauhen Alp gehet, von welcher man sagt: wenn die Fuhrleute von der Alp an die Staig kommen, und dem unten am Berge wohnenden

Wirthe zurufen, was sie essen wollten, so könne dieser das Essen wohl noch fertig machen, bis sie herabkommen."

Einzig ist der Standpunkt auf Teck durch die Menge von Ruinen, welche man um sich her sieht. Man glaubt sich in das Land der Ritter versetzt. Ueberall Burg an Burg, Schloß an Schloß! Neuffen, Limpurg, Aichelberg, Diepoldsburg, Hahnenkamm, Sulzburg, Rauber, Wielandstein, Merkenberg, Lichteneck, Sperberseck, die Sitze der Wernaue u. s. w., liegen hier alle dicht bei einander, gleich Tempelhallen der Vergangenheit. Und welche Erinnerungen knüpfen sich nicht an die meisten dieser Namen! Dort auf dem felsigen Neuffen hatte das berühmte Geschlecht seinen Sitz, wovon ein Sprosse, Heinrich von Neuffen, mit Anshelm von Justingen, von den deutschen Fürsten heimlich nach Sicilien geschickt wurde, Friedrich II. herbeizuholen, um ihm die deutsche Königskrone aufzusetzen. In Limpurg, das sich dort bei dem alten Städtchen Weilheim erhebt, haben wir den alten Stammsitz der Herzoge von Zähringen vor uns. Hier endete im Jahre 1078 Herzog Berthold I. von Zähringen sein thatenvolles Leben; hier erblickte Rudolph von Habsburg, der große Kaiser, das Licht der Welt, wenn uns Fürst Gerbert recht berichtet hat. Drüben auf dem sonnigen Aichelberge herrschten die angesehenen Grafen von Aichelberg, und hier auf der Diepoldsburg saßen am Ende des 9ten und zu Anfang des 10ten Jahrhunderts die letzten kais. Kammerboten Erchinger und Berthold, welche auf der Reichsversammlung zu Altheim zum Tode verurtheilt wurden, und der herzog-

lichen Gewalt wieder Platz machten, die sie am Ende ihrer Tage noch selber an sich gerissen hatten. In der That, eine interessantere und historisch-reichere Stelle kann man schwerlich irgendwo finden.

Wenn man die Lage der Schlösser, welche man auf der Teck vor oder um sich hat, überschaut, so dringt sich die Beobachtung von selbst auf, wie oft die natürliche Lage mit dem politischen Ansehen der Bewohner so sichtbar harmonirte. Vorwärts von dem Gebirge, auf den Vorkegeln, stand die angesehene Linie der Fürsten- und Grafenhäuser Zollern, Tübingen, Achalm (Urach), Neuffen, Limpurg, Aichelberg, Hohenstaufen u. s. f. Wie die Burgen und die Berge über andere hervorragten, so ragten auch ihre Besitzer über die Nachbarn hervor. Niedriger und mehr im Gebirge sich haltend, hatte sich die Reihe der untergeordneten Geschlechter angebaut. Ihnen allen gegenüber, unten im freundlichen Neckarthale, erhob sich Württemberg, damals klein und unbedeutend, jetzt emporgehoben und herrschend über alle Besitzungen jener längst erloschenen Geschlechter.

Die Herzoge von Teck sind in Hinsicht ihrer öffentlichen Handlungen vielleicht das unbedeutendste unter allen erlauchten Geschlechtern, die vom 11ten bis ins 15te Jahrhundert geblüht haben. Die Geschichte erzählt fast nichts von ihnen, und auch Urkunden melden meistens nur ihre Geburts- und Sterbejahre, die Namen ihrer Weiber und Kinder und die Epochen der Verpfändung und des Verkaufs ihrer Güter. Eine alte Handschrift sagt zwar, daß

Herzog Konrad von Teck — er lebte um das Jahr 1220 — zum römischen König erwählt worden sey, aber man findet diese Nachricht nirgends bestätigt.

Als Stammvater der Tecks wird Adelbert, ein Herzog von Zähringen, angesehen. Das Geschlecht reicht aber bis in die ältesten Zeiten hinauf. Die Teckschen Güter gehörten zu den Stamm- und Erbgütern des Zähringischen Hauses, und wurden erst nach dem Tode Bertholds IV. von Zähringen davon getrennt, und der Adelbertschen Linie zugetheilt. Adelbert und seine Nachkommen nannten sich Herzoge von Teck, weil sie durch ihre Geburt Herzoge waren und ihren Sitz auf der Teck hatten, gerade so, wie sich einst Berthold III. und seine Nachkommen Herzoge von Zähringen nannten, weil ihre Väter die herzogliche Würde bekleideten, und das von Berthold II. erbauete Schloß Zähringen Hauptsitz der Familie geworden war. Sie knüpften auf diese Art die Namen der Residenzschlösser an die Würde ihres Geschlechts. Uebrigens waren die Teckschen Besitzungen ausgebreitet genug, besonders zur Zeit des Interregnums nach Abgang der Hohenstaufen, um auch den Titel Herzogthum zu verdienen.

Das Tecksche Haus stand als solches ungefähr nur 200 Jahre, von 1189 bis 1385. Ein ungewöhnlich starker Familiensegen, verderbliche Theilungen und sorglose Haushaltung — entgegengesetzte Eigenschaften von denen, durch welche das Haus Württemberg in der nämlichen Zeit emporkam — führten seinen baldigen Verfall herbei. Alle Besitzungen gingen schnell nach einander durch Veräuße-

rungen fort. Dieses Schicksal hatten im Jahre 1381 sogar das Stammschloß Teck und die Hauptstadt Kirchheim, und im Jahre 1385 wurde vollends das Letzte, die Residenz- und Begräbnißstadt Owen, und die Besitzungen im Lenninger Thale, mit dem Schlosse Gutenberg hingegeben. Der arme Herzog Friedrich von Teck, der diesen Handel eingehen mußte, war Vater von funfzehn Kindern. Zwar waren sieben Söhne darunter, aber auch nicht Einer pflanzte sein Geschlecht fort. Wie zum Untergange bestimmt, ging es mit steigender Eile zu Grunde, und mit Ludwig, dem vertriebenen Patriarchen aus Aquileja, wurde im Jahre 1439 zu Basel der letzte Teck begraben.

Fast am Rande der obersten Höhe des Berges, ist unter der Burg Teck eine natürliche Höhle, die eine große Oeffnung hat, von Menschenhänden erweitert zu seyn scheint und zuletzt ganz eng zuläuft. Man nennt sie das Sibyllenloch und fabelt davon, daß sie bis nach Owen, wo die Tecks ihr Erbbegräbniß hatten, hinabgeführt habe. Das Volk läßt in dieser Höhle einen reichen Schatz verwahrt seyn, den ein schwarzer Pudel bewache. Niemand hat es noch gewagt, ihn zu heben, und einigen Spaniern, die zur Zeit des schmalkaldischen Krieges, 1547, zu Kirchheim in Garnison lagen und ihn heben wollten, bekam der Versuch sehr übel. Nur mit Lebensgefahr, zerfetzt und zerzaust, erblickten sie das Tageslicht wieder.

Wer sich für die Geschichte der Herzoge von Teck interessirt, wird nicht versäumen, auch in dem Städtchen Owen, am Fuße des Teckberges, einzukehren und in der

Kirche der Ruhestätte dieses Geschlechts einen Besuch zu machen. Hier befindet sich auch eine Stammtafel des herzoglichen Hauses, die aber sehr verdorben ist, und ihren Zustand allgemein bedauern ließe, wenn sie nicht in dem Kunstkabinet zu Stuttgart noch in einem zweiten Exemplare vorhanden wäre. Die Tafel hat übrigens bei weitem nicht den historischen Werth, den man ihr gewöhnlich zuschreibt. Sie ist ein Produkt des 16ten Jahrhunderts, und von dem Bibliothekar Rittel verfaßt, demselben, der auf Befehl des Herzogs Ludwig von Württemberg die Teckschen Grabmähler zu Owen untersuchte.

Wie ansehnlich vormals die Teckburg war, beurkunden noch zwei Gemälde in dieser Kirche. Das eine, durch spätere Hand erneuert oder vielmehr übertüncht, ist weniger brauchbar, als das andere. Eine Kopie davon befindet sich in „Sattlers Topographie von Württemberg" und im „Schwäbischen Taschenbuch" auf 1820. Stuttgart. 12. gez. und gest. von Seyffer.

* * *

Sattlers Topographie von Württemberg, die kleinen Länder- und Reisebeschreibungen von Meiners 2ter Theil, das 119te und 121ste Stück des Morgenblattes von 1812, das 253 — 255ste Stück der Zeitung für d. elegante Welt von 1814, und das schwäbische Taschenbuch auf 1820, haben den Stoff zu Vorstehendem geliefert. Im Stuttgarter Almanach auf 1799. 12. ist eine kleine Abbildung von den Ruinen Tecks zu finden, von denen es aber gewiß noch bessere, mir nur nicht bekannte, giebt.

67.

Die Burgen in Rüdesheim am Rhein.

Alles wandelt dahin; den Schauplatz preislicher Thaten
Hüllet nur Grauen und Nacht, Schwermuth umdüstert den Blick.

Justi.

67.

Die Rüdesheimer Burgen.

In der Blüthezeit der Fehde und der Räuberei unserer Ahnherren thürmte der herrschsüchtige Adel seine Vesten vorzüglich in solchen Gegenden in die Luft, wo auf reichlichen Fang zu rechnen war. In abgelegenen Winkeln, da, wo keine Landstraße durchführte, gab es daher wenige oder keine; aber wo viel Verkehr, wo starker Gütertransport war, da nisteten diese Raubvögel in Menge an. Auch damals schon dienten die Flüsse Deutschlands zur leichtern Betreibung des Handels, und das lockte denn mehrere Ritter vom Stegereif herbei, an ihren Ufern sich einen festen Sitz zu erbauen. Hier lagen sie auf der Lauer, und kein vorüberschiffender Handelsmann kam unberaubt, wenigstens nicht ungezehndet, durch. Es war ganz bequem, auf diese Art sich zu nähren; die Beute mußte selbst in die Schlinge laufen. Dies war's aber eben, was so viele herbeilockte, sich da anzusiedeln, so daß zuletzt keiner volle Nahrung hatte. Da warfen sich nun wieder Andere als Beschützer der Vorüberfahrenden auf.

Sie erbaueten Burgen an den Ufern, und ließen einzig ihr Geschäft seyn, gegen Anfälle aus den Raubburgen zu sichern, und die Schiffenden eine Strecke Wegs, freilich gegen eine gute Bezahlung, zu begleiten.

An allen Flüssen Deutschlands war dies mehr oder weniger der Fall, und noch jetzt sehen wir die Ruinen solcher Raubnester an ihren Ufern, besonders wo diese gebirgig oder nur hoch sind. Reichlicher sind aber keines Flusses Ufer damit überfüllt, als die des Rheins. Da, wo sich seine stolzen Wogen zwischen den schönen Gebirgen von Mainz bis Bonn hinwälzen, da kann man wohl sagen, wimmelt es von Burgen. Dicht unten am Ufer und hoch oben auf schwindelnden Höhen sehen wir noch jetzt ihre zerfallenden Reste. Aus ihnen gingen die größten adeligen Familien Deutschlands hervor. Man hat vergessen, was ihre Ahnen waren, so wie man in hundert Jahren nicht mehr daran denken wird, daß mancher glückliche Feldherr unserer Zeit aus dem Staube entstand, dessen Nachkommen dann im Besitz der Reichthümer sind, die er nicht auf die rechtmäßigste Art erwarb. Die Zeit hat den Besitzstand der erstern geheiligt; die Zeit wird das Nämliche bei diesen thun.

Sonst bangte es dem Schiffer, der zwischen diesen Raubvesten hindurch mußte. Es waren ihm unersättliche Schlünde, aus denen Tod und Verderben für ihn hervorbrach. Jetzt sind sie eine unbeschreibliche Zierde, ein Schmuck für die ohnehin schon hinreißend schöne Gegend. Der Schiffer fährt sorglos unter ihnen hin, und erzählt

dem staunenden Fremdling Sagen und Mährchen von den wankenden Mauern.

So wandelt sich Alles auf Erden um! Was einst hoch thronte, üppig prunkte, stolzirte — modert nun im Staube. Was wir prunken, sich brüsten, sich blähen sehen, wird auch einst Staub seyn und vergessen werden.

In der schönsten der Rheingegenden, dem sogenannten Rheingau, liegt am rechten Ufer des stolzen Stroms der große Flecken Rüdesheim. Malerisch dehnt er sich dahin, und über ihm wächst auf zahllosen Terrassen, an steilen Bergen, der feurige Wein, der wohl keinem Freunde des Frohseyns unbekannt ist. In diesem Rüdesheim befinden sich vier verschiedene Burgen, die heißen: die Brömser- oder Niederburg, die Oberburg, die Mittelburg und der Brömserhof.

Am Ende des Ortes liegt, dicht am Ufer des Rheins, die erste, die Brömserburg, halb Ruine, halb noch erhalten. Nach ihren vormaligen Besitzern erhielt sie diesen Namen, eigentlich aber heißt sie die Niederburg. Die flache Lage dieser ehrwürdigen und höchst interessanten Burg, zeigt uns ihre ursprüngliche Bestimmung. Nicht auf einem unzugänglichen rauhen Felsen, sondern auf einem niedrigen Abhange am Rhein erbauet, diente sie, wenigstens ihrem Ursprunge nach, nicht zum Raube, sondern einzig als Brückenkopf zur Deckung des Rheinüberganges und als sicheres Vorwerk des jenseitigen Kastells von Bingen, das Drusus erbauete. Ein Römerwerk also die Niederburg! Der Beweis für diese Angabe

findet sich vorzüglich in einem, erst neuerlich in der Burg entdeckten, unterirdischen Gewölbe mit römischen Gefäßen, Aschenkrügen, Thränengläsern, Asche und Knochen angefüllt, welches alles jetzt in der Burg aufgestellt ist. Frühe schon mag indessen dieses Römerkastell oder Vorwerk zu Grunde gegangen seyn, und nun wurde auf seinem Fundamente, zu der Karolinger Zeiten, eine Burg erbauet, was die darin noch befindlichen Säulen an den Kaminen der Säle, beurkunden. Spätere Erweiterungen zeigen uns die gothischen Fensterwölbungen, so wie die ganze ungeheure, nur Festigkeit bezweckende, Steinmasse. Ihr gegenwärtiger Besitzer, der Graf Ingelheim, schmückte das alte Gebäude auf die schonendste Weise, und ohne sein ehrwürdiges, alterthümliches Ansehen im mindesten zu verletzen. Ein viereckiger, von uralten schwarzen Mauern umgebener, Hof bildet den Eingang. Durch enge, spaltenartige Thüren, gelangt man zu schmalen steinernen Treppen, und ehe man es glaubt, ist man in einem schön verzierten Saale, dessen hohe gothische Bogenfenster, die Aussicht in eine paradiesische Landschaft öffnen. Dunkele, vom Wachtfeuer geschwärzte, Gewölbe führen in freundliche Wohnzimmer und zierliche kleine Gemächer, aus denen man durch neu gebrochene Thüren und angelegte Treppen, auf die Zinnen der Thürme und Mauern steigt, bis wohin die am Abhange des Hügels üppig wachsenden Reben hoch empor sich winden. Leichte Brücken führen, über Abgründe, von einer Abtheilung der Burg zur andern, bis auf den höchsten Punkt, welcher eine Plattform bildet,

wo liebliche Gesträuche blühen, und eine reiche schöne Aussicht sich öffnet. Seitwärts gelangt man durch einen engen Gang in das Burgverließ. Das Ganze gleicht einem Traume, der die wunderbarsten, durch Jahrhunderte von einander geschiedenen, Gegenstände schön vereinigt.

Die Geschichte der Römer- oder Niederburg liegt völlig im Dunkeln. Daß Karl, den man den Großen nennt, sie wieder erbauete auf die noch vorhandenen römischen Gußmauern, ist sehr wahrscheinlich, und bezeugen solches die erwähnten schönen Karolingschen Säulen in den Sälen der Burg. Ließ er doch auch einen Theil des Rüdesheimer Berges mit Reben aus Orleans bepflanzen! hielt sich daher wohl gern hier auf. Im Mittelalter war diese Burg nicht sowohl ein Jagd- oder Lustschloß, als vielmehr eine Veste, zum Schutze des Landes und der Schifffahrt erbauet, daher sie auch ihre Burgmannschaft hatte. Unter diesen Burgmännern befand sich eine ritterliche Familie, welche in der Folge den Namen: von Rüdesheim, annahm, in welchem schon frühzeitig bedeutenden, der Kirche in Mainz gehörenden, Orte sie Güter und Wohnsitz hatte. So wie sie anfangs, wie es scheint, Ministerialen der deutschen Könige waren, so findet man sie in der Folge als Dienstleute der Erzbischöfe von Mainz. Die Burg besaßen sie aber als Allodium, und erst im Jahre 1282 trugen sie solche dem Erzstift zu Lehn auf und erhielten sie als Lehn zurück. Das erste bekannte Stammglied der Ritter von Rüdesheim, ist Wernher, welcher im Jahre 1128, als Mainzer Ministerial in einer

Urkunde vorkommt. In der Folge wurde diese Familie sehr zahlreich, angesehen und wohlhabend. Sie theilte sich in mehrere Linien, welche unter vielerlei Namen und Wappen in Urkunden vorkommen. Die älteste behielt den Namen Rüdesheim, die andern hießen: Kind, Fuchs, die weißen, Winter, vom Markte u. s. f. von Rüdesheim. Die älteste erlosch mit Melchior im Jahre 1494. Die Winter von Rüdesheim blühten aber noch im Jahre 1500. Eine Tochter des letzten Winter, Anna, heirathete Wilhelm Brömser von Rüdesheim. Durch sie kam er zu mancherlei Erbgütern der Ritter von Rüdesheim. Brömser gehörte aber nicht zu der Familie der Rüdesheimer, sondern zu einer, die von Preßberg im Rheingauer Waldgebirge abstammte, und unter dem Namen: Brumser, erst im 14ten Jahrhunderte urkundlich erscheint. Durch Heirath und sonstige Erwerbung erhielten sie mancherlei und beträchtliche Güter in Rüdesheim und in andern Gegenden des Rheingaues. Ja, nach dem Erlöschen der Ritter von Rüdesheim und der Winter von Rüdesheim, kam der größte Theil ihrer Güter, und auch die Niederburg, an die Brömser, welches Geschlecht nun auch das alte Rüdesheimer Wappen annahm. Weit gefehlt ist es daher, wenn man sich dadurch verführen läßt, wie Humbrecht und so viele andere Genealogen, Historiker und Reisebeschreiber zeither gethan haben, das Geschlecht der Brömser mit der alten Ritterfamilie von Rüdesheim zu verwechseln oder zu vermischen, was durchaus nicht seyn darf. Niederburg kam aber in Verfall, als sich die

Brömser eine neue Burg, ganz oben im Flecken Rüdesheim, erbaueten, welche noch gegenwärtig der Brömserhof genannt wird, und von der Niederburg wohl zu unterscheiden ist.

Das Geschlecht der Brömser wurde im 17ten Jahrhunderte in den Reichsfreiherrnstand erhoben, und zählte unter seine Stammglieder sehr ansehnliche und gelehrte Staatsmänner. Eins der merkwürdigsten ist Johann Brömser von Rüdesheim, welcher ums Jahr 1381 bekannt wird, und im Jahre 1416 oder 17 starb. Er war kurmainzischer Oberhofmeister, und wurde im Jahre 1415 Vicedom im Rheingau. In seinen jüngern Jahren unternahm er eine Wallfahrt nach Palästina und Jerusalem, war aber unglücklich und kam in türkische Gefangenschaft, in welcher er mehrere Jahre in schweren Ketten schmachten mußte. In dieser unglücklichen Lage gelobte er, wenn ihm Gott seine Erlösung schenken und ihn wieder glücklich nach Hause bringen würde, die Erbauung mehrerer Kirchen, nebst den dazu erforderlichen milden Stiftungen. Auf eine fast wunderbare Art wurde seine Bitte erhört. Mit sammt seiner schweren Kette fand er Gelegenheit aus dem Gefängnisse zu entfliehen, gutmüthige Menschen halfen ihm fort, und er kam glücklich nach Rüdesheim zurück. Seines Gelübdes eingedenk, erbauete er nun im Jahre 1390, zu Noth-Gottes bei Rüdesheim, wo schon eine kleine Kapelle stand, die aber wegen der starken Zuströmung des andächtigen Volkes zu klein war, eine neue geräumigere Kirche. In dieser hing er die mitgebrachte

Kette, an der er so viele Jahre gefesselt gewesen, zum Andenken auf. Dann bauete er die schöne und große Pfarrkirche in Rüdesheim, auf deren Thurme noch bis auf den heutigen Tag der halbe Mond statt der Wetterfahne sich dreht, zum Andenken an die Begebenheit, welcher diese Kirche ihre Entstehung verdankt. Ferner erbauete er die Kirche zu Bornhofen am Rhein, das am Fuße des Berges liegt, auf welchem man noch die Burgruine von Sternfels erblickt. Vollendet wurde jedoch diese Kirche erst im Jahre 1435, von seinem Sohne, der auch Johann hieß, und, so wie Noth-Gottes, im 17ten Jahrhunderte den Kapuzinern übergeben. Aber auch diese sind nicht mehr daselbst. Noth-Gottes ist in ein Landgut verwandelt, und vom Kloster Bornhofen ist, außer der Kirche, wenig übrig. Der letzte des Brömser-Geschlechts war Heinrich, Freiherr Brömser von Rüdesheim. Er starb 1668. Seine beträchtlichen Lehn- und Allodialgüter erhielten nun andere Besitzer, und namentlich kam die alte Burg oder Niederburg, Brömserburg — damals schon eine Ruine — als Lehn an die Familie von Metternich, und nachher, durch Kauf, an ihren jetzigen Besitzer, den Grafen Ingelheim.

An die Nieder- oder Brömserburg stößt mit ihren Umgebungen, die **Oberburg**. In der Ferne scheint sie mit jener ein Ganzes auszumachen, was aber nicht der Fall ist. Sie liegt höher, und besteht aus zwei Theilen, wovon der eine älter als der andere ist. Zu ersterm gehört der sonderbar gestaltete, unten breit und oben spitz zulaufende viereckige Thurm, nebst noch anderm Mauerwerk.

Das

Das übrige Gebäude ist weit jünger und zum Theil noch bewohnt. Das Ganze umschließt ein breiter und tiefer Graben. Wahrscheinlich gehörte diese Burg vordem auch zur Niederburg und den Rittern von Rüdesheim. Sie kam von diesen aber nicht an die Brömser, sondern an die Familie von Boos, die sie Anfangs als Lichtenberg'sches, dann als Hanau'sches, und endlich als Nassau'sches Lehn (vermuthlich ein aufgedrungenes) im Besitz hatten. Gegenwärtig besitzt sie, nebst beträchtlichen Weinbergen, der Graf Boos in Sayn bei Benndorf.

Außer diesen beiden Burgen befindet sich in Rüdesheim noch eine dritte und vierte, die Mittelburg und der Brömserhof. Erstere, von der nur noch ein kleiner Thurm auf dem Markte übrig ist, gehörte auch den Edlen von Rüdesheim. Es wohnte eine Linie derselben darin, die sich de foro Rudensheim (vom Markte) nannte, und schon im Anfange des 13ten Jahrhunderts vorkommt. Von ihr kam sie an die Brömser, und dann an deren Allodial-Erben, von welchen sie an Privatpersonen verkauft ward. Letztere, der Brömserhof, liegt am Ende von Rüdesheim, und ist bei weitem nicht so alt, wie die schon genannten drei Burgen. Sie ist groß, sehr massiv, doch ziemlich bequem, und wahrscheinlich im 15ten Jahrhunderte von den Brömsern erbauet. Noch vor dem Ableben des letzten Brömsers, kam diese Burg, oder dieser adelige freie Hof, durch Erbschaft und Verheirathung, an die Familie von Bettendorf, welche daher auch, wenigstens im Anfange, das Brömser'sche Wappen führte. Nach

dem Erlöschen dieser Familie kam er an die Familien Frankenstein und Erthal. Den Antheil der Erthals erbte die Frau Gräfin Coudenhoven, und da sie den der Frankensteins späterhin an sich brachte, so besitzt sie jetzt den ganzen Brömserhof, den sie auch bewohnt. In einem darin befindlichen alten gothischen Vorsaale sieht man ein merkwürdiges Alterthumsstück, einen Tisch mit Bildnissen aus der Familie von Cronberg und der Aufschrift: „Ao dni 1549 ward mir, Anna von Cronberg, dieser Tisch von meinem Sohn Hartmud und seiner Hausfrau, meiner Tochter Barbara, geb. von Sickingen, zu einem glückseligen neuen Jahr geschenkt." Anna von Cronberg war eine geborne Brömser. Sie ließ diesen Tisch im Familienhause in Rüdesheim, wo er — denn die Mode regierte damals noch nicht so wie jetzt über das Haus- und Zimmer-Geräthe — endlich an ihren Urenkel, Hermann von Cronberg und dessen Frau, Anna Sidonia Brömser von Rüdesheim, kam, und dann an die Brömserschen Allodialerben vererbt ward. Auch das Bett eines Brömsers und seiner Hausfrau wird hier im anstoßenden Schlafgemach gezeigt. Es ist sehr breit und mit allerlei Schnitzwerk und Vorstellungen aus dem alten Testamente verziert, die auf eheliche Liebe und Treue deuten. In der Kapelle sind viele alte Bildnisse. Mann und Frau sind immer auf einem Bilde beisammen, und neben ihnen Namen, Jahreszahl, Wappen und ein Reimlein. Hier hängt auch die vorhin erwähnte Kette, welche Johann Brömser von Rüdesheim als Gefangener schleppen mußte, und zuerst

in der Kirche Noth-Gottes aufhängen ließ. Und die überaus großen Hörner des merkwürdigen Ochsen sieht man hier, welcher ein Christusbild an der Stelle aus der Erde wühlte, wo Noth-Gottes stand. Die wahre Geschichte der Gründung dieses Klosters haben wir vorhin gehört. Die Fabel davon müssen wir nun auch hören. Als Hans Brömser nemlich in türkischer Gefangenschaft nach Erlösung schmachtete, gelobte er unter andern auch, auf den Fall seiner Befreiung, seine Tochter Gisela dem Himmel zu weihen und ihr den Nonnenschleier umzuhängen. Als er nun befreit und zu Hause angelangt war, machte er der Tochter seinen Entschluß bekannt und befahl ihr, sich zur Vermählung mit dem Himmel zu bereiten. Da wandelten sich der schönen Gisela Thränen der Freude über die Rückkehr des Vaters in Thränen der Trauer um. Ach! sie hing mit ganzer Seele an einem benachbarten jungen Ritter, der ihrer Hand auch würdig war. Sie hatte ihm versprochen, die Seine zu werden, wenn ihr Vater wiederkäme; sie hatten geglaubt, der Vater werde ihre Wahl billigen, sie segnen, und nun sah sie auf einmal das schöne Gebäude ihrer Wünsche niedergerissen, sollte dem Glücke entsagen, in dessen Besitz sie sich schon so gewiß und so selig träumte, sollte den Schleier nehmen, sollte sich abwenden auf immer von des Lebens freundlichen Bildern, und mit ihrem liebevollen Herzen in kalte, todte Mauern sich begraben! Das zerriß ihr das Herz. Sie umklammerte die Knie des Vaters, weinte, jammerte, flehte, und versicherte, den ihrem Geliebten gethanen Eid nie brechen zu

können; aber umsonst. Der Vater blieb ungerührt, hielt es für sündlich, den dem Himmel gethanen Schwur zu brechen, stieß sein Kind von sich, fluchte ihm, wenn es nicht gehorche, und ließ es in der schrecklichsten Verzweiflung liegen. Zernichtet im Innersten, lag Gisela noch eine Weile am Boden, richtete sich dann gefaßt auf, und sprach: „Nun, kann ich nicht die Deine werden, so lebe „wohl, du schöne Welt, mit allen deinen Freuden!" Sie rannte hinaus ins Freie, und erklimmte einen hohen Felsen am Rhein. Wie ein Gespenst rauschte der väterliche Fluch hinter ihr drein. Sie will ihm entrinnen, schrie laut auf, und hinab stürzte sie in die rauschenden Wogen des Stroms. — Noch wähnt sie der Schiffer auf dem Felsen schweben zu sehen, im Sternenlicht, und zu hören ihren Klageton, der im Gesäusel der Mitternacht zerfließt.

Hans Brömser war untröstlich über das Schicksal seiner Gisela. Nun weinte, nun klagte, nun gerieth er in Verzweiflung, und gelobte endlich, zur Versöhnung ihres Schattens eine Kirche zu bauen. Aber mit dem Verschwinden des ersten Schmerzes vergaß er auch des Gelübdes. Da weckte ihn einst um Mitternacht eine furchtbare Erscheinung. Er sah den Drachen, den er in Palästina erlegt hatte, lebendig und mit aufgesperrtem Rachen auf sich losfahren, hörte die mitgebrachten Sklavenketten von der Wand rasselnd niederfallen, und schon wollte ihn das Ungethüm verschlingen, als eine blasse jugendliche Gestalt daherschwebte, in der er seine Gisela erkannte. Auf ihren

Wink zerfloß der grausende Drache in ein Nichts, sie aber warf einen wehmüthigen Blick auf ihren Vater, und verschwand.

Zu dieser wunderbaren Erscheinung kam am andern Morgen eine eben so wundervolle Nachricht. Brömsers Knecht kam zu seinem Herrn und erzählte: Als er vor Sonnenaufgang schon draußen gewesen, den Acker mit dem Stiere zu pflügen, habe er mit einem Male eine klägliche Stimme gehört, die immer gerufen: „Noth Gottes! Noth Gottes!" Der Stier habe sich darob entsetzt, gezittert, nicht von der Stelle gewollt, und mit dem Fuße die Erde aufgescharrt. — Brömser eilte hinaus auf das Feld. Hier hörte er mit eigenen Ohren die Worte gar kläglich rufen: „Noth Gottes! Noth Gottes!" und sah die Widerspenstigkeit des Stiers, sein Stampfen und Scharren. Da forschte er der Ursache sorgsam nach, und fand endlich, daß die klagende Stimme aus einem nahen hohlen Baume kam. Schnell ließ er den Baum aufhauen, und unten im weiten Raume des Stammes lag — o Wunder! eine Hostie, und da, wo der Stier gescharrt hatte, ein hölzernes Ecce-homo-Bild. Kaum hatte er Beides aufgenommen, so hörte das Klaggetön auf, und ruhig war der Stier. Ein Jude hatte die heiligen Stücke aus einer Kirche entwendet, konnte aber vor Angst und Zittern nicht ausdauern, warf daher die Hostie in den hohlen Baum, und grub das Bildlein in die Erde, um des Raubes los zu werden. Seitdem schrie es: „Noth Gottes! Noth Gottes!" und immer fort schrie es so, bis

Brömser das Brod Gottes erlöste, das Wunderbild aus dem Staube hervorzog.

Und als er es gethan, erinnerte ihn das Gewissen an die Erfüllung seines gethanen Gelübdes. Da beschloß er ein Kloster hierher zu bauen, und die Stelle, wo der Baum gestanden, zum Altar zu bestimmen. Bald stand es aufgeführt da und hieß: „Zur Noth Gottes." Das Ecce-homo-Bild wurde darin aufgestellt, und noch vor zwanzig Jahren in der Form einer hölzernen Puppe allen gläubigen Christen zum Küssen hervorgeholt. Ob es sich jetzt noch sehen läßt, und wunderwirkend ist, weiß ich nicht; aber vordem war seine Einwirkung, besonders auf unfruchtbare Weiber, groß. In der Fastenzeit war die Anzahl der Wallfahrer zu ihm außerordentlich. Oft zählte man 16000 Menschen, worunter manches Weibchen fruchtbar wieder heimzog. Und wem sonst ein gebrechliches Glied geheilt war, der ließ es in Holz oder Wachs geformt zurück und schmückte damit die Kirche.

* * *

Von den herrlichen Rheingegenden giebt es viele Abbildungen, unter denen sich mehrere von Rüdesheim befinden. Vorzüglich gut sind die beiden von Kraus und Günther, in groß quer 8., welche, nebst vielen andern Blättern, die drei Hefte der „Ansichten des Rheins von N. Vogt. Frankfurt 1804. gr. 8." zieren. Die erste, S. 48, zeigt das Städtchen Rüdesheim mit den Resten

der Niederburg und der Oberburg. Die zweite, S. 51, stellt die Niederburg ganz in der Nähe dar. Auch in Merians Topographie der Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Cölln 1646. Fol., ist Rüdesheim mit seinen Burgen abgebildet.

Die Vogt'schen Ansichten des Rheins, verschiedene Reisen auf dem Rheine, und handschriftliche Nachrichten, vom Herrn Kirchenrath Dahl in Darmstadt mitgetheilt, sind bei Vorstehendem benutzt worden.

68.

B a d e n
bei Rastadt.

Winkt nicht Baden mir dort mit den grauen Ruinen der Berghöh',
Wo noch wandeln die Geister der alten Heroen im Mondlicht?
Die du mit Matthisson einst die bemoosten Trümmern der alten
Veste besangst, o Muse, so schön auch Echo die Töne
Wiederhallet, so viel dein Bild auch Herzen gewinnet,
Auch mich hat es entzückt, zum schöneren würden dich hier noch
Diese Ruinen begeistern, zum schönern die reitzende Gegend.

Neubeck.

[illegible]

68.

Baden.

Aus dem Baden'schen, diesem von der Natur mit Allem so reichlich gesegneten Landstriche, der mit Recht der Garten Deutschlands genannt werden kann, sind in diesem Bande schon einige Burgen vorgeführt worden. Hier folgt noch eine, und zwar die historisch wichtigste für Baden, da sie das nähere Stammhaus der Baden'schen Fürstenfamilie ist und dieser auch den Namen gab.

Eine Stunde von der Stadt Baden — bekannt durch ihre heilsamen Quellen — liegt sie auf einem nördlichen Bergrücken, und ragt mit ihren Zinnen hoch aus Tannen und Hainbuchen hervor.

Für die Badegäste Badens ist sie eine der besuchtesten Punkte, besonders seitdem der Oberhofmarschall von Montperny Anlagen und Anpflanzungen anordnete, wodurch die Spatziergänge bequemer und freundlicher wurden. Selbst für Reitende und Fahrende schlängeln sie sich gemächlich aufwärts und bei einem unterirdischen Gange vorbei, der erst im Jahre 1807 entdeckt ward. Einer alten Sage

zufolge, soll dieser bis zum Kloster der Kapuziner in Baden geführt haben. Von einem ähnlichen zweiten Erdgange nach der benachbarten Burg Eberstein, ist gleichfalls eine Tradition im Volke. Könnte man ihn auffinden, so dürfte es wohl die Vermuthung begründen, daß die Grafen von Eberstein die ersten Besitzer der Badener Burg waren.

Mit Ehrfurcht nähert man sich dem gothisch-gewölbten Vorthore der Veste. Auf der Spitze seines Bogens prangt, noch wohlerhalten, das Badensche Wappen in alter Form. An den Seitenwänden rankt Epheu. Tannen, Ulmen und Platanen legen sich aus den Fensterbogen und bilden über ihm ein köstliches Laubgewölbe. In schönster Perspektive, unter mannigfaltiger Beleuchtung, sieht man durch die Oeffnungen alle vier, in kurzen Zwischenräumen hinter einander folgenden Burgthore.

Unweit des Vorthors, führt rechts ein Weg um das Schloß herum, dessen Ruinen auf der Ecke gegen Mittag, in der Höhe noch ungefähr 180 bis 200 Fuß messen. Um die Ecke herum zeigt sich, halbverschüttet, der Eingang in den Glockenthurm der ehemaligen Schloß- oder St. Ulrichskapelle. Weiter zieht der Weg an einer schauerlich schroffen Felswand hin, neben und unter üppiger Vegetation des Epheus, Mooses, Waldkrauts und Gesträuchs, das selbst an den erstaunenswürdigen Felsen auf der Mittagsseite sich anklammert. Auf diesem erhebt sich hier zu den Wolken der hohe, viereckige Thurm der majestätischen Bergveste, auf dessen Spitze an den Ecken kleine Wart-

thürme über der Mauer hervorspringen. Ihm gegenüber, auf der Fläche eines andern Felsens, ist jetzt unter einem Strohdache ein Ruheplatz errichtet, unter welchem man das Fundament eines ehemaligen Gebäudes entdeckte. Hier beging der 1811 verstorbene würdige Großherzog Karl Friedrich, am 11. Aug. 1809 den Hermannstag, als Namenstag des wahrscheinlichen Erbauers dieser Burg, durch ein frohes Mahl. Von da windet sich der Weg auf ungefähr anderthalb hundert steinernen Stufen, den Felsen hinan, auf dessen Oberfläche eine Einsiedelei errichtet ist. Ob der wahre Einsiedler sich nicht lieber in verborgene Waldnacht flüchtet als hierher, wo die Welt in ihrer Herrlichkeit vor ihm ausgebreitet liegt, lasse ich dahingestellt seyn; aber hier steht man auf dem Vorplatze eines der prachtvollsten Naturtheater. Links neben dem Merkuriusberge öffnet sich das Thal von Gernsbach. Zu den Füßen breitet sich das wunderschöne Thal von Baden hin, nach seiner ganzen Ausdehnung, mit dem Kloster Lichtenthal, mit dem Schlosse und der Stadt Baden, mit ganzen Gruppen von reben-, wald- und ackerreichen Hügeln, die von dieser Höhe fast wie Maulwurfshaufen erscheinen, als wäre das Thal damit übersäet. Rundum thürmt sich eine Kette von Hochbergen, die sich seltsam in einander verschieben. Gegenüber bietet brüderlich, auf dunkler Waldhöhe, der Thurm von Yberg seine Zinnen. Neben hin, durch eine Bergöffnung, schweift der Blick über das Bühler Thal, zu einem Theile des Rheinthals, nach der Seite von Straßburg. Ungleich breiter und länger, fast

unübersehbar, ist die Fläche des Rheinthals, auf die man rechts, am Fremers- und Friesenberge hin staunend blickt. In vielfacher Windung, unter zahllosem Wechsel der Gruppen, schießen aus Tausenden von Wasserspiegeln des Rheins Lichtstrahlen herauf. Dicht vor den Füßen lagert, grau und grün bedeckt, in feierlicher Stille, das heilige Alterthum der Badener Burg. Nur in den Bergen ist das Leben der Natur ganz sichtbar, wie es nur für Bergbewohner ein Heimweh giebt. Aber auch hier ist der Reichthum niederdrückend, und nur wer diese Ruine allein, ohne Gesellschaft besucht, vermag lange bei dem Anschauen ihrer nahen und fernern Umgebungen zu verweilen.

Von der Einsiedelei abwärts führt ein kurzer Fußsteig wieder in die Schloßruine. Durch das obere Thor tritt man ein. Sorglich ist der erhabene, Ehrfurcht gebietende Fels in den uralten Bauplan verwebt. Schauer ergreift das Gemüth bei dem Aufblick nach der Ulrichskapelle und zu den leeren unbedachten Fensterhallen des majestätischen Thurms. Schwindelnd sieht man aus den Fensterruinen des weiten Rittersaals in die Tiefe, auch nach den Thälern des Rheins und der Stadt Baden. Niedergestürzt sind die meisten Scheidewände und die Fußböden der obern Gemächer; nirgends mehr eine Spur von Bedachung. Ein Rasenteppich mit wilderndem Gesträuch deckt den Schutt der Gemächer und Prachtsäle; nur noch von dem hohen Gemäuer ist er umfangen. Zwischen den innern Thoren verkündet, wie eine Inschrift, der dürre weiße

Stamm eines dicken Ahorns, einsam das Alter der Verwüstung. Rechts ist der Marstall, links der Eingang in das weite, noch wohl erhaltene Kellergewölbe. Manches schöne Gewölbe mag noch unter dem Schutte verborgen liegen. Die sichtbaren Gewölbe sind von römischer, in dem Mittelbau sind Parthieen von altgothischer (maurischer oder arabischer), und in dem Aufbau sind Theile von neugothischer Bauart. Dieses erklärt sich aus dem verschiedenen Zeitalter ihrer Entstehung.

Wer dem Schwindel nicht unterworfen ist, und wenn es auf ein kleines Wagstück nicht ankommt, der besteige die höchste Zinne des Schlosses, oder das Rondel, und er wird, wenn nicht für sein Herz, doch für das Auge, noch reichlichere Nahrung finden. Hier sieht man auch, von welchem bedeutenden Umfange die Ruinen sind, und die große Masse von Schutt, Steinen und Mauertrümmern zeugt laut, daß hier nicht der Wohnsitz gemeiner Ritter war.

Was der Mensch verläßt, das nimmt die Natur auf, und liebreich bekleidet sie die Zerstörung mit neuem Leben. Um das alternde Gemäuer hat sie hier den grünen Eppichschleier geworfen, und aus dem Moose des Gesteins grünt stolz die Tanne und die Rüster. Vom Fenstergesims herab streckt der Ahorn seine Arme, als sehne er sich weg vom kalten Steine zu einem warmen Leben. In der That ist in diesen Trümmern, wo einst Schaaren von Rittern und Edeln zu der Fehde oder zu dem Gelage aus dem Gau heranritten und in Prachtsälen schwelgten, eine so üppige

Vegetation, daß man glauben möchte, die ewig freigebige Natur wolle nicht dulden, daß das Todte vom lebendigen Strahle des Lichts erhellt werde.

Die Burg Baden ist die Wiege des alten Fürstenhauses Baden, in welchem der hohe Geist der Zähringer noch fortlebt. Daß Markgraf Hermann II., ein Enkel Herzogs Berthold I. von Zähringen, unter den Ahnherren dieser Familie der Erste war, der um das Jahr 1074 auf Baden wohnte, und sich nach demselben nannte, ist außer allem Zweifel; ob er es aber selbst erbauet, oder schon in der mütterlichen Erbschaft erhalten hat, ist nicht wohl zu entscheiden, wenigstens ist es erst von der Zeit an erweitert, verschönert und ungemein befestigt worden. Vier Jahrhunderte hindurch residirten die nachfolgenden Markgrafen darin, bis Markgraf Christoph I., weniger aus Neigung als der Sicherheit halber, im Jahre 1479 seine Residenz in sein neues, in der Stadt Baden erbauetes Schloß, auf dessen Stelle noch das jetzige Schloß steht, verlegte. Die verlassene alte Burg überließ er seiner Mutter als Wittwensitz. Noch zwei Jahrhunderte später war dieses majestätische Bergschloß ziemlich unterhalten, und sicher würden auch jetzt noch seine Zinnen und Hallen der Zeit trotzen, hätte nicht im Jahre 1689 auch hier Louvois Mordbrennerfackel gelodert. Als nemlich im Jahre 1685 der pfälzische Kurfürst Karl Ludwig starb, und mit ihm die Pfalz-Simmernsche Linie erlosch, machte dessen einzige Tochter, die Herzogin von Orleans, Allodialerbschafts-Forderungen an die Länder ihres verstorbenen Vaters. So unerhört

auch

auch diese waren, so wurden sie doch von ihrem Schwager, dem Könige Ludwig XIV., unterstützt. Ihm stellte sich jedoch der Bund entgegen, den Oesterreich, Schweden, Spanien und ein großer Theil der deutschen Fürsten schloß, und es entstand ein Krieg, der die Gegenden des Rheins und der Pfalz in die traurigste Einödе verwandelte. Ludwig wußte nichts von allen den Gräueln, die in seinem Namen verübt wurden, und laut mißbilligte sie die französische Nation. Nur auf dem Namen Louvois, seines Kriegsministers, ruht das schmähliche Andenken davon. Dieser Mensch, dem im südlichen Deutschland noch eben so geflucht wird, wie im nördlichen dem Tilly, gab den satanischen Befehl, die ganze Rheingegend mit Feuer und Schwerdt zu verheeren, was auch auf eine so schreckliche Weise geschah, daß die Spuren davon noch jetzt auf mehrern Punkten zu finden sind. Ein solches trauriges Denkmal ist auch die Burg Baden. Mit der Stadt Baden wurde sie zerstört, und liegt seitdem in Trümmern. Wenn man die Reste alter Raubschlösser erblickt, die in längstvergangenen Jahren der Grausamkeit und dem Despotismus zum Asyl dienten, so sieht man mit Wohlgefallen auf ihre Ueberreste, die der allgemeinen Sicherheit wegen zerstört wurden. Hier aber mischt der Gedanke, daß edle gute Menschen auf jener nun verödeten Höhe wohnten, einen trüben Schatten von Trauer in das Nachdenken, mit dem man sie betrachtet, und man möchte dem Unholde fluchen, der diese schöne Wohnung in eine Oede umwandeln ließ.

Unterhalb des Schlosses, gegen das Dorf Balg hin, bemerkt man noch viele Reste von alten Mauern. Wohnungen für Angehörige und Diener der Herrschaft; auch Oekonomiegebäude, Stallung u. dergl. mögen hier gestanden haben.

* * *

Schöpflins vortreffliche Historia Zaringo-Badensis; die geographisch-statistisch-topographische Beschreibung des Kurfürstenthums Baden, 1ster Band, Karlsruhe 1804. 8.; Klübers Beschreibung von Baden bei Rastadt, 2 Theile, Tübingen 1810. 8.; und Baden mit seinen Heilquellen und Umgebungen, von A. Schreiber, Heidelberg 1811. 8., habe ich hier benutzt. Im erstern Werke, Theil 2. S. 278, sind drei Prospekte des alten Schlosses aus dem J. 1764. In Merians Topographia Sueviae ist eine Ansicht der Stadt Baden, worauf man in der Ferne die Ruinen der Burg erblickt. Von Schaffroth giebt es zwei kleine Blätter, die Morgen- und Abendseite des Eingangs in das Schloß darstellend, und in den Rheinblüthen, ein Taschenbuch auf 1819, Carlsruhe. 12., ist ein sauberes Blättchen von Kunz und Haldenwang, gleichfalls den Eingang zeigend, das man, vergrößert und gest. von F. Rosmäsler d. j., in dem Taschenbuche von Mosch: die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz, 1819. 8., wieder findet.

69.

Hammerstein am Rhein.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Schiller.

69.

Hammerstein.

Wenn man auf den breiten Wogen des majestätischen Rheinstroms hinabschwimmt, und von Augenblick zu Augenblick bald kühne, bald liebliche, bald schauerliche Mahlereien der Natur vor dem trunkenen Auge sich entfalten sieht, so geräth man wirklich in Verlegenheit, welcher derselben der Preis zuzuerkennen seyn möchte. Aber nur Einen Preis auszutheilen, ist fast unmöglich; man möchte ihrer drei, vier, fünf ausgeben: und da erhielte denn gewiß auch einen die Ansicht, welche man unter Andernach hat, wo links das Dörfchen Namedy am Abhange waldiger Berge, weiterhin das noch in seiner Zerstörung bewohnte Schloß Reineck, zur Rechten, Namedy gegenüber, auf einem gigantischen Felsen die Ruinen der Burg Hammerstein und zwei freundliche Dörfer zu ihren Füßen den Vordergrund bilden und das Auge auf dem Wasserspiegel bis zu dem vier Stunden weit entfernten Sinzig hingleitet. Die Hauptzierde ist diesem Bilde die Burg Hammerstein. Mahlerisch schön ragen ihre Trümmer auf dem ungeheuern

schwarzen Felskoloß, der sich wild und schroff über das Ufer des Flusses erhebt, hervor. Verwittert von Stürmen und Regen stehen die schauerlichen Ueberreste da. Aus ihren zerfallenen Fensterbogen grünt der melancholische Wachholder, und Epheu umklettert die Spalten und Risse. Die Mittagsseite des Berges ist mit Weinreben bepflanzt, deren mildes Grün den düstern Ton der übergebückten Felswand angenehm bricht. Unten am Fuße liegt Oberhammerstein, ein kleines Dorf, dessen Bewohner einzig vom Weinbau leben, und dem man es wahrlich nicht mehr ansieht, daß es in ältern Zeiten eine wohlbefestigte Stadt war.

Wie früh die Burg Hammerstein schon stand, bleibt ungewiß. In dem Hessisch-Conradinischen Hause, dessen Stammglieder theils das Grafenamt im Niederlohngau, in Hessen, im Oberrheingau, in der Wetterau u. s. w. verwalteten, theils die herzogliche und deutsche Königswürde erhielten, befand sich ein Heribert, Graf in der Wetterau. Er hatte zwei Brüder, Conrad, Herzog in Alemannien und Graf im Oberrheingau, und Odo oder Udo, der Bischof in Strasburg war. Heribert starb ums Jahr 997 und hinterließ mehrere Söhne. Der älteste, Gebhard, war Graf im Oberrheingau von 1002 bis 1012, und starb 1016. Der zweite, Adelbert, erbte die Stammgüter in der Wetterau, und erhielt vom ältern Bruder die Grafenwürde des Oberrheingaues 1012 oder 1013. Ums Jahr 1032 starb er. Der dritte hieß Otto, mit dem Beinamen Hammerstein. Er war Graf in der

Wetterau, aber im Engersgau am meisten begütert. Ob darunter die Burg Hammerstein schon gewesen, oder diese von ihm erst erbauet ist, bleibt, aus Mangel geschichtlicher Kunde, ungewiß *). Durch seine Ehe wurde dieser Otto vorzüglich bekannt. Er heirathete nemlich seine Base und Blutsverwandte, die schöne Irmentrud oder Irmengard. Da er schon früherhin, von der Wetterau aus, das Erzstift Mainz befehdet und an vielen Orten gräulich verwüstet, und sich dadurch den unversöhnlichen Haß des Erzbischofs Erkenbald zugezogen hatte, so benutzte dieser die Gelegenheit, ihn, wegen der im verbotenen Grade geschlossenen Ehe, in den Kirchenbann zu thun. Otto kümmerte das aber wenig. Er trotzte auf seiner festen Burg Hammerstein, im Arm seines geliebten Weibes, dem geistlichen Blitzstrahle. Er trieb den Spott so weit, den Erzbischof, der im Jahre 1020 auf dem Rheine nach Köln hinabfuhr, auffangen zu wollen, was aber mißlang. Erkenbald, hierüber höchst ergrimmt, klagte darüber beim Kaiser, und bat um Vollziehung des, schon im Jahre 1018, auf dem Konzilium zu Neumagen gegen Otto gefällten Suspensions- und Exkommunikations-Urtheils und um Hülfe. Kaiser Heinrich II. war ein zu frommer und den Geistlichen zu ergebener Fürst, als daß er Erkenbalds Bitte unerfüllt gelassen hätte. In eigner Person zog er, im Jahre 1020, mit einem gewaltigen

*) Einige Alterhumsforscher lassen Hammerstein von Karl Martel oder Hammer erbauet seyn.

Heere vor Hammerstein und belagerte es. Die Geschichtschreiber geben die Art, wie diese Belagerung geführt wurde, nicht genau an; wenn wir aber die Lage der Festung auf einem steilen Berge, ihre herrlichen Thürme, und die Länge der Zeit, welche bis zur Uebergabe verfloß, bedenken, so wird es deutlich, daß Otto mehr durch Hunger und das Elend seiner Familie, als durch Waffen, bezwungen wurde. Erst im Jahre 1022 ergab sich die Veste, und in dem folgenden Jahre hielt der Erzbischof Aribo, der Nachfolger Erkenbalds, eine Generalsynode zu Mainz, worauf das Scheidungsurtheil über Otto's unerlaubte Ehe ausgesprochen wurde. Otto unterwarf sich dem Urtheil, und entsagte durch einen dreifachen Eid seiner Gattin. Aber Irmengard beugte sich nicht, und verlor daher alles Recht auf Hammerstein und selbsteigne Güter. Otto starb im Jahre 1036, nachdem sein einziger Sohn Udo ihm schon im Jahre 1034 vorausgegangen war. Otto's Grafenamt in der Wetterau und dem Niedgau kam an die Grafen von Nuringen, von Adalbert, Otto's Bruder, rechtlich abstammend. Das Schloß Hammerstein fiel dem Kaiser anheim, der es auch unter seiner und des Reichs Oberherrschaft behielt. In diesem war es, wo Kaiser Heinrich III. (als deutscher König IV.) im Jahre 1105 einen sichern Zufluchtsort fand, als um diese Zeit Drangsale und alle Gattungen von Widerwärtigkeiten wie schwarze Gewitterwolken über ihn herzogen, und er, vom Bannstrahle berührt, von eben den Fürsten, deren Rechte er mit den seinigen gegen die furchtbare Hyder der römischen

Hierarchie zu vertheidigen suchte, entthront, von seinem eigenen Sohne verrathen, nicht wußte, wo er sein Haupt ruhig hinlegen sollte, als er umsonst vor dem Bischofe von Speier gestanden und bettelnd zu ihm sprach: „Ich „machte dich zum Bischof, ich bin arm und alt. Gieb mir „eine Pfründe in dem Dom, den ich erbauete. Ich habe „etwas Latein gelernt und kann die Psalmen singen!"

Die folgenden Kaiser hatten die Veste Hammerstein einer burggräflichen Familie, die sich davon benannte, und mehrern andern burgmännischen Familien, als Reichslehn überlassen. Kaiser Karl IV. schenkte sie sammt Zubehör, im Jahre 1374, dem Kurfürsten Cuno von Trier, und die Burggrafen Wilhelm und Ludwig von Hammerstein *), sammt den Gemeinern daselbst, mußten solche als triersche Lehen nunmehr erkennen. König Wenzel bestätigte im Jahre 1376 dem Erzbischofe Cuno den Besitz und die Oberherrschaft der Burg und des Amtes Hammerstein. Im Jahre 1616 wurde der triersche Wasserzoll von Koblenz nach Hammerstein verlegt.

Im dreißigjährigen Kriege wurde Hammerstein als ein wichtiger Posten betrachtet. Nach Gustav Adolphs Zug an den Rhein und seinen äußerst glücklichen Fortschritten, kam auch Hammerstein in seine Gewalt. Kur-

*) Der Isenburg- Wied- und Runkelsche Geschichtschreiber Fischer läßt diese Burggrafen geradezu von Otto dem Hammersteiner, † 1036, abstammen, was aber völlig unrichtig ist.

fürst Ferdinand von Köln, aus dem Hause Baiern, ließ seine Truppen zu den Spaniern stoßen, führte selbst das Heer gegen die Schweden an, trieb diese aus dem Kölnischen Lande und eroberte auch Hammerstein. Dies geschah im Jahre 1634. Die Spanier entfernten sich zwar hierauf aus dem Kölnischen, das triersche Schloß und Amt Hammerstein behielten sie aber, sammt dem Rheinzolle, und zogen sieben Jahre lang, bis 1641, die Einkünfte davon, wozu der Rheinzoll allein 20000 Rthlr. jährlich lieferte, und welche der spanische Resident in Köln in Empfang nahm. Der Umstand, daß von Kölnischer Seite Hammerstein erobert ward, hat wahrscheinlich die Veranlassung gegeben, daß mehrere, selbst neuere Schriftsteller behaupten, Hammerstein habe eine Zeit lang Köln gehört. Dies ist aber durchaus unrichtig. Köln hatte blos die geistliche Gerichtsbarkeit über Hammerstein.

Von den Spaniern kam Hammerstein an die Lothringer, welche der Herzog Karl von Lothringen in eigener Person befehligte. Sein Benehmen machte ihm hier eben keine Freunde. Er erlaubte seinen Truppen, die keinen Sold erhielten, Alles, und die umliegenden Orte wurden schrecklich mitgenommen. Im Jahre 1646 wurde ihre Schleifung durch einen Reichsschluß und mit Einwilligung des Kurfürsten von Trier und des Königs von Frankreich, fest bestimmt; allein, er kam nicht zur Ausführung, und die Lothringer blieben im Besitz. Da Spanien, nach geschlossenem westphälischen Frieden, den Krieg gegen Frankreich noch fortsetzte, die Lothringer aber in ihrem Solde

standen, so trieben diese auch ihr Wesen auf Hammerstein fort, und beunruhigten vorzüglich die Rheinschifffahrt. Dies dauerte so lange, bis der Herzog Karl, verschiedener Ursachen halber, von spanischer Seite im Jahre 1654 zu Brüssel in Verhaft genommen, nach Antwerpen gebracht, und endlich nach Spanien abgeführt wurde. Da ließ der Kurfürst von Trier, Karl Kaspar, aus der Familie von der Leyen, Truppen ausrücken, um Hammerstein einzunehmen und seine Besatzung zu vertreiben. Es gelang ihm dies auch, und der lothringische Kommandant mußte es am 3ten April 1653 übergeben. Was zu seiner Befestigung gedient hatte, das fand man alles im besten Zustande, aber die Gebäude selbst waren schlecht unterhalten worden. Der Kurfürst behielt nun Hammerstein für sich, ließ es wieder herstellen und erhalten, bis nach dreißig Jahren Louvois Horde in diesen paradiesischen Gegenden gleich Kannibalen hauste, dieser Mensch seinem Privatinteresse den Wohlstand vieler Tausende opferte, und Städte und Länder durch Sengen und Brennen verheeren ließ. Da ging auch Hammerstein mit unter. Im Jahre 1688 eroberte und zerstörte man es, und seitdem verwittern seine Trümmer. Mit der umliegenden Gegend kam auch die Burgruine und das Amt Hammerstein im Jahre 1803 an Nassau. — Am Fuße des steilen Berges, worauf man die Ruine erblickt, liegt das Dorf Ober-Hammerstein. Weiter unten liegt Nieder-Hammerstein, auch ein Dorf, und gegenüber, am andern Ufer des Rheins, das Dörfchen Fornich, das, zur Römerzeit, der letzte militärische Punkt

für die Armee des Oberrheins gewesen zu seyn scheint. Die Inschriften auf den daselbst aufgefundenen römischen Opfer- und Votivsteinen, theilt Schreiber in seinem Handbuche für Reisende am Rheine mit.

Die Familie von Hammerstein, welche im Hildesheimschen und Hannöverschen zu Hause ist, scheint übrigens in keiner Verbindung mit dieser Burg gestanden zu haben.

* * *

Hontheim Triersche Geschichte; der denkwürdige und nützliche Antiquarius des Rheinstroms, 1744. 8.; Melißantes neu eröffneter Schauplatz, 1715; handschriftliche Beiträge des Hrn. Kirchenraths Dahl in Darmstadt, und Vogts Ansichten des Rheins, in welchen sich auch eine Abbildung der Ruinen befindet, haben den Stoff zu Vorstehendem geliefert. In Merians Topographie von den Bisthümern Mainz, Trier und Cölln, 1646, ist Hammerstein zu sehen, wie es noch eine respektable Festung war.

70 — 73.

Schadeck, Hinterburg, Mittelburg und Vorderburg

im Neckarthale.

Bligger der Landesschade quält die Welt;
Es lösen sich durch ihn der Ordnung Bande
Und Sitt' und Recht. Durch Blut und Feu'r erhellt,
Strahlt furchtbarer umher des Ritters Schande.
Der Ehre Fackel löscht voll Graus
An wildgeschwungnen Räuberhänden aus.

70 — 73.

Schadeck, Hinterburg, Mittelburg und Vorderburg.

Neckarsteinach mit seinen vier Burgen gehört unter die schönsten Punkte des an Naturschönheiten eben nicht überreichen Neckarthals; denn seine Ufer bis Heilbronn hin begränzen, mit weniger Ausnahme, hohe, steile, gleich- und einförmige Sandsteingebirge, woran sich sparsamer, als im Rheingau, die Spuren alter Ritterzeit unter mahlerischer Naturumgebung erblicken lassen. Um so bedeutungsvoller tritt die schöne Burgreihe der Landschaden hervor, wenn man den Neckar herauf- oder herabfährt. Am überraschendsten geschieht es bei einer Fahrt von unten herauf, wo man aus den bunten und vielgestaltigen Granitbergen Heidelbergs in die sich freundlich öffnende Gegend des gewerbfleißigen Neckargemünds mit seinen niedrigen Trümmern der Reichensteiner Burg im Rücken kommt, vor sich auf seinem stumpfen Kegel den kasernenartigen Dilsberg, und zu beiden Seiten ergiebige Sandsteinbrüche mit kolossalen Massen hat. Wo dann das Thal ostnördlich

einbeugt, da treten die Thürme der vier Steinacher Burgen, der Mittel-, der Vorder-, der Hinterburg, zuletzt Schadecks, und endlich das am Hügel im Schutze seiner Schlösser sich hinziehende Städtchen Neckarsteinach hervor.

Burg Schadeck,

obgleich die geringste von Umfang, ist doch unter allen die merkwürdigste. Das Volk nennt sie Schwalbennest, weil sie wie an den Felsen angeheftet zu seyn scheint, wie ein Schwalbennest auf der Zinne eines Kirchthurms, oder auch Raubnest, was sie ehedem war. Ihr eigentlicher Name ist Schadeck oder Landschadeneck, weil sie, wegen ihrer drohenden, von unten unzugänglichen Lage, die sicherste, auch wenn sie zum Raube gemißbraucht wurde, die gefährlichste, und den Landschaden eigen war. Sie liegt am höchsten, gerade über einem Steinbruche, und beim ersten Blicke von ihren Thürmen herab, glaubt man senkrecht in den Fluß hinabzustürzen.

Um auf der schroffen Abdachung des Berges nur die geringe Ausdehnung für sie zu erhalten, mußte in den Felsen hineingehauen werden, und so steht sie hervorspringend da, einem Naturspiele ähnlicher, als einem menschlichen Werke, fest verwachsen mit den Steinmassen um sie her. Nur ein schmaler Fußsteig, von Gebüsch umwachsen, steinig und beschwerlich, verbindet sie mit der nächsten Burg. Ein Fahrweg dahin war nie da. Im Grundrisse ist sie ein schiefwinkeliges Parallelogramm, die stumpfen Winkel gegen den Neckar und Berg gekehrt, auf der Neckarseite

mit

mit doppelten Mauern und zwei Eingängen von Süd und Nord versehen, wovon der erste das Hauptthor war. Auf den beiden hintern und dickern Mauern sitzen zwei gleich runde Thüren, die Mastkörben ähnlich in die Luft ragen. Bei genauer Ansicht scheint beinahe das Ganze, dieser Thürme, oder besser, dieser Warten wegen — denn dies war wohl ihre Hauptbestimmung — erbaut zu seyn. Der übrige Umfang ist äußerst beschränkt; der innere Hofraum, worin, den Fensteröffnungen in der Mauer zufolge, noch Gemächer waren, ist kaum 12 Schritte tief. Von Burgverließ, Brunnen, Jahrzahl, Wappen u. dergl. sieht man keine Spur; ein Schutthaufen bedeckt den Boden. Wenn dem alten Schiffer Thomas zu Neckarsteinach zu glauben ist, so ist in diesem Neste der Lindenschmidt gefangen worden. Einer andern Sage nach führt ein unterirdischer Gang unter dem Neckar hinweg nach der gegenüber liegenden Burg Dilsberg, wozu in dem dortigen, bis auf die Neckarfläche gehenden, Ziehbrunnen noch der Eingang mit einer Thür verschlossen zu finden seyn soll. Auf Schadeck ist nichts davon zu sehen. Eine dritte Kunde sagt, von dieser Burg aus sey vormals der Neckarpaß durch eine nach Dilsberg hinüber hängende Kette geschlossen gewesen. Auf der Rückfahrt nach Heidelberg sahen wir in die hellen Neckarwellen, und glaubten noch Ringe davon zu erspähen. Aale sind's, sagte der ungläubige Schiffer, was wir dafür hielten, und pries uns den Fischreichthum dieser Wassergegend; wie im Winter selbst die Rheinsalmen bis in die Mühlbäche von Neckarsteinach und Hirschhorn heraufstei-

gen, und oft hoch über die Mühlwehre hinüberspringen um ihren Laich an sichern Orte anzulegen; und wie die Maifische in großer Anzahl jede Nacht im Mai bei Neckarsteinach gefangen würden. Dabei zeigte er auf einen lauernden Schützen am Ufer hin, und schilderte uns die hiesige Liebhaberei der Fischjagd, erzählte auch vieles von der alten trefflichen Steinacher Schützengesellschaft.

Aber jetzt noch einen Blick von Schadeck herab. Diese Burg beherrscht die untere Hälfte des Winkels, welchen der Dilsberg dem Neckar vorbildet, die drei andern Burgen und das Städtchen Neckarsteinach. Dilsberg liegt in ruhiger Höhe ihr gegenüber. Rückwärts ins Schönauer Thal steht der hohe Bergrücken dem Auge noch im Wege. Nun zu ihrer Geschichte.

Die Gegend von Steinach, schon frühzeitig ein Eigenthum der Wormser Kirche durch Dagoberts Schenkung, ward bald durch Lehnsverleihung den Grafen und Herren im Craichgau, und namentlich den Grafen von Laufen und den Dynasten von Dürn, zu Theil; aber auch diese verschenkten oder verkauften es wieder an andere Geschlechter und Herren, gaben auch Manches zu Lehn, was früher ihnen zum Schutze des Hochstifts anvertraut worden war. Die Länge der Zeit, rohe Begriffe von Recht und Eigenthum, Faustrecht statt Brief und Siegel, Unvermögen und Schwäche der Wormser Bischöfe in mittlern Zeiten, verschafften den Grafen und Rittern den ungestörten, erblichen, freien Besitz mitten im uralten Eigenthume der Wormser Kirche, die noch obendrein froh seyn

mußte, wenn es dem einen oder andern freien Manne gefiel, seine Burg und Güter dem Hochstifte als Lehn von neuem aufzutragen.

So findet man in der Mitte des 12ten Jahrhunderts eine Ritterfamilie, die sich von Steinach nannte. Vermuthlich waren diese Steinachs Anfangs nur Vasallen und Burgmänner des bischöflichen Schlosses zu Steinach, so wie der Grafen von Laufen, aber bald auch mächtige Besitzer von eigenen Burgen, Allodien und beträchtlichen Lehngütern. Schadeck scheint ihr erster und ältester Burgsitz, frei von allen lehnsverbindlichen Rechten gewesen zu seyn, und Bligger hieß der erste bekannte Bewohner davon. Schon damals war Steinach, jetzt Neckarsteinach, ein beträchtlicher Ort, mit Pfarrkirche und Wasserzoll versehen — bekannte Vorzüge damaliger Zeit. Schnell breitete die Familie von Steinach sich aus, und theilte sich in mehrere Linien, wovon eine das Schloß Harphenburg erbaute, auch Titel und Wappen davon führte. Zwar ging diese Linie zu Ende des 13ten Jahrhunderts schon aus; aber sie vererbte Güter und Wappen auf die ältere Linie von Steinach, welche von nun an die Harfe zum erblichen Wappen behielt. Jedoch nicht also den Wohnsitz; denn dieser war von nun an zu Steinach am Neckar, wo in der Mitte des Orts eine Burg sie erbauete (die Mittelburg in der Folge genannt), welche beim Abgang der ältern Linie (im 14ten Jahrhunderte) den Schenken von Erbach und Edeln von Helmstädt durch Erbtöchter zu gleichen Theilen zufiel.

Aber damals schon und früher (im 13ten Jahrhunderte) hauste in Steinach eine zweite Ritterfamilie, die sich nach diesem Orte benannte — ein wahrscheinlicher Zweig der ältern Familie von Steinach, durch Sohn oder Erbtochter geformt. Bligger oder Pleikard ist das erste bekannte Stammglied derselben, Landschade von Steinach sein Beiname, und seine aus Urkunden bewährte Lebenszeit zwischen 1286 und 1300.

Landschade von Steinach, sein Name, welche fürchterliche Schändung ritterlicher Ehre! *) Es wohnt dort in jenem Neste zu Steinach — so ging die Kunde der Zeit — ein Ritter, wild wie die Gegend, die er bewohnt, mit einem Herzen von Stein, wie der Felsen, worauf er genistet, zum Schaden des Landes geboren, lebend und nährend sich vom Raube und Blute und Mord. — Es ist der Landschade! wiederholte das Echo der nahen und fernen Gebirge. Bligger, der Landschade, ist der Schrecken der ganzen Gegend; Bligger stört Frieden und Recht; Bligger wirft wehrlose Reisende nieder, plündert, mißhandelt dieselben; unwürdig ist er des Namens und der Würde eines Ritters. — So geht die Klage zum Kaiser. Dieser fordert den Landfriedensbrecher vors Gericht der

*) Eine in Rudolphs von Habsburg aufgerichtetem Landfrieden begriffene Verordnung war, daß niemand eine Burg haben solle, es geschehe denn ohne des Landes Schaden. In der Burg zu Steinach geschah gerade das Gegentheil, daher solche der Landschaden Burg, und ihre Bewohner die Landschaden genannt wurden.

Nation. Doch, Bligger kommt nicht, bleibt ruhig und ungestört in seinem Felsenneste sitzen. Acht und Oberacht verfolgen nunmehr den Ungehorsamen auf allen Wegen. Vogelfrei erklärt, konnte er aus seiner Burg sich nicht mehr wagen. Dies aber war keineswegs nach Bliggers Geschmack. Unruhe war sein Leben, Ruhe sein Tod. Er starb in diesem Zustande im Jahre 1300. Begraben ward er in unheilige Erde, für den Geächteten die sichere und letzte Strafe; doch für die geächteten Kinder die letzte noch nicht. Auch diese drückte noch die Strafe der Acht; schmerzlich und schrecklich für unschuldige Waisen! Um die Sünden seines Vaters zu lösen, auszusöhnen, sich und seine Familie mit Kaiser und Reich den Ablaß zu holen für seinen Vater und sich, ergreift Ulrich I. Landschad von Steinach, Bliggers ältester Sohn, das Kreutz, welches Papst Clemens VI. im Jahre 1344 denen austheilte, welche gegen die Sarazenen auszuziehen Muth und Bereitwilligkeit zeigten. Es ist schon aus den ältern Kreutzzügen bekannt, welche weit ausgedehnte Ablässe denen versprochen wurden, die mit dem Kreutze sich bezeichneten. Verzeihung und Nachlaß für geistliche und weltliche Strafen, für kleine und große Verbrechen, ward jenen gewiß, die zum Feldzuge der Kreutzfahrer sich gesellten. Was konnte für Ulrich erwünschter wohl seyn? Eilfertig rüstet er sich zum Zuge, wirbt der reisigen Knechte und Reiter gar viel, die zum Anführer ihn wählten. Mit dieser Rotte handfester Deutschen, und selbst mit außerordentlichem Muthe und Eifer beseelt, entwarf Ulrich stets glückliche Plane, und führte

schnell und glücklich sie aus. Bei der Belagerung und Eroberung von Smyrna that er mit seinen Spießgesellen Wunder der Tapferkeit; aber noch mehr im Feldzuge (1345), wo er so glücklich war, einen dreimal stärkern Haufen der Sarazenen durch List in die Eng' zu treiben und gänzlich zu schlagen. Keiner dieser Ungläubigen entging dem starken Arme und dem scharfschneidenden Schwerdte Ulrichs und seiner muthigen Streiter. Alle ergriffene Feinde wurden niedergesäbelt, und der Kopf ihres Anführers — einen König nennt ihn die Kunde des Tages — als Zeichen des tapfer errungenen Sieges ins Lager gebracht. Hoch ertönte hier das Lob des tapfern Ulrich; weit ausgebreitet wurde sein Ruhm; hingetragen bis zu den Ohren des Kaisers, der hoch entzückt über so vorzügliche ritterliche That Ulrichs des Landschaden, ihn nicht allein gänzlicher Verzeihung alles Geschehenen und seiner besondern Gnade und Achtung versichert, sondern ihm auch noch seine ritterliche Würde feierlich bestätigt, und ihm den Kopf des Sultans oder Sarazenischen Feldherrn als Helmzierde im Wappen zu führen gnädigst gestattet.

Ulrich kam froh und beglückt auf seine Güter zurück, und lebte von dieser Zeit an mit Weib und Kind in stiller Eingezogenheit theils auf seiner Burg zu Steinach, theils auch zu Lindenfels, wo er ein Burglehn besaß, und sich auch davon benannte. Den Namen Landschaden legte er jedoch keineswegs ab, denn er war und blieb ihm und seiner Familie ein zwar trauriges, aber bestimmtes Andenken an all das ausgestandene Elend und Ungemach, aber auch

zugleich eine Erinnerung, daß eben dadurch die Gelegenheit zu jenem herrlichen Siege und dem Ruhme der Landschaden erzeugt wurde. Ulrich starb 1369, und seine Familie führte den von ihm angenommenen und siegreich erworbenen Wappenschild mit der Harfe und dem gekrönten langhaarigen Haupte des Sultans bis zu ihrem Aussterben fort.

Ulrich und sein Bruder Diether stifteten zwei Linien der Landschaden, welche beide in zahlreicher Nachkommenschaft fortblüheten; doch ging Ulrichs Stamm (ums Jahr 1462) zuerst aus. Jener von Diether begründete hielt sich länger, und zwar bis zum Jahre 1571, wo er mit Eberhard Landschade zu Grabe ging. Es hatte aber schon vorher Johann II. von Diethers Stamme eine neue Linie gestiftet, welche von dessen Söhnen in drei Zweige getheilt wurde, wovon der dritte im Jahre 1615, der erste 1645, und der mittlere zuletzt 1653 zu Ende ging, und den ganzen Landschadischen Mannsstamm beschloß.

Mächtig und angesehen und reich war stets diese Ritterfamilie, wie die Geschichte und mancherlei Urkunden uns lehren, wovon aber nur hier das Vorzügliche erzählt wird. Das Schloß Schadeck war anfangs, wie gesagt, ganz allodial und den Herren von Steinach — nach ihnen den Landschaden — eigen. Die Ritter Blicker und Diether Landschaden verkauften es, im Jahre 1335, für 400 Pfund Heller an die Stifter Mainz und Worms, und es machte solches der Bischof Salman von Worms, im Jahre 1350, dem Pfalzgrafen Ruprecht zum offenen Hause. Das Bis-

thum Worms überließ in der Folge, wie es scheint, seinen Antheil dem Hochstifte Mainz, und dieses verpfändete das ganze Schloß mit Vorbehalt der Oeffnung, an Conrad und Diether Landschaden von Steinach ums Jahr 1428. Abgelöst wurde die Pfandschaft nicht, als mainzisches Lehn mußten es, bis zu ihrem Erlöschen, die Landschaden anerkennen. Dann kam es, in der nämlichen Kategorie, an die Familie von Metternich. Aber auch dieser Stamm verdorrte in männlichen Zweigen; die Mitbelehnten von Kesselstadt mutheten das Lehn nicht ferner, und so fiel es dem Lehnsherrn anheim, wobei aber nicht viel mehr zu gewinnen war, indem das Meiste davon bereits — mit lehnsherrlicher Bewilligung, wie es scheint — verkauft war, und die Burg Schadeck selbst öde und verlassen da stand. — So endet die Geschichte Schadecks, und nun kommen wir von ihr über einen schmalen Fußweg zu der zweiten Burg, auf dem Riegelsberge gelegen, die

Hinterburg

genannt *). Diese hat schon eine freiere Aussicht sowohl in das Neckar-, als Steinacher oder Schönauer Thal, durch das der Bach, die Steinach genannt, in geschwätziger Eile dem Neckar zufällt. Diese mahlerische Burg trägt

*) Wahrscheinlich, weil sie die letztere von oben herab ist, wenn man das Schadeck nur als Vorwerk betrachtet, oder auch, weil, vom Eingange ins Schönauer Thal aus angesehen, sie am weitesten hinten gegen das Thal zu liegt.

sichtbare Spuren gewaltsamer Zerstörung und ein altes Datum derselben an sich. Schon hat sich die Natur durch eine üppige und recht phantastisch vertheilte Vegetation der zum Theil Felsengruppen ähnlich abgerundeteten Ruinen wieder bemächtigt. Alte Epheuranken haben häufig fest sich angesaugt in den Mauerritzen, und über dem schönen Thore kümmern einige Kiefern - und Birkenstämme, so wie auf dem festen viereckigen Thurme, welcher aus der Ruine herrschend aufsteht mit seinen wie Buckeln gehauenen Quadern, an welchen die Angriffe menschlicher Zerstörung und der Zeit abprallen. Der enge innere Raum bei der ansehnlichen äußern Ausdehnung und die starke Befestigung von außen, deuten wieder auf die Hauptabsicht bei der Erbauung, Sicherheit und ausdauernden Widerstand. Ein tiefer Graben auf der Hinterseite in Felsen gehauen, eine Zugbrücke von der Neckarseite, doppelte Ringmauern mit zweckmäßigen, vorspringenden Wartthürmchen aus den Ecken, ein jetzt verschütteter Brunnen im Innern, ein schönes Kellergewölbe, der starke Thurm in der Mitte, ein natürliches Felsenfundament, sicherten ihr auf lange ihre Unbezwinglichkeit gegen jeden Anfall in einer Zeit, wo Stärke des Geistes und Armes die berechnende Taktik und die feige Tücke des Schießpulvers noch ersetzten, und der Einzelne noch mehr galt, als jetzt, wo sich oft sein Werth nur auf die rühmliche Ausfüllung einer Lücke in der langen Fronte beschränkt. Der Thurm birgt gewiß auch sein Verließ unter sich. Alle weitere zerstörbare Zeichen, als Wappen, Schrift, Zahlen und

dergleichen Denkmähler, sind in der Verwüstung untergegangen.

Diese alte verwüstete Burg, sammt einem Theile des Amtes Steinach, war in frühern Zeiten schon Eigenthum der speierschen Kirche. Wie und wann diese dazu gelangt, ist unbekannt, und eben so auch die erste Erbauung der Burg. Im Jahre 1341 findet man sie zuerst, oder vielmehr das speiersche Amt Steinach, welches nemlich Bischof Gerhard von Speier damals für eine Schuld von 410 Pfund Heller an Hansen von Hirschhorn versetzte. Im Jahre 1344 war sie schon so baufällig, daß sie neu gebaut werden mußte, aber dazu fehlte dem Bischofe das Geld. Dieses fand sich bei dem Probste Peter zu Wimpfen; dieser sollte die Burg wieder neu und dauerhaft herstellen, wofür der Bischof sie ihm in Amtsweise überließ, bis zur Wiederbezahlung der Schuld. Nach dem Tode des Probstes überließ sie auf die nämliche Art der Bischof Adolph von Speier im Jahre 1375, für geliehene 700 Gulden, an Conze Münch von Rosenberg. Bischof Niklas von Speier erneuerte im Jahre 1390 diese Pfandverschreibung, behielt sich aber die Burg offen. In der Folge (1426) überließ Bischof Raban von Speier sie sammt Zugehör an den Ritter Wyprecht von Helmstädt pfandweise. Gleich darauf findet man auch die Landschaden und die von Angeloch im pfandlichen Mitbesitze von der Hinterburg. Alle zusammen errichteten im Jahre 1427 einen Burgfrieden. Durch eine Erbtochter von Helmstädt kam die Hinterburg, oder wenigstens ein Theil davon, an Philipp von Handschuhsheim,

welcher vieles an derselben neu erbauete. Endlich aber (1541 und 1548) kam die Burg, als speiersches Erblehn, völlig an die Landschaden von Steinach, und von diesen im Jahre 1653 an die Familie von Metternich. Hundert Jahre nachher zog der Bischof von Speier das eröffnete Lehn an sich, und behielt es bis zur Theilung der speierschen Lande, im Jahre 1803.

Von der Hinterburg kommen wir über den breiter werdenden Rücken des Hügels, oder auf dem hinter den Burgen vorbeiziehenden Waldwege weiter herab zur

Mittelburg,

der geräumigsten, gemächlichsten und bewohnbarsten. Schon ihr Aeußeres kündigt eine neue Erbauung an, bei bequemer Lebensart in friedlicher Zeit, und mit Rücksicht auf Landbau und Viehzucht entstanden. Ihre natürliche Lage, wie die Bauart, befestigten sie immer noch hinlänglich. Sie hatte ihre Zugbrücke mit einem Thore (1664 erbauet), wodurch sie mit einem Garten, und durch diesen mit der Vorderburg zusammenhängt. Von außen fällt auf der Hinterseite ein großes solid gebauetes Kamin auf. Vielleicht wurde auch hier, wie in so vielen Ritterburgen der Gegend, im 16ten und 17ten Jahrhunderte Alchemie getrieben. Ueber den Eingang zum geräumigen Hofe, den ein Wohngebäude und Ställe umschließen, stehen die drei Metternichschen Muscheln, wie an der noch außerhalb liegenden großen Scheune. Im Hofe springt ein Wasserstrahl gegen 8 Fuß hoch, ehemals mußte er das schöne

Becken (1657 darüber) im Innern der Burg füllen. Die Leitung dieses Wassers vom jenseitigen Berge, zum Theil außer der Erde unten durchs Thal, zeigt auch Rücksicht auf friedlichern Besitz dieser Wohnung, und so muß diese Quelle zweimal dieselbe Höhe herabfallen, um in den Neckar zu kommen. Aus den wirthschaftlichen Umgebungen zieht einen der reitzende Vorplatz der innern Burg an. Auf einem von der Façade mit ihren schönen Bogengängen sich hinziehenden freien Raume genießt man, wie aus dem Mittelpunkte, die freieste Aussicht in das Neckarthal auf und ab, Dilsberg immer zunächst sich gegenüber. Doch mehr erweitert sich der Blick, wenn man über die breite Stiege und die schöne Wendeltreppe hinaufsteigt in die Säle mit altväterisch getäfelten Decken, und hier in ein Erkerfenster tritt. Es ist einer der genußreichsten Ausflüge von Heidelberg hierher, und manche lebensfrohe Gesellschaft belustigte sich schon hier, seitdem die Liberalität des Eigenthümers diese geräumigen Säle dem Vergnügen geöffnet und für Erquickung hier gesorgt hat. Zu den Zimmern des zweiten Stockes gehört auch das sogenannte Fürstengemach, weil Johann Hugo, Kurfürst von Trier und Bischof von Speier, im Jahre 1700, darin gewohnt hat. Ueber ihm, im dritten Stock, war vordem eine Kapelle, in welcher von 1657 bis 1662 katholischer Gottesdienst gehalten wurde, bis in der Pfarrkirche das Simultaneum eingeführt worden ist. Aus den beiden obern Stockwerken führen zwei gegen den Neckar hin offene Gänge, welche mit ihren auf Säulchen gestützten Bogenöffnungen der

Burg von der Ferne aus ein fremdartiges, wohlhabendes Ansehen geben, an etwas finstern, gewölbten Zimmern vorbei nach dem starken viereckigen Thurme. Durch die Sorgfalt des jetzigen Eigenthümers sind zwei hübsch gehauene Wappensteine aus dem Schutte ausgegraben und unter den Bogengängen aufgestellt worden, Wappen der Metterniche und ihrer Gattinnen, der Erbauer eines Theiles der Mittelburg, und Vollender derselben, so wie sie wirklich dem Auge sich darstellt. Aber früher, viel früher findet man schon der Mittelburg in den Familienurkunden von Steinach erwähnt. Sie war ein Eigenthum der alten Familie von Steinach, aber halb schon im 14ten Jahrhunderte dem Hochstifte Worms zu Lehn aufgetragen.

Bei dem Ausgange des ersten und ältesten Geschlechtes von Steinach fiel sie den Erbtöchtern zu gleichen Theilen zu. Durch Verheirathung derselben kam die wormsische Hälfte an die Ritter von Helmstädt, und der allodiale Theil an die Schenken von Erbach; aber Letztere verkauften schon im Jahre 1325 ihren Antheil dem Erzbischofe Matthias von Mainz. In der Folge (1383) erhielt Boppo von Helmstädt diesen mainzischen Theil der Mittelburg pfandweise, und kam dadurch in den Besitz der ganzen Mittelburg, indem er schon den allodialen Theil inne hatte, und sich nunmehr auch von Steinach nannte. Nach mancherlei Veräußerungen und Wechsel kam endlich die Mittelburg ganz an die Landschaden von Steinach (im 16ten Jahrhunderte), welche die mainzische Hälfte unter der Bedingung zu Lehn erhielten, um solche so-

wohl als den Wormser Theil neu zu erbauen, welches auch geschah.

Die Mittelburg wurde nun der Hauptsitz der Landschaden, welches auch dann den Verfall der übrigen drei Burgen allmählig beförderte. Eben so war selbige auch der Sitz der Metterniche, welche nach Aussterben des Landschadischen Mannsstammes (1653) die Mittelburg als mainzisches und wormsisches Lehn an sich zu bringen das Glück hatten. In der Folge bekamen auch die Freien von Kesselstadt Antheil und Erbrecht an der mainzischen Lehnshälfte der Mittelburg; allein, nach Aussterben des Metternich-Müllenarkischen Mannsstammes (1753) ergriffen die Hochstifter Worms und Speier den Besitz von Neckarsteinach und allen seinen Burgen, mit allem ihren Zubehör. Zwar suchten die Allodialerben die Trennung vom Lehn, nach erfolgtem Reichshofrathserkenntniß im Jahre 1756, bei den worms- und speierschen Lehnhöfen und dem Reichshofrathe zu bewirken, jedoch ohne Erfolg. Die Sache blieb wie sie war, und sie war noch so im Jahre 1803, wo der nunmehrige Großherzog von Hessen das Amt Neckersteinach ganz in dem Zustande, in welchem es Worms und Speier bis dahin besessen hatten, erhielt. Vor einigen Jahren übergab dieser die Mittelburg, welche zeither der Amtssitz gewesen, dem Metternichschen Allodialerben, Herrn Obersten von Dorth, sammt den dazu gehörigen beträchtlichen Gütern als Eigenthum. Dieser wohnt auf derselben, und trägt zur Erhaltung und Verschönerung derselben das Seinige redlich bei.

Von der Mittelburg führt ein breiter Weg durch den Brücken- und durch den Scheuer-Garten, zu der Vorderburg. In erstern kommt man über eine hohe Zugbrücke, unter welcher der letzte Metternich-Müllenark, durch einen Sturz vom Pferde, im Jahre 1753, sein Leben einbüßte. Am Ende des Brückengartens, gegen die Hinterburg zu, stand, vor nicht gar langer Zeit noch, eine Föhre, die schwerlich ihres Gleichen gehabt hat. Kaum vier Mann konnten ihren Stamm umfassen.

Einen guten Büchsenschuß von der Mittelburg gewahrt man das alte Gemäuer der auch auf dem Riegelsberge gelegenen

Vorderburg,

an welcher äußerlich und innerlich noch neue Spuren von ärmlicher Bewohnung sichtbar sind. Seit kurzer Zeit ist sie das Eigenthum des Physikus von Neckarsteinach, der schon durch den Ankauf einer sonst nutzlosen Trümmer das günstige Vorurtheil für sich erweckt, daß er bei seinen Abtragungen und Aufräumungen das schöne Bild nicht entstellen werde, welches fern und nahe diese vier Burgen dem Auge darbieten *).

Ueber dem Thore sieht man das Wappen des Erbauers, die Harfe, mit dem seiner Hausfrau gegenüber und der Jahrzahl 1568; die Harfe hat auch das zweite

*) Auf weise Verordnung der Landesregierung müssen nunmehr die vier Burgen zu Neckarsteinach, so viel möglich, in statu quo erhalten werden.

Thor, worüber man auf der innern Seite noch verblaßte Farbenreste von Wandmahlerei sieht. Zwei Seiten von dem ziemlich regelmäßigen Viereck des innern Hofes umzieht ein großer gewölbter Gang. Von den Gebäuden steht außer Fragmenten der Ringmauern noch der feste viereckige Thurm — ganz gleich mit jenem der übrigen drei Burgen — woran sich mit seinem morschen Dache ein ehemaliges Wohngebäude anlehnt. Darin sind noch deutliche Spuren des fürchterlichen Burgverließes, so wie von der Hauskapelle, doch ist Alles ziemlich unzugänglich. Die Aussicht geht hier über das Städtchen weg, besonders in den obern Winkel des Neckarthals und in das Schönauerthal.

Diese Burg, welche auch die Landschadenburg genannt wird, weil die Landschaden solche eher in Besitz hatten und bewohnten, als die Mittel- und Hinterburg, war im 14ten Jahrhunderte ebenfalls schon so alt und baufällig, daß Bischof Gerhard von Speier seinen Antheil daran Hans Triegel von Zelle in Amtsweise überließ, mit dem Bedinge, denselben neu zu erbauen. Von der Familie der Triegel kam sie im 15ten Jahrhunderte an die Landschaden von Steinach und die von Helmstädt und Angeloch, endlich aber ganz als Erblehn an die Landschaden (1474), welche auch schon 1427 den wormsschen Antheil als Lehn erhalten hatten. Diese erweiterten und erneuerten zwar die Burg, erbaueten sie aber nicht neu, wie man aus der Thorinschrift schließen könnte, sondern dies geschah schon vorher, wie gesagt, im 14ten Jahrhunderte.

Ein

Digitized by Google

Ein Burgweg führt zwischen Mauern, von diesem Schlosse aus, den Hügel herab an die Steinacher Kirche hin.

Wenn man die Landschaden oben auf ihren Vesten in Berührung mit der Welt hat kennen gelernt, so fühlt man sich angezogen, ihnen diesen Weg herab zu folgen, um sie im Geiste sich zu vergegenwärtigen, wenn sie vor den unsichtbaren Starken sich niederwarfen, und den eisernen Panzer weichern Gefühlen aufschlossen, oder ihre streit- und lebensmüden Leiber in die geweihte Erde versenken ließen. Was von der Kirche noch steht, ist aus dem 15ten Jahrhunderte und zum Theil noch jünger. Die rohe Sitte, Grabsteine bei Kirchenbau zu Treppen und anderer Bestimmung zu verwenden, wozu nicht selten die ältesten genommen wurden, verräth auch hier schon von außen eine oder mehrere ältere Umstaltungen. Doch sind elf zum Theil interessante Denkmähler der Art in der Kirche erhalten, worunter sich das älteste, oben rechts an der Wand, schon als solches charakterisirt durch die einfache Inschrift: 1369. in. die. Sancti. michael'. o'. ulricus. lantschad. miles. — eine alte ehrwürdige Rittergestalt mit vor sich gesenktem Schwerdt. Das sonst auf der Umschrift gewöhnliche: cujus anima requiescat in pace, versinnlichen zwei Engel, die ihm ein Kissen unter den Kopf halten, zur ewigen Ruhe. Unter seine Füße schmiegt sich das Bild der Treue, ein Hund; auf der rechten Seite die Harfe, auf der linken der gekrönte Heidenkopf. Aus der Vereinigung beider Stücke entstand, wie schon gesagt, das Landschadische Wappen,

worin das schöne Greisenhaupt mit seinem reichen Haarwuchs von Kopf und Bart, das Schild mit der Harfe umgiebt *). Dieser Ulrich, wovon die Grabschrift hier spricht, ist eben jener, von welchem schon oben ausführlich die Rede gewesen, der Kreutzfahrer nemlich und glückliche Sieger. Bei einer Kirchenreparatur, im Jahre 1777, gewahrte man noch, bei der rechten Seite des Hauptes dieses Epitaphiums, ein viereckiges Loch mit einem gläsernen Thürchen in der Mauer, woraus geschlossen wurde, daß vormals da ein ewiges Licht unterhalten worden sey.

Unter diesem, gegen die Thüre zu, steht ein Grabstein von gleicher Arbeit, mit einem Landschad und seiner Hausfrau, einer Sickingen, wie das Wappen es zeugt, zwischen welchen noch der alte Kopf in ungeschlachter Form angebracht ist. Wahrscheinlich ist dies der im Jahre 1377 verstorbene Hennel Landschade, Ulrichs Sohn oder Bruder **). Von den übrigen aus dem 16ten und 17ten Jahrhunderte, welche meistens große gereimte, sehr naive, altdeutsche Inschriften haben, zeichnet sich aus, das Epitaphium des Ritters Hans Landschaden von Steinach, und seiner zweiten Hausfrau Margarethe von Fleckenstein. Hans starb 1531. Er hatte, wie auf der breiten Stein-

*) Warum man kein früheres Epitaphium von den Landschaden hier findet? Sollte dies wohl Zufall seyn, oder hielt man die Vorfahren Ulrichs aus Ursachen, die angegeben sind, keines Denkmahls in der Kirche würdig?

**) Es ist keineswegs aus Urkunden zu beweisen, ob dieser Hennel Ulrichs Bruder oder Sohn gewesen? —

tafel bemerkt ist, unter Kaiser Matthias gegen die Türken gedient, desgleichen dem Kaiser Maximilian als pfälzischer Oberster in drei Schlachten in der baierschen Kriegsfehde, zog dann ins heilige Land, lag 20 Jahre am Podagra, 1522 nahm er die lutherische Religion an, und berief Jakob Otter als Prediger; er starb 66 Jahre alt auf dem vordern Schlosse. Seines Sohnes, auch Hans genannt, Epitaphium enthält ebenfalls in einer Menge deutscher Reime dessen kurze Lebensgeschichte; er starb 1571. Links von dem vorher bemerkten herab ist ein gemahltes Denkmahl auf Hans Friedrich Landschade, welcher von seinem Vater gen Strasburg zur Schule gethan wurde, und da bei einer Musterung, welcher er zusah, von eines Musquetiers Rohr von ungefähr jämmerlich erschossen wurde (1592), in seinem 19ten Jahre. Er knieet in friedlicher Tracht vor einem Kreutze, in der Ferne eine Stadt, soll wohl Strasburg seyn.

Unter der Orgel sind in einen Stein drei gegossene Messingplatten eingelassen, mit Grabschriften für Christoph Landschad, † 1587, und dessen beide Weiber. Auch der Rothgießer Hans Ep hat sich darauf verewigt. Eine ähnliche scharf und nett ausgefallene Gußarbeit ist auf der Orgel in zwei Messingplättchen zu sehen, mit den Landschadischen und Hirschhornschen Wappen. Die übrigen Grabsteine sind von keinem besondern Interesse. Das in Rücksicht auf Bildnerei schönste Denkmahl steht außer der Kirche neben dem Kreutze. Es stellt einen Ritter und seine Gemahlin vor; auf seiner Seite das Landschadische, auf

ihrer das Helmstädter Wappen. Die Figuren, wirkliche Muster der alten Bildnerei, gehören zu den schönsten, die man in dieser Art sehen kann; sie sind jedoch, so wie das gothische Schnitzwerk über ihnen, sehr verdorben durch Verwitterung und Muthwillen. Von der Umschrift sind noch die Namen: Bleickard Landschad, und auf der andern Seite: von Helmstädt, so wie die gewöhnlichen Prädikate, leserlich, weniger der Vorname der Frau und die Jahrzahlen. Bei der letztern steht wahrscheinlich 1496. Dieser Bleickard war der Vierte dieses Namens, und von 1473 bis 1479 kurpfälzischer Hofmeister. Im folgenden Jahre soll er gestorben seyn, was sich aber dadurch zu widerlegen scheint, weil man an dem Kirchthurme zu Neckarsteinach die Jahrzahl 1483 und die Worte: Blicker Hofmeister diesen Baw vollbracht — gewahrt. Auch findet man diese Jahrzahl noch an mehreren Orten der Kirche, und in den Fenstern, nebst den Wappen der Landschaden und von Helmstädt. Alles dieses lehrt uns zugleich, daß dieser Blicker und seine Gemahlin Mia von Helmstädt den Kirchthurm erbauet, und vieles in der Kirche erneuert und verschönert haben. Und doch — erhielt der Grabstein dieser braven Eheleute keinen Platz in der Kirche, sondern außer derselben. Ein kleines Dach schützte ihn vormals vor den Unbilden der Witterung.

Uebrigens giebt diese Kirche ein großes Beispiel der höchsten Toleranz. Nicht ohne Verwunderung sieht man Weihkessel und Prozessionsfahnen am Grabe jenes Landschaden hängen und stehen, der, wie die Inschrift rühmend

verkündet, zuerst in dieser Gegend dem Papste entsagte, und Luthers neue Lehre ergriff und einführte. Es war dieses, wie oben schon gesagt worden, Hans Landschad, der im Jahre 1531 gestorben ist. Es dürfte wohl nicht undienlich seyn, eine Probe von jener Inschrift hier beizufügen:

Mit ritterlicher Tapferkeit,
Dem Teufel und der Welt zu Leyd,
Als nehmlich im Achzehenden Jar
Des Luthers Lehr ward ofenbar,
Hat er in Anno Zwanzig Zwey,
Wieder der Welt und Papst Geschrey,
Der erst in dieser Landschad gleich,
Durch Gottes Geist und Eifer Reich
Samt seiner Gemahlin von Fleckenstein
Solch Lehr vor Christlich und vor Rein
Erkant, und alsobald mit Kraft
Alhier das Papstthum abgeschafft;
Jacob Ottern ein gelehrter Mann
Zum Prediger genommen an, u. s. w.

Gegenwärtig dient die Kirche zu den gottesdienstlichen Verrichtungen der beiden bemerkten christlichen Konfessionen.

So weit die alte und neue Geschichte von Steinach, und jetzt noch kürzlich etwas von dem alten Zubehör dieser Herrschaft.

Zuerst, nebst den genannten vier Burgen, das Städtchen Neckarsteinach, sammt Zoll und Ueberfahrt am Neckar. Sodann vier Dörfer der dasigen Gegend: Grein, Darsbach, Langenthal und Brombach. Auch ferner die Dörfer Reinhardshausen und Epfenbach, sammt der halben Cent

Birkenau im Odenwalde gelegen; nicht minder auch das voigteiliche Recht in der beträchtlichen Hammelbacher Cent, verbunden mit einem Lindenfelser Burglehn. Dies alles, nebst noch einer beträchtlichen Menge von Gütern, Höfen, Häusern, Zehnden, Rechten, Renten und Gefällen, an vielen Orten und Enden zerstreuet, besaßen die Landschaden von Steinach, nicht aber so ganz mehr die Landschadischen Agnaten von Metternich, und nach ihnen die Bischöfe von Speier und Worms. Was gegenwärtig der Großherzog von Darmstadt von dieser alten Herrschaft besitzt, besteht im vormaligen Amte Neckarsteinach, welches nun einen Theil des Amtes Hirschhorn ausmacht. Zu ersterm gehörten: das Städtchen Steinach mit 151 Häusern und 1122 Einwohnern, und die Dörfer: Grein, Langenthal, Darsberg und Neckarhausen, mit 555 Einwohnern.

Batt und Dahl.

* * *

Wir kennen drei neuere Abbildungen von Neckarsteinach und seinen vier Burgen. Die eine findet man in der Beschreibung von Heidelberg und seinen Umgebungen von A. Schreiber, Heidelberg 1811. 8., die andere im Rheinischen Taschenbuche für 1813. Darmstadt, 12., von Fohr und Haldenwang gearbeitet, die dritte hat der Freiherr von Bubo in Ladenburg sehr brav gezeichnet und radirt. Sie enthält zugleich eine Ansicht der Veste Dilsberg.

74.

Hohenrechberg
bei Gmünd.

Wie der Töne feurig Ringen,
Wie der Farben reges Spiel,
Ist Versinken und Erschwingen
Der Bewegung Wechselziel.

74.

Hohenrechberg.

In die Reihe merkwürdiger Ritterburgen Deutschlands gehört das Schloß Hohenrechberg, das Stammhaus der Grafen und Herren von Rechberg und rothen Löwen, im Königreiche Württemberg, eine Stunde von der Stadt Gmünd, und gleichweit von der weiland weltberühmten Kaiserburg Hohenstaufen entfernt.

Der Rechberg, von dem die Burg den Namen führt, kann zu den höchsten der Gegend gezählt werden. Er erhebt sich auf der Mitternachtseite gegen Gmünd herab sehr steil, aber man ersteigt ihn auf einem bequemen Pfade, der am sanftern Abhange sich herauf zieht. Seinen Gipfel krönt, auf einer angebauten Fläche, umgeben von den Wohnungen des Priesters und seiner Gehülfen, eine ansehnliche Kirche, in der schon seit Jahrhunderten fromme Wallfahrten, die jedoch in der neuesten Zeit immer sparsamer erscheinen, „das wunderthätige Bild der schönen Maria" verehren.

An ihrer Stelle stand einst die Zelle eines Einsiedlers mit einer hölzernen Kapelle. Wahrscheinlich im 11ten oder

12ten Jahrhunderte hatte er sich hier angesiedelt, und ein von Lindenholz schön geformtes Marienbild aufgestellt, zu dem die umliegenden Landleute schaarenweise wallfahrteten. Dieses Zuströmen des Volks bewog Ulrich II. von Rechberg im Jahre 1488, eine Kirche zu erbauen, für die er ein ewiges Licht und einen kleinen Fonds zur Belohnung der Messe lesenden Geistlichen stiftete. Die alte hölzerne Kapelle blieb neben dieser stehen, bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts Graf Franz Albrecht von Rechberg die an ihrer Stelle von seinem Vater aufgeführte größere Kirche vollendete, und die im Jahre 1488 erbauete zur Wohnung des Priesters umschaffen ließ.

Ein ungeheurer Umkreis eröffnet sich auf dieser Berghöhe dem Auge. Die ganze umliegende Gegend, von Segen umblüht, und von Dörfern, Weilern und Höfen gleichsam übersäet, bildet in bunter Mannigfaltigkeit von Bergen, Schlössern und Bächen ein eben so schönes als unermeßliches Gemälde. Die entferntesten Gegenstände sind, gegen Osten, das Schloß Ellwangen und der schöne Berg, dann der Rosenberg; gegen Norden, der Eintorn bei Hall; gegen Westen, Hohenheim und die Solitüde hinter Stuttgart; gegen Süden und Südost nähern sich die Albuchgebirge bis auf eine und zwei Stunden, aber eben diese beschränktere Aussicht thut dem ermüdeten Auge wohl, das auf dieser Seite an den schönen Konturen der nahe hinziehenden Gebirge ausruhen kann.

Der Kirche gegenüber, aber um vieles tiefer als sie, ragt ein vom Hauptberge abgesonderter Hügel empor, in

dessen Mitte sich ein Fels erhebt, auf dem die Burg Hohenrechberg thront, durch ihren alterthümlichen ernsten Charakter des Wanderers Blicke an sich ziehend. Auf einer großen steinernen Brücke, die über das, den Berg vom Felsenhügel trennende Thälchen führt, gelangt man in den von Oekonomiegebäuden umgebenen Vorhof des Schlosses. Eine Brücke von Holz, die über einen ungewöhnlich tiefen Graben geschlagen ist, der den Felsen vom ersten Vorhofe trennt und rings um ihn herumläuft, führt zum zweiten Thore, worunter das Burgverließ sich befand, und vordem wahrscheinlich einen hohen Thurm über sich hatte. Von da geht man zwischen dem Schloßgebäude und der innern Umfangsmauer auf das dritte Thor zu. Beim Eintritt in dasselbe sieht man sich in ein enges Dreieck, welches die zusammenlaufenden Gebäude bilden, eingeschlossen, aus dem man endlich durch ein viertes Thor zu dem innern Vorhofe auf mehrern Stufen gelangt. Hier bemerkt man nichts als eine tiefe in den Felsen gehauene Cisterne, die sich von dem Regenwasser füllt, das ihr in Rinnen von den Dächern zugeführt wird. Man kann sich nicht erinnern, daß es ihr, auch bei der größten Trockniß, an Wasser gefehlt habe. Das eigentliche Schloß hat die Form eines Hufeisens, das auf dem nördlichen Flügel durch ein zweites Gebäude fortgesetzt und geschlossen wird. Das Ganze zeugt von hohem Alterthum. Der erste Stock des Wohngebäudes ist von starken Sandsteinquadern aufgeführt, welche man am Berge findet, die zwei andern aber aus zusammengefügten Balken. Viele Stellen, wo

später angebaut oder ausgebessert wurde, sind nicht zu verkennen. Uebrigens ist das ganze Schloß ziemlich in baulichem Stande erhalten, neuer aber doch die innere Einrichtung, wenn gleich seit dem Jahre 1585, in welchem der Letzte von der Hohenrechbergschen Hauptlinie starb, die Burg, und vorzüglich das zweite Geschoß, wo sich auch die — ein hohes Alterthum noch zeigende, nun verlassene — Burgkapelle befindet, nur zur Wohnung der herrschaftlichen Beamten diente. Jetzt wohnt nur noch ein Jäger hier.

Ehemals kam man auf einer in einem hohen Thurme angelegten steinernen Wendeltreppe in den 2ten und 3ten Stock, der noch einige Zimmer für die Herrschaft und den großen alten Saal enthält. Graf Hans von Rechberg ließ in den Jahren 1651 bis 1676 diesen Thurm abbrechen, und die Stufen in das Schloß Illereichen führen, an ihrer Stelle zu Hohenrechberg aber nur eine gewöhnliche bedeckte Treppe setzen.

Nicht so gut erhalten sind die Mauern und Thürme, die das Schloß umgaben. Theils sind sie schon verfallen, theils werden sie es durch den Zahn der Zeit immer mehr. Die Thürme standen längs der äußersten Mauer, welche den tiefen Graben umgab, und waren wahrscheinlich bewohnt. Einer davon zeichnete sich durch seine Höhe und kolossalen Umfang besonders aus, war auch durch einen Gang mit dem Schlosse verbunden. Da er aber den Einsturz drohete, so mußte er vor einigen Jahren abgetragen werden. Die Burg hatte auch Vorwerke, von denen aber wenige Ruinen übrig sind. Manche Stellen des Berges

außerhalb der Mauern sind gewölbt und haben unterirdische Gänge. Die Landleute behaupten, daß, von der Burg aus, ein solcher Gang bis nach Hohenstaufen geführt habe. Solche Sagen hat man von vielen Burgen, doch immer ohne Beweis dafür. Hier ist dies wahrscheinlich blos von einem durch den Wald gehauenen Gange zu verstehen, womit der Erdrücken, welcher beide Burgen mit einander verbindet, ganz bewachsen war.

Sonst findet sich am Berge eine Menge Petrofakte, und die ganze Formation der Erderhöhungen, hier und weiter gegen das Gebirge hin, scheint fast zu beweisen, daß diese ganze Gegend einst aus dem Wasser hervorgestiegen sey.

Auf dem Schlosse stellt sich dem Auge die reitzendste Aussicht dar. Versetzt man sich zugleich im Geiste in das 11te und 12te Jahrhundert zurück, wo der nahe Hohenstaufen, der Sitz des großen schwäbischen Kaiserhauses, so reich an Kraft und Talent, der ganzen Gegend ungewöhnlichen Glanz verlieh, wo die Rechberge Ulrich und sein Sohn Hildebrand, als Marschälle des Herzogthums Schwaben, folglich als primi Ministeriales, Principes militiae equestris und judices castrenses auf ihrer väterlichen Burg wohnten, so dürften wenige deutsche Schlösser so viel Anziehendes in sich vereinigen, als Hohenrechberg.

Der Ursprung der Burg verliert sich im grauen Alterthume. — In der Mitte des siebenten Jahrhunderts — so erzählten die Alten *) — als schon die Sonne des Evan-

*) Lyrer und Felix Fabri.

geliums ihre Strahlen in die Wälder Allemanniens ergossen hatte, hausete ein mächtiger Dynast auf der Höhe der Teck, noch in des Heidenthums Gräuel und Finsterniß begraben, und mit Grausamkeit alle verfolgend, die von seinen Götzen sich zum Christenthume bekehrt hatten. Darüber entbrannte der Zorn des Herzogs Rumelius von Allemannien, einer der Generale oder Heerführer des Pipin von Herstall — und er beschloß, die heilige Sache des Kreutzes an den Heiden zu rächen. In großer Anzahl sammelten seine Getreuen auf seinen Ruf sich um ihn her, und an der Spitze eines gewaltigen Heeres lagerte er sich im Thale bei Hausen, am Fuße der Teck. Es rückten die Feinde einander entgegen, aber Gott segnete die Waffen der Christen, und am Abend des blutigen Tages lagen 13,000 erschlagene Heiden auf dem Schlachtfelde. Unter den Gefangenen befanden sich vier Brüder mit dem rothen Löwen, und diese schickte der Sieger in das Land zwischen der Rems und der Fils, um sich dort anzusiedeln. Nachdem sie die Taufe empfangen hatten, erbauten sie hier die Burg Rechberg, führten ein christliches Leben und wurden die Väter einer Familie, die mit großem Segen geblühet hat, bis auf den heutigen Tag. Dies meldet die Sage der Vorzeit, die, obgleich nicht urkundlich verbürgt, doch den alten Ruhm des Geschlechts beweist, von dem sie spricht. Manche Umstände scheinen ihr sogar einige Glaubwürdigkeit zu geben. Pipin von Herstall begünstigte bekanntlich die inländischen Missionarien sehr, und unterstützte sie selbst durch das Schwerdt. Oft empörten sich die noch heidnischen Schwaben gegen ihn.

Auch war es um diese Zeit, als Herzog Rumelius die fränkischen Truppen in dieser Gegend anführte. Ein Thal in der Nähe Hohenrechbergs hat noch jetzt den Namen Christenthal, und bis in die ältesten Zeiten zurück haben sich die Grafen von Rechberg stets vom rothen Löwen geschrieben.

Nach dieser Erzählung würde die Erbauung der Burg ungefähr in die Periode vom Jahre 650 bis 700 fallen; doch haben wir erst seit dem 12ten Jahrhunderte, wo man bekanntlich erst anfing, sich nach den Rittersitzen zu schreiben, gewisse Nachricht von dem Daseyn derselben. Ulrich von Rechberg kommt als Marschall der Herzoge von Schwaben zu Hohenstaufen, in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts häufig vor, und zwar in Urkunden, die in der Gegend ausgefertigt wurden. Ihm folgte sein Sohn, Marschall Hildebrand von Rechberg, der erst nach 1225 starb. Dieser hatte zwei Söhne, Konrad und Ulrich. Dem ersten wurde die Stammburg Rechberg, dem andern Rechbergshausen nebst den dazu gehörigen großen Besitzungen. Ulrichs Nachkommen starben im Anfange des 15ten Jahrhunderts aus. Konrads Nachkommen stifteten dagegen vier Linien, wovon noch jetzt, die jüngste derselben, zu Weißenstein blühet. Seit Ulrich, dem Marschall, ging die Burg von Hand zu Hand in der Familie. Jetzt ist ihr Besitzer Graf Alois von Rechberg und rothen Löwen. Sie muß daher schon im 12ten Jahrhunderte, ja schon lange vorher da gewesen seyn, weil sich sonst die Familie nicht hätte davon nennen können, die damals schon eine der ersten Familien der Gegend war.

In der ersten Zeit hieß die Burg blos Rechberg, und zum erstenmale schrieb sich Albrecht in einer Urkunde vom Jahre 1323 von Hohenrechberg. Der Name selbst könnte vielleicht von Reh herrühren, deren es in dem vormals mit Nadelholz bewachsenen Berge viele gab, und welche der schwäbische Landmann Rech nennt. In den Urkunden wird nach Verschiedenheit der Sprache des Schreibers bald Reh, bald Rech oder Roch, und Reichberg geschrieben. Die Familie führt auch auf dem Helme einen Rehbock, und im Schilde die alten zwei aufrechtstehenden und einander den Rücken kehrenden rothen Löwen.

Raub entehrte nie die Burg. Zwar hatte sie mit der benachbarten ehemaligen Reichsstadt Gmünd, obgleich diese mit ihren angesehensten adeligen Bürgern im Vasallenverhältniß zur Familie stand, manche Fehde zu bestehen, doch scheint sie bis zur Erfindung des Schießpulvers jedem Anfalle getrotzt zu haben. Im Jahre 1449 ward Hohenrechberg von den Rothweilern feindlich überzogen, mit Sturm zum erstenmale erobert, und die nur aus 19 Mann bestehende Besatzung getödtet. Mehr noch litt es im letzten Jahre des 30jährigen Krieges (1648), wo es von der französischen Besatzung zu Schorndorf durch List eingenommen und übel zugerichtet ward.

Jetzt sey es mir noch erlaubt, etwas von den Geistern zu erwähnen, die, wie in vielen alten Rittersitzen, auch auf Hohenrechberg spuken sollen. Der erste, in der Mundart des Landmanns, der Rechbergische Klopferle, soll sich bei dem Tode jedes Familiengliedes durch Klopfen hören

lassen,

lassen, und zwar von der Zeit an, wo keine Rettung mehr für den Kranken ist, bis zu der Todesstunde. Ein alter Aufsatz im Familienarchive giebt folgende Geschichte als Ursprung dieser Sage an. Ulrich II. von Rechberg pflegte, wenn er abwesend war, seiner Gemahlin, einer gebornen Anna von Benningen, durch einen abgerichteten Hund Briefe in einer ihm angehängten ledernen Tasche zu übersenden. Im Jahre 1496 war Ulrich auch von Hause entfernt, und hatte lange nicht geschrieben. Seine Gattin, Anna von Benningen, unruhig darüber, betete täglich in der Burgkapelle, wo sie einmal durch starkes Klopfen in ihrer Andacht gestört wurde. Ungehalten öffnete sie die Thüre, mit den Worten: „Ich wollte, daß du ewig klopftest," war aber sehr betroffen, den treuen Hund ohne Brieftasche zu erblicken, der ihr mit trauriger Gebehrde schmeichelte. Bald darauf erhielt sie die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls, und seit der Zeit soll es im Schlosse klopfen, so oft ein Rechberg stirbt. — Ohne die Wahrheit dieser Volkssage zu verbürgen, ist es wenigstens wahrscheinlich, daß Ulrich nicht zu Hohenrechberg endete; denn im Jahre 1496 den 10ten September lud seine Frau den Magistrat in Ulm zum Leichenbegängniß auf den 26sten desselben Monats nach Donzdorf ein. Schwerlich würde man den Leichnam 16 Tage zu Hohenrechberg haben liegen lassen, wenn er daselbst gestorben wäre. Es scheint also, daß ihn der Tod anderwärts übereilt habe, und sein Leichnam erst bis den 26sten herbeigeführt werden konnte. Der Hund mit der Brieftasche am Halsbande war vormals in einem

Zimmer des Rechbergischen Schlosses Weißenstein abgebildet zu sehen.

Der zweite, oder der sogenannte Staufergeist, ist ein Licht, das bei Sturm und Regen, und besonders zur Herbstzeit, oft in entgegengesetzter Richtung von Hohenstaufen bis nach Hohenrechberg wandelt. Nach dem Läuten der Betglocke sieht man ihn, wie die dortigen Landleute zu sagen pflegen, am Hohenstaufen liegen, und ein Feuer verbreiten, gleich einem angezündeten Backofen. Plötzlich erhebt sich der Geist, nimmt seinen Weg auf dem schmalen Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Hohenrechberg verbindet, bald langsam bald schnell über die Tannenbäume, geht links an der Burg vorbei, bis an eine Stelle unter der Kirche auf dem Berge. Von da kehrt er auf demselben Wege zurück, und bleibt nach der Meinung des Landmanns bis zur Morgenglocke am Hohenstaufen liegen, wo er sodann wieder verschwindet.

So leicht dieses Phänomen aus den Lokalverhältnissen zu erklären ist, so sieht es doch der große Haufe als eine übernatürliche, obschon unschädliche, Erscheinung an.

Uebrigens ist Hohenrechberg die Wiege einer der ältesten, edeln deutschen Familien, der Grafen und nachherigen Reichsfreiherren von Rechberg und rothen Löwen, deren altgräfliche Würde vor einigen Jahren in den beiden Staaten, Baiern und Württemberg, wieder erneuert wurde.

Schon zu der Zeit, als das mächtige Haus Hohenstaufen den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, erschienen die Rechberge unter den Dienstleuten dieses Hauses und in

der Kirche mit großen Würden geziert. Ulrich, der im Jahre 1202, und sein Sohn Hildebrand, der im Jahre 1225 starb, waren, wie schon vorher erwähnt ist, Marschälle der Herzoge von Schwaben. Des letztern Brüder, Ulrich und Siegfried, saßen auf den bischöflichen Stühlen von Speier und Augsburg. Herrlich wuchs die Familie an Gütern, Verbindungen und Ansehn heran, verbreitete sich in mehrere Zweige, und viele ihrer Glieder thaten sich durch Weisheit im Rath, und durch Kraft in der That hervor. Sie gab den geistlichen Sitzen Eichstädt, Ellwangen, Chur und Einsiedeln Bischöfe, Pröbste und Aebte, und mit den ersten Häusern von Schwaben, namentlich mit den Herzogen von Teck, den Pfalzgrafen von Tübingen, den Grafen von Hohenzollern, Werdenberg, Zimmern, Schwarzenberg, waren sie verschwägert. Die Herrschaften Heidenheim, Mindelheim, Kirchberg, Badenhausen, Illereichen, Sindelfingen, der größte Theil des Gmünder Gebiets und eine Menge Burgen und Dörfer am Kocher, der Rems und der Fils waren kürzere und längere Zeit in ihrem Besitze.

Hätten die Rechberge erhalten, was ihre Voreltern besaßen, so wäre ihr Gut im 18ten Jahrhunderte als ein ansehnliches deutsches Fürstenthum bestanden. Aber dieses höhere Emporsteigen war ihnen nicht vergönnt. Immer war in frühern Zeiten die Familie zu zahlreich, als daß die Vereinigung ihres Besitzthums unter Einem Haupte möglich gewesen wäre. Manches ging als Heirathsgut, Manches als Erbstück an fremde Namen; Manches ging durch

das Unrecht der Zeit, Einiges durch Unwirthlichkeit verloren. Doch blieb das Haus immer eins der begütertsten unter den reichsritterschaftlichen Geschlechtern, und schön und edel haben seine männlichen Glieder in unsern Tagen durch verdienstliche Geschäftsthätigkeit und tapfere Thaten den Ruhm der Väter erneuert *).

* * *

Der Herr Dekan des Landkapitels Geißlingen und Pfarrer zu Donzdorf im Württembergschen, J. A. Rink, hat den Stoff zu diesen Nachrichten geliefert, welche durch den Herzogl. Anhaltschen Legationsrath, Herrn Brenner in Regensburg, mitgetheilt wurden. Hinzugefügt habe ich noch einiges, das ich in einer neuen Bearbeitung eben dieser Nachrichten über Hohenrechberg von Herrn ꝛc. Rink fand, welche im schwäbischen Taschenbuche auf 1820, Stuttgart. 12. S. 139—158, steht.

F. G.

*) Eine Uebersicht der Geschichte der Herren und Grafen von Rechberg und rothen Löwen befindet sich in von Saida und Dinglers baierscher Vaterlandskunde, 1807. Th. 1. S. 193.

75.

Krainburg
an der Saale.

Nunc ſegetes ubi Troja fuit.

Virg.

75.

Krainburg.

Je seltener die Geschichte einer Burg im Zusammenhange ohne Lücken und Mängel erzählt werden kann, desto erfreulicher ist es, wenn man sich einmal in den Stand gesetzt sieht, diese Klage nicht führen zu dürfen, was bei der Krainburg der Fall ist. Ihre Geschichte läßt sich vom Anfange bis zum Schlusse in allen ihren Hauptmomenten genau verfolgen.

In der Mitte des eilften Jahrhunderts beherrschte Thüringen Graf Ludwig, mit dem Beinamen der Bärtige. Sein eifriges Bemühen, dies damals noch wenig bebaute Land zu kultiviren, wurde durch seine nachbarlichen Feinde, die Slaven und Sorben, sehr oft gestört. Immer mußte er gegen sie gerüstet seyn, sich oft mit ihnen herumschlagen, und nicht selten die meißnischen Landgrafen zu Hülfe rufen, wenn diese wilden Horden Thüringen in zu hellen Haufen bedrängten. Um sich nun gegen ihre Einbrüche zu sichern, erbaute er auf den Gränzen seines Landes Bergvesten, und

übergab sie seinen Vasallen zur Vertheidigung. Zu gleichem Zwecke ließ er im Jahre 1046 am Ufer der Saale, welche hier sein Land von dem seiner Feinde schied, auf einem Hügel eine Burg erbauen, die er einem seiner Dienstmannen, Hans Otto von Krain, erb- und eigenthümlich, auf männliche und weibliche Nachkommen forterbend, schenkte. Dazu legte er ringsum eine bedeutende Anzahl Aecker und Waldungen, wodurch ein kleines Gebiet entstand, das dem neuen Vasallen die gehörige Subsistenz verschaffte. Außer der Erlaubniß, die Burg nach seinem Namen zu nennen, legte er ihm noch die Verbindlichkeit auf, stets vierzig streitbare Männer auf eigene Kosten zur Abwehrung des Feindes in der Burg zu unterhalten, und ihm jederzeit damit zu Dienste zu stehen.

Hans Otto von Crain oder Krain war also der erste Besitzer der neuen Burg, der er den Namen Krainburg beilegte. Ihre ohnehin schon dauerhafte Befestigung vermehrte er noch, und ließ es auch nicht an äußerer Verzierung und bequemer Einrichtung fehlen. Vier starke Warten oder Thürme hatte sie, einen geräumigen Hof, tiefe Keller und einen Brunnen, der durch den Felsen hindurch bis auf den Spiegel der Saale ging, aus welcher durch einen Seitenkanal das Wasser derselben hingeleitet war. Auch traf er noch mit den Besitzern der nachbarlichen Dänehurg die Sicherheitsmaaßregel, sich durch wechselseitige Feuerzeichen von drohenden Gefahren zu benachrichtigen. Wenn sich z. B. der Feind des Nachts über die Unstrut

nähere, so solle vor der Warte gegen Morgen mittagswärts Feuer unterhalten werden, was von dorther von der Warte gegen Abend mittagswärts erwiedert werden mußte. Wenn aber vor beiden Warten, sowohl vor der gegen Morgen mittagswärts als vor der gegen Morgen mitternachtwärts Feuer lodere, so stände das Schloß in Gefahr, vom Feinde bestürmt zu werden, und müsse alsdann die halbe Besatzung einander zu Hülfe eilen. Trete diese Gefahr bei Tage ein, so würde statt des Feuers ein starker Rauch unterhalten werden. Diese Verabredung wurde sogar mit einem Handschlage und Eide beider Burgherren bekräftigt, und war in der Folge recht oft von großem Nutzen.

Nach Hans Otto's Tode erbte im Jahre 1059 sein Sohn Hermann die Krainburg. Er war ein Zeitgenosse Landgraf Ludwigs des Springers, der damals Thüringen beherrschte, und sich oft in dieser Gegend aufhielt, wo er die Freiburg und die Schönburg erbauen ließ.

Hermann suchte sich auf alle Art bei seinem Obern einzuschmeicheln, und das gelang ihm auch so gut, daß er allmählig Ludwigs vertrauter Liebling wurde. Ludwig besuchte ihn häufig, sie jagten viel zusammen, und Hermann zog daraus gar manchen Vortheil. Einst waren sie auch auf der Jagd. Hermann ritt ein schönes weißes Pferd, das er nicht lange erst erhalten hatte, und unterhielt den Fürsten viel von den vortrefflichen Eigenschaften des Thieres. Ludwigen hatte es gleich auf den ersten Blick gefallen, und

er fragte bald, ob er es ihm nicht verkaufen wolle? Hermann, schlau, wie es kaum ein Hofmann unserer Tage seyn kann, sprang schnell von dem schönen Rosse, mit den Worten: „Es ist hiermit Eurer Fürstlichen Gnaden geschenkt." „Nein, erwiederte Ludwig, das nicht, aber wir wollen tauschen!" Und somit stieg er ab, setzte sich auf den schönen Schimmel, der hernach den Namen weißer Schwan erhielt, und Hermann erhielt dafür das fürstlich und reich geschmückte Pferd Ludwigs mit Sattel und Zeug. Späterhin legte Ludwig an dem Orte, wo dieser Tausch geschehen war, ein Dorf an, und nannte es zum Andenken an die Scene Tauschwitz. Es ist zwar in spätern Zeiten wieder eingegangen, aber die Gemarkung führt den Namen noch jetzt.

Bei der Liebesgeschichte Ludwigs und der Pfalzgräfin Adelheid, die schon bei Giebichenstein erzählt ist *), war Hermann ein sehr thätiger Theilnehmer, ja, man sagt, einer der Mörder des Pfalzgrafen Friedrich.

Hermann starb im Jahre 1062. Er hinterließ keinen Sohn, nur zwei Töchter. Die jüngste ward Nonne, daher die Krainburg und Zubehör auf die älteste vererbte, welche Ludolph von Güldenburg zum Manne hatte. Dieser Ludolph war ein Emporkömmling durch seine Faust. Tolldreist wagte er Alles, denn er hatte nichts zu verlieren, da

*) Bd. 1. S. 143.

er nichts besaß. Vom Landgrafen Ludwig war er ebenfalls wohl gelitten, und dieser hatte auch seine Heirath gestiftet. Auch er spielte in Ludwigs Liebesroman eine bedeutende Rolle. Er war mit unter denen, welche am Ufer der Saale Ludwigen empfingen, als er den großen Sprung vollendet hatte, und er begleitete ihn auch in Pilgrimskleidung nach Rom, wo Ludwig für baares Geld sich Vergebung seiner Sünden erhandelte.

Ludolph von Güldenburg — in manchen Urkunden findet man ihn auch Gvillenburg geschrieben — starb im Jahre 1108. Sein ältester Sohn Ludwig war Nachfolger im Besitz seiner Güter, welche dieser durch die nahgelegene Rudolphsburg mit Zubehör vermehrte, indem er die einzige Tochter Otto's von der Rudolphsburg ehelichte. Damals war es, wo der thüringische Adel die Unterthanen sehr mißhandelte. Die erste Veranlassung dazu gab die allgemeine drückende Theurung, wo sich viele Arme, um nur das liebe Brod zu haben, als Leibeigene an die Edeln hingaben, und gewissermaaßen verkauften. Dies erzeugte eine Geringschätzung gegen diese Unglücklichen, welche von einer unmenschlichen Behandlung begleitet war, die sich zuletzt auf den ganzen Bauerstand ausdehnte, so daß man, wie sich das alte Manuscript, dem ich hier nacherzähle, ausdrückt, „einen Hund höher als einen Bauer achtete." Wer noch Pferde, Kühe oder Ochsen hatte, mußte täglich des Vormittags die Edelgüter damit bearbeiten, oder Fuhren verrichten. Die kein Vieh hatten, mußten sich zu

sechsen vor einen Pflug spannen lassen und ackern. Ein siebenter leitete ihn, und der Edelherr ritt entweder selbst mit der Peitsche nebenher, oder sein Büttel that es, und hieb zu, wenn das Gespann nicht fleißig genug anzog. In den kleinern Städten wurden die Bürger und Handwerker eben so behandelt. Empörende Beispiele von grausamer Härte kamen da zum Vorschein, von denen noch einige bekannt sind. So hatte unter andern einmal ein Heinrich von Heerd zu Priestedt eine hochschwangere Bäuerin, der kurz zuvor ihr Mann gestorben war, mit vor den Pflug spannen lassen, und sie dabei so barbarisch behandelt, daß sie auf dem Acker niederfiel, zu zeitig gebar und auf der Stelle nebst dem Kinde starb. Freilich hätte der damalige Regent Thüringens, Ludwig II., dem die Geschichte den Beinamen des Eisernen giebt, diesem Unwesen steuern sollen; aber dieser junge unerfahrne Mensch lebte nur sich und seinem Vergnügen, jagte in den Wäldern, tummelte seine Rosse, und hörte nichts von den Klagen der Unterthanen, weil „die von Adel schneller wie die Adler um ihn herum waren, und alles abtrieben." Nur ein zufälliges Ungefähr öffnete ihm endlich die Augen. Als er sich einst im Herbste 1122 in Freiburg mit seinem Hofstaate aufhielt, verirrte er sich auf der Jagd, kam von seinem Gefolge ab, und die einbrechende Nacht nöthigte ihn, in der Hütte eines Ruhlaer Waldschmidts seine Zuflucht zu nehmen. Der Schmidt, der ihn entweder nicht kannte oder nicht kennen wollte, erkundigte sich, ehe er ihm die Thür öffnete, wer er sey? Ludwig nannte sich einen Jäger des

Landgrafen, der sich verirrt habe. Da brach der Schmidt in derbe Schimpfreden gegen den Landgrafen aus, ließ Ludwigen zwar ein, wies ihm aber nur einen schlechten Ruheplatz an. Er arbeitete die ganze Nacht hindurch, und so oft er auf den Amboß schlug, rief er dabei aus: „Landgraf werde hart! Landgraf werde hart!" Die Unterredung, die er mit sich selbst hielt, schilderte dem scheinbar schlafenden Ludwig die traurigen Folgen seiner sorglosen Regierung so lebhaft, und die beißenden Spöttereien drangen ihm so ans Herz, daß er von der wärmsten Begierde, diesem Unheile abzuhelfen, beseelt wurde. Und kaum war er nach Freiburg zurückgekommen, so stellte er über die Wahrheit des Gehörten Untersuchungen an, und fand da freilich Alles bestätigt. Muthig machte er nun den Anfang zur Tilgung dieser Mißbräuche, und strafte ohne Rücksicht. Die übermüthigen Edelleute, von aller Subordination entwöhnt, fanden dies anfänglich höchst sonderbar, und da Ludwig in seinem Benehmen fortfuhr und Ernst zeigte, so widersetzten sie sich. Es kam zu einer förmlichen Fehde, in der jedoch Ludwig die Oberhand behielt und die vornehmsten Aufrührer fing. Ihre Bestrafung war ihren Thaten angemessen. Er ließ sechs und sechs vor einen Pflug spannen, einer seiner Diener mußte ihn leiten, und er ritt mit einer Jagdhetze selbst nebenher, peitschte auf sie ein, wenn sie lässig wurden, und rief dabei immer wie der Ruhlaer Schmidt: „Landgraf werde hart! Landgraf werde hart!" Diese Operation dauerte drei Tage lang, in welcher Zeit die Herren 1½ Morgen

umgeackert hätten. In der Gegend von Freiburg geschah dies. Nachher würde der Acker mit einer Mauer umgeben, zu einer Freistätte gemacht, und ist noch bis heute unter dem Namen des Edelackers bekannt. Außer dieser schimpflichen und körperlichen Züchtigung mußte auch noch jeder 56 Mark Silber an die landgräfliche Rentei erlegen. Der vorhin erwähnte Heinrich von Heerd wurde wegen seiner Schandthaten auf die Wartburg gesetzt, enthauptet, und Andere, die es nicht ganz so arg gemacht hatten, mußten 30 Mark Silber erlegen. Daß der thüringische Adel über eine solche beispiellose Behandlung höchst erbittert war und ins Geheim auf Rache sann, läßt sich denken. Ludwig mochte dies wohl auch fürchten, und ging daher immer im Panzer, weshalb er den Namen des Eisernen erhalten haben soll.

Unter den minder Bestraften war auch unser Ludwig von Güldenburg. Er war sehr geneigt dazu, gleich seinen Kollegen die Menschen wie das Vieh zu behandeln, aber sein Weib Hildegard hielt ihn davon zurück. Im Jahre 1164 starb er. Von seinen zwei Söhnen bekam der ältere die Krainburg, der andere die Rudolphsburg. Die nun folgenden Besitzer der Krainburg wurden, wie so viele andere Burgherren Thüringens, seit der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, Straßenräuber. Die Fehden der Sophie von Burgund und des Markgrafen Heinrich von Meißen über den Besitz Thüringens, gaben ihnen die beste Gelegenheit dazu, und die von Letztern bei Kösen neu er-

baute Brücke über die Saale, die alle Reisende passiren mußten, führte ihnen die Beute von selbst zu. In dem Kriege Alberts des Unartigen mit seinen Söhnen trieben sie es am ärgsten.

Siegmund Otto von Güldenburg, der ums Jahr 1284 die Krainburg besaß, war einer der schlimmsten. Die Einwohner seines Dorfs Tauschwitz, mußten ihm alle behülflich seyn. Wenn es in der Nähe Beute zu machen gab, so fielen diese auf den ersten Wink heraus, und schleppten ihm den Raub zu. Doch, das ging nicht allein hier, das ging überall so, bis endlich Kaiser Rudolph von Habsburg im Jahre 1290 diesem Unwesen zum Theil und wenigstens fürs erste ein Ende machte. In Thüringen allein ließ er gegen sechzig Burgen belagern und zerstören, worunter auch unsere Krainburg war. Siegmund Otto, der den wiederholten Aufforderungen Rudolphs an alle Vasallen und Edle Thüringens, sich in Erfurt zu stellen, nicht traute, dem das böse Gewissen nichts Gutes da prophezeite, floh mit Weib und Kind ins Mecklenburgsche. Die Tauschwitzer Bauern besetzten darauf die Burg, konnten sie aber gegen die kaiserlichen Völker nicht vertheidigen. Am 2ten Mai 1291 wurde sie erobert, und was sich da nicht gutwillig ergab, mußte über die Klinge springen, oder wurde aufgeknüpft. Krainburg ging in Flammen auf, und eben so Tauschwitz. Nie sind beide wieder erbauet worden, und die Güldenburgsche Familie kehrte auch nie wieder zurück. Ihre Besitzungen kamen nachher in

andere Hände, und sind jetzt zum Theil ein Eigenthum der Schule Pforta.

So endete die Krainburg nach einer kaum drittehalbshundertjährigen Dauer. Keine Spur ist davon übrig, aber wo sie stand, das weiß man noch genau.

* * *

Einem alten Manuscripte habe ich diese Geschichte der Krainburg nacherzählt, das in den „Beiträgen zur sächsischen Geschichte, besonders des sächsischen Adels" im St. Altenburg 1791. 8. S. 61 abgedruckt ist.

76.

Schildberg
am Harz.

Alles wandelt die Zeit — die unerbittlichen Horen
Ziehn, ein vernichtender Strom, durch die erschütterte Welt.
Nur die höh're Gewalt des göttergleichen Gedankens
Herrscht ob Trümmern des All' einig und wandellos fort.

76.

Schildberg.

Die Burg Schildberg oder Haus-Schildberg liegt drei Viertelstunden von Seesen, dem Fahrwege nach Lautenthal zur Linken, dem Fußsteige dahin zur Rechten. Versteckt liegt sie zwischen höhern Harzbergen, auf einem von allen Seiten steilen, jedoch nicht hohen Berge, an dessen Fuße der Bach Schildau nach Seesen hin läuft.

In Chroniken findet man gar wenig von ihr. Die Tradition aber sagt, daß es ein Jagdschloß der Herzoge von Sachsen, und besonders Heinrichs des Finklers, der sich, wie bei der Staufenburg *) erzählt ist, in dieser Gegend viel aufhielt, gewesen sey. Nachher war Schildberg im Besitz des Stiftes Gandersheim, das es im Jahre 1148 an Graf Hermann von Homburg vertauschte. Späterhin soll es der Zufluchtsort der Herren von Clausberge, welche in dem Dorfe Engelade, eine halbe Stunde unter Seesen, ihren Wohnsitz hatten, und zuletzt ein Eigenthum der Herren von Steinberg gewesen seyn. Diese wohnten in Bornhausen, drei Viertelstunden von Seesen, gegen Norden. Als sie im Jahre 1622 ausstarben, fiel Schildberg als eröffnetes Lehn an das Stift Gandersheim zurück.

*) Im 4ten Bande, S. 1.

Daß Schildberg einmal ein Eigenthum der Tempelherren gewesen, wie einige Wenige meinen, wird zwar durch nichts bestätigt, ist aber doch nicht ganz unwahrscheinlich. Im nahen Flecken Gittelde hatten sie sich angesiedelt, das weiß man. Man weiß auch, daß nach der Aufhebung des Ordens (1311) ihre Besitzungen an verschiedene edle Familien kamen. Da kann nun Schildberg leicht dazu gehört haben, und nach 1311 können noch Tempelherren darauf gewesen seyn.

Von der Umfassungsmauer sieht man noch etwas. Auch eine Kelleröffnung und die Brunnenvertiefung sind noch da. In neuern Zeiten scheinen Schatzgräber auch hier, wie bei so mancher Ruine, ihr Wesen getrieben zu haben; verschiedene Spuren zeigen dies augenscheinlich.

* * *

Handschriftliche Nachrichten.

Ende des dritten Bandes.

Halle,
gedruckt in der Gebauerschen Buchdruckerei.

C. Kehrer del. J. J. Wagner sc.

Rodenstein im Odenwalde.

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands

von

Friedrich Gottschalck.

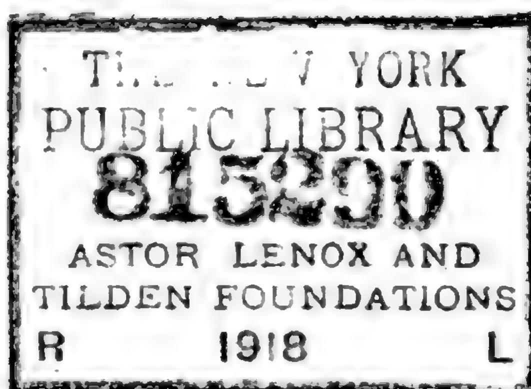
Falkenstein am Taunus.

Vierter Band.

Halle,

bei Hemmerde und Schwetschke. 1818.

Digitized by Google


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
815290
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1918 L

Die

Ritterburgen

und

Bergschlösser

Deutschlands

Vierter Band.

Inhalt
des vierten Bandes.

77.

Staufenburg
am Harze.

Es verscholl in den Hallen vorlängst der Waffen Klang,
Und des Fräuleins Saitenspiel, und des Sängers Lied;
Es versiegte des Pokals goldner Born; ach, des Muth's
Und der Freude Sitz altert unbeachtet hin.

Friedr. Leop. Gr. zu Stolberg.

77.

Staufenburg.

Da, wo des Harzes hohe Gebirgskette im Westen sich endigt, und von den letzten Zinnen seiner romantischen Höhen hinab freundliche Aussichten in fruchtbare Ebenen sich öffnen, — da liegt auf einem hohen Kalkberge die Staufenburg, da zerfällt das letzte Gemäuer der hochbetagten, der hochkaiserlichen Staufenburg, des Lieblingssitzes Heinrichs I, des Sitzes der Liebe Heinrichs des Braunschweigers.

Ihren Ursprung birgt das undurchschaubare Dunkel tiefer Vorzeit. Von einem Herzog von Sachsen scheint sie, zum Jagdschloß bestimmt, erbaut zu seyn und als solches ward sie vom Herzog Heinrich, dem nachherigen Kaiser Heinrich I, oft besucht und sehr geliebt. Diese Zuneigung entstand durch seinen entschiedenen Hang für Jagd überhaupt und besonders für den Vogelfang. Ihm überließ er sich mit aller Leidenschaft, und da die Geschichte gern die Beinamen vorleuchtender Männer aus ihren Haupteigen-

schaften oder Hauptleidenschaften nimmt, so gab sie Heinrichen den Namen „der Vogelsteller.“

Dasmal hätte sie aber wohl in andern Talenten Heinrichs die Bestimmung seines Zunamens finden können, denn Heinrich war ein tapferer Fürst seiner Zeit. Beweise dafür sind: seine Fehden mit dem Könige Konrad I, der ihm Thüringen nicht lassen, ihn überhaupt gern aus dem Wege schaffen wollte; seine Gelangung zur deutschen Königskrone, wozu ihn sogar dieser sein Feind Konrad, auf dem Sterbebette vorschlug und wozu er auch einstimmig gewählt ward, und endlich sein kluges Benehmen, durch welches er die Ungern, die damaligen Hauptfeinde und Verheerer Deutschlands überwand, und zugleich die Gründung vieler jetzt noch blühender Städte veranlaßte.

Es ist eine bekannte Sage, daß die Abgeordneten des deutschen Reichs, als sie Heinrichen die Nachricht von der ihm getroffenen Wahl zum deutschen König, überbrachten, den neuen Monarchen mit seiner Gattin in einer Laube sitzend angetroffen haben sollen, wie er eben mit dem Vogelfang beschäftigt war, und wie er ihnen sogar zuwinkte, noch zurück zu bleiben, bis er erst sein Netz mit einem ansehnlichen Fang zugezogen haben werde. Ist's eine bloße Sage oder wirkliche Thatsache, das mag dahin gestellt seyn. Unsere alten Chronisten nehmen das letztere an, stimmen aber über den Schauplatz dieser Scene, nur in so weit überein, daß er am oder auf dem Harze gewesen seyn müsse. Unter die Oerter, welche Ansprüche auf die Ehre

machen, diese denkwürdige Stelle in sich zu enthalten, oder doch in ihrer Nähe zu haben, gehört auch die Staufenburg, und wie es scheint, nicht ohne Grund. Mehrere Umstände beurkunden wenigstens, daß Heinrich in einer Gegend sehr gern und sehr oft müsse verweilt haben, die noch so manche Ueberreste seines Wirkens aufweisen kann. So z. B. tritt eine halbe Stunde nördlich von der Staufenburg, eine Holzecke in das Feld des Dorfes Münchehof, vordem Kemnade genannt, worin ein Winkel, der gegen zweihundert Schritte rechts von der Heerstraße liegt, die nach Gittelde führt, der Heinrichswinkel heißt. Auf dieser, zum Anfluge der Zugvögel über die Felder von Norden her, sehr schicklich gelegenen Stelle, behaupten die Anwohner, habe Heinrichs Vogelhütte gestanden und hier sey ihm jene wichtige Nachricht von seiner Königswahl überbracht worden. Ferner hatte Heinrich eine Burg bei dem nahen Orte Gittelde, wovon noch ein Stück Mauer, die Ecke derselben nach Nordost zu, übrig ist. Sie lag in der Ebene, muß nicht groß gewesen seyn, heißt aber noch jetzt „die Burg". Auf einer daran stoßenden Wiese sieht man in der Mitte eine Erhöhung, auf der vermuthlich ein runder dicker Thurm stand, von einem, jetzt meist verschütteten, Graben umgeben. Diese Wiese heißt gegenwärtig noch „der Kaisergarten" und die Sage will, daß Heinrich diese Anlage gemacht habe. Auch heißt ein Berg, nicht fern von Staufenburg, die „Heinrichshöhe". Das alte Hauptkirchenbuch des, drei Stunden von Staufenburg gelegenen, Dorfes Ahlshausen theilt auch eine Nach-

richt von Heinrichen mit, die seine Jagdlust in dieser Gegend bezeugt; da heißt es nemlich:

„Herzog Heinrich zu Sachsen hat von Jugend auf „Lust zur Jagd und Vogelfang gehabt, daher er auch in „Chronicken auceps und der Vogeler genannt wird und „seine Jagdhäuser auf der Staufenburg, Gittelde, Seesen, „Herzberg, Scharzfels, Schildberg, und an andern Orten „mehr an dem Harze gehabt. So hat er auch seinen fürst„lichen Vogelheerd auf einer Hohen Vogelsburg genannt, „gehabt, daher das Dorf Vogelbeck (1 Meile von Nord„heim nach Einbeck zu) den Namen bekommen hat. Hier „an diesen Oertern war der Herzog in seiner Jugend oft „und gern. Einstmal hatte er bei der Vogelsburg im „Walde, da, wo die jetzige Kirche zu Ahlshausen, eine „Bärenjagd gehalten, und war mit einem grimmigen Bä„ren in großer Lebensgefahr, und da nicht Einer seiner Zu„geordneten, Junker Heinemann von Gittelde genannt, „dazu gekommen wäre, so hätte der Herzog des Todes seyn „müssen, aber derselbe stand dem Herzog treulich bey, daß „der Bär gefangen wurde, und mit der Haut bezahlen „mußte, welches auch der löbl. Fürst in Gnaden angenom„men und mit schuldiger Dankbarkeit erkannt und obbe„meldeten Heinemann von Gittelde sein Gütlein daselbst „ziemlich verbessert und ihm nachher Zeit Lebens vorgezogen, „und in vielen Sachen, sonderlich in Scheidenzügen und „Schlachten gebrauchet. Damit er sich auch Gott seinem „allmächtigen Beschützer dankbarlich bezeigte, hat er an „dem Orte, da er mit dem Bären in Gefahr gewesen und

„ihn überwältiget, eine Kapelle bauen lassen, in welcher „er allemal, wenn er daselbst gejaget, ehe die Jagd anging, „sein Gebet verrichtet hat, und ist solches anno Christi „914 geschehen. Nachdem aber hochgedachter Herzog „Heinrich anno 920. zu einem römischen Kaiser erwählet „und mit vielen Reichs- und Landsgeschäften beladen wurde, „ist daselbst eine solche Wildbahn, wie zuvor, nicht mehr „gewesen, daher ein Siegfried Ahlshausen, welcher Her„zog Heinrichen, ehe er Kaiser ward, lange Zeit gedient, „von Gandersheim gebürtig, von dem Kaiser einen Platz „des Waldes, so jetzt die beiden Dörfer Siegfriedshausen „(modo Sievershausen) und Ahlshausen inne haben, zu „seinem Eigenthum bekommen hat und ausräumen und zu „Feldern mit Wiesen machen lassen und einen Wohnhof „daselbst, Siegfriedshausen genannt, erbauet hat. Nicht „weit von der gedachten Kapelle lies er mit des Herzogs „Consens eine Pfarrkirche erbauen, die begüthert wurde, „in welchen die Priester ihre Dienste von dem Altare auf „der Haut des grimmigen Bären verrichtet haben. Der zu „dieser Pfarre gehörige große Garten von 3 Morgen, „heißt noch jetzt der Burggarten und es hat darin die „alte Burg gestanden, die Siegfried mit Heinrichs Er„laubnis erbauet hat. Rudera sind davon gar nicht mehr „übrig."

Alle diese Angaben sprechen wenigstens dafür sehr laut, daß Heinrich in dieser Gegend, und zwar der Jagd wegen, oft gewesen seyn müsse. Nach dem Abgange der Kaiser aus dem sächsischen Hause, kam Staufenburg nebst

Zubehör an die benachbarten Grafen von Katelnburg, und mit dem Erlöschen dieses Geschlechts im Jahr 1112, an Herzog Heinrich von Braunschweig, den man den Löwen nennt. Als dieser kraftvolle Mann in die Acht erklärt wurde, sprach zwar der erzürnte Kaiser das Eigenthum der Staufenburg sammt ihrem bedeutenden Zubehör dem Erzstifte Magdeburg zu, dies kam aber nie zum Besitz derselben, und es blieb ein Eigenthum von Heinrichs Nachkommen. Ob es bis dahin eine Raubburg war, ist unbekannt. Seine nachherige Bestimmung scheint aber stets eine friedliche gewesen zu seyn. Wenn die Fürsten dieses Hauses im Harze der Jagd pflegen wollten, dann kamen sie hierher mit ihrem Gefolge, und Hunden-Gebell und Hörnerklang belebte dann die stille Burg. Auch war sie einigen der fürstlichen Wittwen als Leibgedinge angewiesen, und die Herzogin Elisabeth, Wilhelm des jüngern Gattin, wohnte im 14ten Jahrhundert hier. Von andern Ereignissen schweigt die Geschichte, und man darf daher wohl annehmen, daß ihre hohe, versteckte und feste Lage zu solchen unedlen Zwecken nicht gemißbraucht wurde, wie so manche andere Burg der Gegend. Aber eben diese einsame abgeschiedene Lage war es, welche in der Mitte des 16ten Jahrhunderts für sie ein Ereigniß herbei führte, das sie in der braunschweigischen Geschichte immer merkwürdig erhalten wird.

Am Hoflager des Herzogs Heinrich des jüngern zu Wolfenbüttel lebte als Gesellschafterin seiner Gattin, das Fräulein Eva von Trotta, des kurbrandenburgischen Mar-

schalls, Adam von Trotta, Schwester, ein schönes und liebenswürdiges Mädchen. Der Herzog, ein unruhiger, lebhafter Mann, dem das Einerlei nicht lange genügte, und der Sinn für alles Schöne hatte, fand sie bald liebenswerther als seine Gemahlin. Das Fräulein, — dem ich eben nicht Schuld geben mag, daß es im Geiste seiner Ur-Ahnen-Mutter handelte, weil es gleichen Namen mit ihr führte, — zeigte auch keine Abneigung vor dem erlauchten Liebhaber und so verstand man sich bald. Doch, da das Spiel nicht versteckt genug getrieben ward, da es an Lauschern und Zuträgern nicht fehlte, so wurde die Herzogin Marie den Liebeshandel bald inne. Uneinigkeit und heftige Auftritte waren die Folgen davon, und anstatt durch ein kluges und ruhiges Benehmen den verirrten Gatten zurück zu führen, verblendete zügellose Eifersucht sie so, daß sie ihren Vater, den Herzog Heinrich von Würtemberg, dahin vermochte, den Kaiser und andere Große, zur Vermittelung in dieser Angelegenheit aufzufordern. Daß solche Mittel in solchen Zwistigkeiten nicht helfen würden, ließ sich erwarten. Der Herzog fühlte indessen auch, daß seine Verhältnisse zu dem Fräulein Eva in der bisherigen Form nicht ferner bleiben konnten, ohne nicht die unangenehmsten Auftritte herbei zu führen. Er ließ daher folgendes lustige Schauspiel — von der erfinderischen Liebe ersonnen und ausgeführt — beginnen. Fräulein Eva bat um ihre Entlassung vom Hofe, um nicht ferner den lange bestandenen Hausfrieden zu stören, wurde sehr gern entlassen, und reiste ab. Unterweges überfiel sie in Gandersheim,

einige Meilen von Wolfenbüttel, eine Krankheit und sie mußte in einem Kapuzinerkloster bleiben. Die Krankheit nahm zu und endlich kam die traurige Nachricht an den Hof: das Fräulein Eva sey gestorben. Wie gern die Herzogin Marie diese Nachricht hörte, läßt sich denken. Der Tod hatte mit einem Male und so ganz zur rechten Zeit, den Knoten zerhauen, hatte aller Fehde ein Ende gemacht, und den Hausfrieden wieder zurückgeführt. Sie war beruhigt, und wer hätte ihr die Täuschung rauben mögen! Denn — Täuschung war das Ganze. Nach einigen Tagen Aufenthalt im Gandersheimer Kloster, ward Eva frisch und gesund, insgeheim auf die Staufenburg gebracht. Die Todesposse wurde jedoch rein ausgespielt. Ein hölzernes Bild, leichenmäßig gekleidet, lag im Sarge, etwas entfernt von dem neugierigen Zulauf, ausgestellt, wurde alsdann öffentlich und mit dem üblichen Gepränge beerdigt, und reichliche Seelenmessen lasen die Klosterherren, welche treue Handlanger gewesen waren, der abgeschiedenen Seele nach.

Hier nun, auf der hohen Burg, umgeben von dichten Wäldern und steilen Bergen, hatten die Liebenden freies Spiel. Heinrich, unter dem Vorwande, das Wild des Harzes zu jagen, war oft und lange auf Staufenburg bei seiner Eva, wo er im Arme der Liebe der Sorgen der Regierung vergaß. Dies Verhältniß dauerte mehrere Jahre, in welchen sie dem Herzog, der schon eine zahlreiche Familie hatte, noch sieben Kinder gebar, denen er den Namen „von Kirchberg" beilegte. Listig und schlau war

zwar alles so eingerichtet, daß Niemand das Geheimniß erforschen konnte, und sogar zu Erscheinungen nahm man seine Zuflucht, um jedes Annähern an die Burg zu erschweren. Man verbreitete absichtlich unter dem Volke die Sage, daß eine weiße Frau oft um die Burg herum wandele und Böses an denen übe, die sich ihr näherten. Viele hatten auch die weiße Frau gesehen, aber Fräulein Eva war es selbst, die in weißer Kleidung sich erging. Indessen,

„Was war wohl je so klar gesponnen,
Das nicht gelangte an die Sonnen."

Das lange verwahrte Geheimniß wurde doch ans Licht gezogen, und zwar, wie man glaubt, von den Fürsten des schmalkaldischen Bundes. Herzog Heinrich hatte nemlich durch seinen Haß gegen die protestantische Religion, den dadurch herbeigeführten Krieg mit den schmalkaldischen Bundesgenossen und durch seinen Uebertritt zur sogenannten Ligue, die Fürsten dieses Bundes so gegen sich aufgebracht, daß sie sogar seine Privathandlungen hervorzogen, um ihm zu schaden. Besonders thätig dabei bewiesen sich einige derselben, welche nahe Verwandte der Herzogin Marie waren, und in ihrem Eifer so weit gingen, wegen Heinrichs heimlicher Ehe, klagbar beim Kaiser zu werden. Doch da entschied der Tod wirklich, und schlichtete den verworrenen Streit. Im Laufe des Jahres 1541 starb Eva von Trotta, und nach ihr auch die Herzogin Marie. Unter den Kindern der erstern war nur ein Sohn, Eitel

(Edel) Heinrich genannt. Diesen belieh der Herzog mit dem, nicht fern von Staufenburg gelegnen, Gute Kirchberg, wovon er, so wie seine Schwestern, den Namen führten. Billig und gerecht war diese Versorgung. Doch der Herzog ging noch weiter in seiner Liebe zu diesem Sohn, und entfernte sich ganz von den Pflichten, die ihm gegen seine ehelichen Kinder oblagen. Er ersuchte den Papst, diesen Sohn zu legitimiren, damit er successionsfähig würde und Erbe seines Landes seyn könnte, das er dem ältesten ehelichen Sohne entreißen wollte, weil dieser zu seinem Aergerniß zur protestantischen Religion übergetreten war. Edel Heinrich von Kirchberg hieß aber nicht nur Edel, er war es auch. Die ihm zugedachte Legitimation nahm er nicht an und noch weniger machte er Ansprüche auf eine Succession in seines Vaters Land, wofür sich ihm sein Halbbruder, der nachherige Herzog Julius, in der Folge stets sehr dankbar bezeigte. Kirchbergs Nachkommenschaft erlosch aber bald wieder.

In Staufenburgs Mauern hatte geheime unerlaubte Liebe Jahre lang traulich genistet. Die stille ferne Burg war der Sitz sanfter Freuden gewesen, und Stunden der glücklichsten Häuslichkeit waren hier verlebt worden. Wie ganz anders sah es aber vierzig Jahre später auf Staufenburg aus! Da wurde sie der Kerker für geheime, für unerlaubte Liebe, der Kerker einer durch unglückliche Leidenschaft Verirrten; da wurden Klagen und Seufzer in eben den Mauern zum Himmel emporgeschickt, wo vordem nur der Wiederhall der Freude erklang. Margarethe von War-

berg hieß die Unglückliche, welcher die Natur zu viel Empfänglichkeit für ihre Freuden, der Geist ihres Zeitalters aber eine diesen Emfindungen ganz entgegenstrebende Bestimmung gegeben hatte. Sie war seit 1582 Aebtissin von Gandersheim, sollte nur in himmlischen Freuden schwelgen, ergab sich aber lieber den irdischen. Eine geheime Verbindung mit dem Verwalter ihrer Stiftsgüter, (Heinrich Schramm hieß er,) die zu lautbar ward, bewog den Schutzherrn des Stift's, den Herzog Julius von Braunschweig, sie als Gefangene auf die Staufenburg setzen zu lassen, wo sie, zur Strafe, eingemauert wurde. Dies geschah am 10ten Julius 1587, und acht Monate später starb die Unglückliche hier, in ihrem schrecklichen Kerker, den nur die Barbarei und die rohe Denkungsart jener Tage zu errichten vermochten. Armes Weib! du fielst als Opfer deiner Unvorsichtigkeit, deiner wenigen Schlauheit. In spätern Zeiten wußten Aebtissinnen besser, solche Einverständnisse zu bergen und oft selbst unterm Schutze ihrer Schutzherren!

In der Folge wurde die Staufenburg die Wohnung des Beamten, der die nahe gelegenen Feldmarken in Pacht hatte, von welchen er das Getreide nach dem Vorwerke Lichtenhagen, ¼ Stunde südlich unter der Burg, bringen lassen mußte. Die damit verknüpfte Unbequemlichkeit war aber zu lästig, daher der Beamte — es mögen jetzt hundert Jahre seyn — nach Lichtenhagen herabzog. Diese Veränderung erforderte hier neue Baue, und da fiel die Staufenburg als Opfer einer unrühmlichen Sparsamkeit

und des Mangels an Sinn für historische Denkmahle. Man brach sie ab, errichtete in Lichtenhagen wieder Gebäude davon und nannte nun das Vorwerk Lichtenhagen „die neue Staufenburg“ wie es auch noch heißt. Was von der Burg noch stehen blieb, bewahrte der Gerichtsvogt und die ihm anvertrauten Verbrecher, bis vor ungefähr vierzig Jahren auch er herabzog. Mit ihm endigt sich die bunte Reihe der Bewohner unserer Staufenburg. Ein Kaiser eröffnete sie, ein Gerichtsdiener machte den Beschluß. Und nun, ohne Schutz und ihrem Schicksale überlassen, verschwand, was noch da war, nach und nach, bis auf das Wenige, was wir noch jetzt sehen. Dies besteht vorzüglich in den Umfassungsmauern, die noch ziemlich vollständig, und besonders an der Südseite, bedeutend hoch sind. In ihr steht gegen Westen ein viereckiger, wohl an achtzig Fuß hoher, Thurm, oben mit Oeffnungen versehen. Hier und da erkennt man auch noch die Abtheilungen von den Gemächern, die aber nicht geräumig gewesen seyn können. An der Nordseite war das einzige Eingangsthor, wovon auch noch Spuren da sind.

Der Berg, worauf die Ruinen Staufenburgs liegen, hat an der Ost- und Westseite, zwei nach Süden zu abschüssige schmale Thäler, daher er von Süden her am höchsten scheint. An der Ost- und Westseite ist er eben so steil wie an der südlichen; an der nördlichen ist er wenig abschüssig und zieht sich bald bergan in den Wald hinein, an dessen Ende der oben genannte Heinrichswinkel liegt. Höhere Berge umgeben östlich und westlich den der Stau-

fenburg, über die man wahrscheinlich auf dem Thurme hinweg sah. Nur südlich hat man jetzt eine freie Aussicht auf das Flecken Gittelde, in die Gegend von Osterode, nach dem hoch gelegenen Schlosse in Herzberg und auf das Eichsfeld.

* * *

Wie die Staufenburg vor ungefähr zweihundert Jahren aussah, zeigt uns eine Abbildung in der Topographie des Fürstenthums Braunschweig von Zeiler. Den Thurm mit den vier Spitzen auf den Ecken, den man da sieht, sah von Rohr noch im Jahre 1737, wie er in seinen Merkwürdigkeiten des Oberharzes S. 346 erzählt. Seine Bemerkungen über die Staufenburg, habe ich wenig nutzen können, desto brauchbarere Materialien erhielt ich von dem Herrn General-Superintendenten Grotrian, vordem in Seesen, jetzt in Holzmünden. Aus ihnen und Pfeffingers Braunschweig-Lüneburg. Geschichte entstand dieser Aufsatz. — Die Liebesgeschichte des Herzogs Heinrich, ist als Roman bearbeitet da, unter dem Titel: „Eva Trottin, Nebengeliebte Heinrichs des jüngern, Herzogs zu Wolfenbüttel, Scenen und Gemälde aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, den Zeiten der Reformation. Leipz. 2 Theile 1793. 8." Auch für die Bühne ist es bearbeitet: Eva v. Trotta, ein Trauersp. Lüneb. 1801. 8.

78 — 84

Wartburg

nebst

Metilstein, Eisenacherburg, Frauenstein, Rudolphstein, Malittenburg, und Aschburg

bei Eisenach.

Wanderer, gehe nicht eilend vorbei vor der preislichen Wartburg:
Hier, wo Meistergesang kämpfender Dichter erscholl,
Wo mit geheiligtem Sinne gar hold Elisabeth blühte,
Wo sich des Ewigen Blitz, Luther, zum Leuchten gestärkt; —
Hier durchglühe dich Gluth für Gesang, für weibliche Tugend,
Und für männliche Kraft. Wandle dann weiter mit Gott.

G. W. C. Starke.

78.

Wartburg.

Thüringen ist reich an Burgen und Vesten aus der Vorzeit, und auf einige Hundert möchte wohl ihre Anzahl sich belaufen. Viele davon stehen noch stark und fest, und ihre Zinnen erblickt gewiß das kommende Jahrtausend, während die meisten niedergesunken sind in Schutt und Staub und spurlos die Stätte ist, wo sie einst waren. Manche bezeichnet die Geschichte des Landes als merkwürdig, durch wichtige Ereignisse, die in ihren Mauern vorfielen, durch die Geburt eines hervorleuchtenden Mannes, oder auf irgend eine andere Art, und diese werden für uns eine stets fortlebende Theilnahme erwecken, sie mögen nun mehr oder weniger erhalten, oder vielleicht ganz schon verschwunden seyn. Unter allen aber dürfte wohl die Wartburg bei Eisenach, mit vollem Rechte den ersten und obersten Rang behaupten; denn ihre Geschichte überragt die aller Schwesterburgen an Glanz und Kraft, und die Erinnerung daran wird nie erlöschen, wenn auch Wartburgs, jetzt noch feste

und gewaltige Mauern, längst zusammengestürzt und ein überwachsener Steinhaufen seyn werden.

Südlich von der Stadt Eisenach, im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, liegt auf einem hohen Berge diese Wartburg. Die alten Geschichtschreiber erzählen: Ludwig II, Graf von Thüringen, — der uns nun schon öfter unter dem Beinamen des Springers bekannt geworden ist, — habe einst in dieser Gegend gejagt, und da zufällig einen hohen Berg erstiegen. Von der herrlichen Umsicht auf seiner Höhe ergriffen, habe er beschlossen, hierher eine Burg zu setzen, und dabei die Worte gesagt: „Wart Berg, du sollst mir ein Schloß werden!" daher die Burg den Namen Wartburg erhalten. Unwiderleglich läßt sich freilich diese Namensentstehung nicht darthun, sie ist aber auch nicht herbeigezwungen und verdient daher wohl Glauben; denn daß Namen von Oertern, Bergen, oder Gegenden, durch Aeußerungen der Art, aus dem Munde eines bedeutenden Mannes, entstanden sind, möchte sehr leicht in mehrern Beispielen, neuerer und älterer Zeit, bewiesen werden können. Weniger Glauben verdient dagegen die, auch schon hinreichend widerlegte, Meinung: daß der Name der Wartburg von einer Warte herrühre, welche auf diesem Berge, oder gar: daß schon eine Burg des Namens darauf gestanden habe. Graf Ludwig ist und bleibt der Gründer und Erbauer der ersten und einzigen Burg auf diesem Berge.

Wahrscheinlich unternahm er, um das Jahr 1067, den Bau. Aber kaum hatte er ihn begonnen, als er großen

Widerspruch fand. Zwischen Eisenach und der Wartburg lag nemlich die Burg Metilstein oder Mittelstein, welche den Rittern von Frankenstein, ein im Mittelalter berühmtes und mächtiges Geschlecht, seit langer Zeit schon gehörte. Diesen war es nicht gleichgültig, so ganz in der Nähe, die Burg eines Mächtigern zu haben, und behaupteten auch, daß der Berg, worauf Ludwig bauen wolle, zu ihrem Gebiete gehöre, von keinem Andern also bebauet werden dürfe. Ludwig blieb dagegen fest dabei, daß er auf seinem Eigenthum baue. Um dies zu beweisen, ließ er auf seiner, nicht weit entfernten, Stammburg Schauenburg *) zwei hölzerne Burgfrieden oder Schutzwehren verfertigen, und plötzlich auf dem streitigen Berge aufrichten. Mit unsern heutigen Begriffen von Territorial- und Eigenthumsrechten, und den streng gezogenen Grenzen zwischen den Besitzungen zweier Nachbarn, will sich freilich ein solcher Zweifel, über den wahren Besitz einer Gegend, nicht wohl vereinbaren lassen, damals aber war das anders. Außer den Städten und Dörfern, gab es gar manche Gegend, welche wüste war und Niemand angehörte, und welche dessen Eigenthum wurde, der sie bebaute oder urbar machte. Die Frankensteiner ließen sich indessen durch diese hölzernen Demonstrationen Ludwigs, nicht abhalten, bei dessen Vetter, dem Kaiser Heinrich IV, klagbar zu werden, und Ludwig erhielt nun von diesem den Befehl, sein Eigenthumsrecht, selbst, und durch zwölf Ritter, eidlich zu be-

*) Ihre Geschichte folgt weiter unten.

kräftigen, welches Verfahren in solchen Fällen damals üblich war. Er that es. Er beschwor mit zwölf Rittern sein Eigenthumsrecht, die Frankensteiner mußten schweigen und es nun ruhig mit ansehen, daß der Bau der Wartburg fortgesetzt ward. Thüringen war zu der Zeit von einer schweren Hungersnoth heimgesucht. Ludwig hatte seine Getreidemagazine in Sangerhausen gefüllt, und wer Brodt haben wollte, mußte kommen und am Bau der Wartburg fröhnen, denn Ludwig bezahlte mit Brodt. Zwar nur Rettung vom Hungertode gewannen die Arbeiter, aber doch zog dieser Lohn überaus viele Menschen herbei, und die Wartburg stieg daher schnell empor, obgleich die dazu erforderlichen Sandstein-Quader, von dem, bei Gotha gelegenen, Seeberge herbeigeholt werden mußten. 1070 stand sie, als das prachtvollste Schloß im Thüringer Lande, fertig da. Die alten Chronisten reden umständlich von ihren Schönheiten, von der Kostbarkeit, mit der sie erbauet, daß die Dächer mit Blei gedeckt, Schnitzwerk, Bildhauerei und andere Zierathen im Innern verschwenderisch angebracht gewesen und dergleichen. Jetzt freilich sind von allen diesen alten Herrlichkeiten, kaum noch einige Spuren zu erblicken.

Bald nach geendigtem Bau der Wartburg, wurde Ludwig, in Gemeinschaft der Sachsen und Thüringer, die sich vom Kaiser Heinrich IV nicht wollten den Zehnten aufbürden lassen, in Krieg verwickelt. In einer Schlacht bei Langensalz überwunden, floh er auf seine Wartburg, unterwarf sich in der Folge Heinrichen, der ihn aber, ge-

gen Wort und Brief, auf Giebichenstein setzen ließ, wo er zwei Jahre blieb und sich von da, wie früher schon erzählt worden ist *), angeblich durch einen gewagten Sprung in die Saale, eigentlich aber wohl durch Bestechung, befreite.

Heinrichs IV ungerathener Sohn, der als der fünfte Heinrich gern tyrannisirt hätte, wenn er nicht von den Päpsten in die Enge getrieben worden wäre, stieß um diese Zeit seinen Vater vom Throne. Ludwig nahm die Parthei des ins Elend verwiesenen Fürsten, ward aber dafür von Heinrich in die Acht erklärt, und als er sich hierauf freiwillig ergab, ohne Gnade wieder verhaftet. Seine Söhne, Ludwig der Jüngere (hernach der Dritte), und Heinrich Raspe, erbitterte dies so sehr, daß sie sich mit den mißvergnügten Sachsen gegen den Kaiser verbanden. Aber das partheisüchtige Glück stritt gegen sie. Sie wurden geschlagen, geächtet, und mußten fliehen. Ludwig verlor sein Land und also auch die Wartburg, bekam dieses, so wie seine Freiheit, auch nicht eher wieder, bis er vierzig Mark Silber in den kaiserlichen Schatz gezahlt hatte, die er auch nur durch den Verkauf seiner Stammburg Schauenburg, aufzubringen vermochte. Nachher ist Ludwig zum dritten Male verhaftet, und nur gegen Auswechselung eines von seinem Sohne gefangenen Generals und Lieblings des Kaisers, welcher Heinrich von Meißen hieß, frei gegeben worden. Alle diese Schicksale machten ihn

---

*) Im 1sten Bde, bei der Geschichte Giebichensteins.

mürbe und der Welthändel müde. Er trat im Jahre 1122, die Regierung seiner Länder, seinen Söhnen ab, verließ die schöne Wartburg, ward Mönch, und starb als solcher, in dem von ihm, im Jahre 1085 erbauten, Benedictiner-Kloster Reinhardsbrunnen, wo er auch beerdigt ist.

Sein Sohn und Nachfolger in der Regierung, Ludwig III, der erste Landgraf von Thüringen, hatte, wie der Vater, die Wartburg zum gewöhnlichen Wohnsitze. Dies war sie auch den folgenden Landgrafen, Ludwig IV, oder dem Eisernen, Ludwig V, dem Milden, der im Jahre 1184 den Markgrafen von Meißen einige Zeit auf derselben gefangen hielt, und Hermann I, des vorigen Bruder, der, bis er diesem folgte, auf der Neuburg an der Unstrut, gewohnt hatte.

Unter diesem Hermann genoß die Wartburg einer Auszeichnung, wie sich wohl keine andere Burg Deutschlands, einer gleichen wird rühmen können. Sie wurde nemlich der Sitz und der Kampfplatz der Minne- und Meistersänger. Hermann hatte sich die ersten Jahre seiner Regierung, im Wirrwarr des Kriegs und der Fehden herumgetummelt, war des Raufens und Treibens nun müde, suchte sanftere Freuden des Lebens auf, und fand diese im Umgange mit den Minne- und Meistersängern, deren er mehrere um sich versammelt hatte.

Diese, in jenen Zeiten mit so vielem Rechte bewunderten, zärtlichen Dichter der feinen Muse, sind von den Bänkelsängern, die das Pöbelhafte und Schmutzige ihrer Zeit durch Gassenlieder auf die Nachwelt brachten, wohl

zu unterscheiden. Sie waren ihrem Vaterlande das, was die Troubadours für Frankreich und die provenzalischen Dichter für Oberitalien waren. Manche Schönheit verdankt ihnen die deutsche Sprache, und es läßt sich in ihren, uns noch übrig gebliebenen Stücken, eine gewisse Glätte nicht verkennen, wodurch sie das Rauhe der Sprache jener Zeit, zu verschönern suchten, ein Wohllaut des Ausdruckes und der Silben, den man nachher wieder sehr vernachlässigt hat, und eine Sanftheit der Empfindungen, die nur mit einer schon weit gediehenen Kultur zu vereinbaren ist.

Von solchen Minnesängern befand sich nun auf der Wartburg, eine kleine auserlesene Gesellschaft, die untereinander, in Gegenwart der fürstlichen Personen, dichterische Wettstreite anstellte, welche „das Spiel, oder der Krieg zu Wartburg" genannt wurden *). Der vornehmste darunter war Heinrich von Veldeck, den eine alte Chronik „Herrn Heinrich den Schreiber, einen stolzen und wohlgebornen Mann" nennt. An Hermanns Hofe war er, als

*) Man findet das Gedicht, der Krieg zu Wartburg, in der von Bodmer herausgegebenen Manesischen Sammlung 2r Th. S. 1 unter Klingsors Namen, und den ausführlichen Inhalt desselben, in Wiedeburgs Nachricht von einigen alten deutschen poetischen Manuscripten, in der Jena'schen akadem. Bibliothek S. 55, wo die Namen Afterdingen und Eschenbach vorgesetzt sind.

dieser noch in Neuburg war, und auch hier, Kanzler. Schon dort vollendete er sein größtes poetisches Werk, die älteste deutsche Uebersetzung, oder vielmehr Nachahmung der Aeneide, in welche er Kaiser Friedrichs I Thaten einflocht, und er war es vorzüglich, der nicht nur bei seinem Herrn, sondern auch bei den übrigen, den Geschmack an solchen Geistesübungen weckte und lebendig förderte. Die andern Dichter hießen: Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zwetzen, Wolfram von Eschenbach, Peter Olp, und Heinrich von Afterdingen. Die letzten beiden waren Bürger aus Eisenach, die andern, zwar keine Ritter, aber doch zum niedern Adel gehörig. Wie ernstlich sie es in ihren Uebungen und Wettkämpfen nahmen und wie bisweilen ihre Begeisterung bis zur Wuth stieg, davon möge Folgendes ein Beispiel seyn.

Walther von der Vogelweide und Afterdingen gingen einst einen Wettstreit ein, und wählten zum Gegenstande ihrer Muse, jener, den Landgraf Hermann, dieser, den Herzog Leopold VII von Oesterreich. Afterdingen siegte. Der gekränkte Walther war überwunden, aber um so weniger zufrieden und drang auf einen neuen Versuch. Dieser ward unter der harten und seltsamen Bedingung zugestanden, daß der Besiegte, ohne Aufschub, dem Eisenacher — Scharfrichter übergeben werden solle. Zwetzen und Eschenbach wurden dabei als die Schiedsrichter bestellt, und Velbeck und Olpe, Walthern von der Vogelweide, als Sekundanten beigegeben. Dieses Spiel auf Leben und Tod war freilich mehr geeignet, die Einbildungskraft zu ver-

wirren, als zu begeistern, und Walther vermochte diesmal nicht gegen Afterdingen aufzukommen, dessen Ueberlegenheit zu groß war. Da nun seine Freunde dies sahen, so wußten sie es dahin zu bringen, daß man überein kam, die — Würfel entscheiden zu lassen. Durch falsches Spiel, was man sich dabei erlaubte, verlor nun Afterdingen, und der Scharfrichter, Stempel, wollte schon den unglücklichen Dichter wegführen, als ihm auf vieles Bitten, noch ein Wettkampf zugestanden wurde. War es Furcht vor der Hinrichtung, oder gelang es seinen Gegnern, ihn irre zu machen, kurz seine Einbildungskraft hatte gelitten, seine Verse geriethen schlecht, er verlor nun förmlich und schien dem schrecklichen Tode nicht mehr entgehen zu können, durch eine Wurfmaschine nach Eisenach hinabgeschleudert zu werden. Und wer weiß, ob nicht wirklich diese unerhörte Bestrafung eines unglücklichen Dichters, die uns ein klares Bild der damaligen Barbarei giebt, vollbracht worden wäre, hätte sich nicht die Landgräfin Sophie, Hermanns Gemahlin, seiner angenommen und es dahin vermittelt, daß Klingsorn, der größte Minnesänger seiner Zeit, zum Schiedsrichter ernannt worden wäre, der binnen Jahresfrist ein Endurtheil fällen sollte.

Dieser Klingsorn war Arzt, Dichter, Sternkundiger, und des Bergbaues erfahren, hatte die Morgenländer bereist, war in Bagdad unter den gelehrten Arabern in den Geheimnissen der schwarzen Kunst eingeweiht worden und in den schönen Wissenschaften der berühmteste Mann seines Jahrhunderts. Er lebte am Hofe König Andreas II in

Ungarn, dessen Bergbau er leitete, und dafür das, zu der Zeit ungeheure, Gehalt von 3000 Mark Silber erhielt. Zu diesem reiste nun Afterdingen und vermochte ihn, zur Entscheidung des Streites, selbst mit nach der Wartburg zu gehen. Während nun Klingsorn auf der Wartburg war, gab es wackere Kämpfe zwischen ihm und den Wartburger Sängern, von denen Wolfram von Eschenbach einige Male so glücklich war, selbst den berühmten Gegner zu besiegen, was diesen ganz außer Fassung gebracht haben soll. Den Streit zwischen Walther von der Vogelweide und Afterdingen, legte er indessen durch eine Versöhnung derselben bei. Der Landgraf Hermann hätte den klugen Mann gern bei sich behalten, aber Klingsorn lehnte seinen Antrag ab und reiste, reichlich beschenkt, zurück.

Sein Aufenthalt auf der Wartburg hatte indessen von einer andern Seite wichtige Folgen für das landgräfliche Haus. Er scheint es wenigstens veranlaßt zu haben, daß Hermann eine Gesandtschaft zum König Andreas nach Ofen schickte und um dessen Tochter für seinen Sohn Ludwig, anhalten ließ. Der König willigte auch ein und die vierjährige Braut wurde, trotz ihres zarten Alters, der Gesandtschaft gleich mitgegeben, von einer silbernen Badewanne, Wiege und tausend Mark Silber begleitet. Und als sie auf der Wartburg angelangt war, erfolgte sogleich eine vorläufige priesterliche Einsegnung mit dem erst eilf Jahre alten Bräutigam. Die Kinder wuchsen nun mit einander auf und die kleine Elisabeth entfaltete schon früh die in ihr wohnende Neigung einer religiösen Schwärme-

rei, von der Ludwig gar bald auch ergriffen ward. Im vierzehnten Jahre wurde sie mit ihrem Ludwig, der sie innigst liebte und der bereits nach dem 1216 erfolgten Tode seines Vaters, Regent des Landes geworden war, vermählt. Aber die fromme Elisabeth, strebte nur nach den Freuden des Himmels, nicht nach denen der Ehe, daher andächtige Gebete sie, jede Nacht von der Seite ihres Gatten hinwegzogen. Oft fand man sie des Morgens noch knieend und eingeschlafen, und wenn Ludwig sie dann bat, ihrer Gesundheit zu schonen, so geißelte sie sich noch unbarmherziger, und Niemand vermochte diesem zunehmenden Hange entgegen zu wirken.

Daß es jetzt auf Wartburg ganz anders aussah, als zur Zeit der fröhlichen Minnesängerfehden, fühlten die Hofleute nur zu sehr. Durchaus nicht entsprach eine solche Lebensweise ihren Neigungen, und sie versuchten öfter, Ludwig gegen seine Elisabeth einzunehmen, oder ihn zur Untreue gegen sie zu bereden, um eine andere Gestaltung der Verhältnisse herbeizuführen. Ludwig aber widerstand jeder Aufforderung der Art, denn er liebte sein Weib, und ehrte ihre Neigung zu sehr. Unter den vielfachen Versuchen, ihn zur Untreue zu bewegen, verdient besonders folgender hier einer Erwähnung. Es kam einst ein Ritter auf die Wartburg, der bat Ludwig um einen — Erben. Was that Ludwig? Er gab dem Ritter eine kräftige Latwerge, unterrichtete ihn über den Gebrauch derselben und schickte ihn damit wieder nach Haus, wo sich der Ritter von den wohlthätigen Folgen des Mittels sattsam überzeugte.

Der Hang Elisabeths zum Wohlthun und zu frommen Werken, kannte keine Grenzen. Ihr Weggeben von Summen zum Besten der Armen, zur Stiftung von Klöstern und wohlthätigen Anstalten, wovon noch jetzt das Armenhaus und das St. Annen-Hospital vor Eisenach zeugen, ging in Verschwendung über. Wohl nutzten dies ihre Feinde, sie deshalb bei Ludwig anzuschwärzen, aber der edle Mann wehrte ihr nicht und sprach: „Nu, lasset „mein liebes Elisabethlein den armen Leuten Gutes thun, „und was sie vergiebt um Gotteswillen, da rede ihr Nie„mand ein, allein, daß sie mir nur die Warteburg und „die Neuburg *) nicht vergiebt, so bin ich wohl zu„frieden." —

Daß die Liebe der Armen zu ihrer Wohlthäterin groß war, ist begreiflich. Daß sie ihnen wie eine Heilige vorkommen mußte, daß sie sie als solche verehrten, ja ihr sogar wunderthätige Kräfte beilegten, war hiervon die Folge. Sehr viele Beispiele ihrer Wunderthätigkeit oder der Einwirkung einer höhern Macht bei ihren Handlungen, erzählen uns alte Chronisten, wovon hier nur eines stehen mag, das zur Erklärung eines noch jetzt auf der Wartburg vorhandenen Gemähldes, dienet. Elisabeth ging einst mit einem Korbe voll Lebensmittel von der Wartburg herab, um sie an ein Paar arme Wanderer zu vertheilen, welches Geschäft sie fast immer selbst verrichtete. Da begegnete

*) Neuburg liegt über der Stadt Freiburg an der Unstrut.

ihr ihre Schwiegermutter, die ihr nie wohl wollte und sie oft bei Ludwig anzufeinden suchte. Diese nahm ihr den Korb, und eilte damit zu demselben, um ihn zu überzeugen, wie seine Frau die, durch die damalige Hungersnoth knapp gewordenen Lebensmittel, an Landstreicher verschwende, und, siehe da! Fleisch, Brodt und Wein waren zu — Feldblumen geworden. Nach diesem Mährchen ist Elisabeth auf jenem Gemählde in der Kapelle auf der Wartburg in Lebensgröße, von Bettlern umringt, abgebildet. Auch ihrer Bettstelle legte man die Kräfte, Zahnschmerzen zu heilen, bei, und in frühern Zeiten ist gar manche Bettstelle von der Wartburg in kleinen Splittern weggetragen worden.

Landgraf Ludwig VI, der den Beinamen des Heiligen erhielt, und ein Mann war, der auf die Achtung der Nachwelt gerechte Ansprüche machen kann, starb 1227, im Begriff einen Kreuzzug nach dem gelobten Lande zu machen, unterweges in Otranto im Neapolitanischen. Traurig war nun das Loos seiner geliebten Elisabeth. Ihr Schwager Heinrich, Ludwigs Bruder, wurde Vormund ihrer noch unmündigen Kinder, und Regent des Landes. Dieser harte Mann verwies sie von der Wartburg, und sie, die Königstochter, mußte, ihre Kinder an der Hand und auf dem Arm, die Burg verlassen, auf der sie von zarter Kindheit an gelebt, von wo sie so unendlich viel Wohlthaten erwiesen, wo sie als Herrin verehrt, hochgeachtet war. Ihre erste Zuflucht nahm sie, in dem selbst gestifteten Hospital bei Eisenach, dann räumte der Bischof

von Bamberg, ihr Oheim, das Schloß Bottenstein ihr ein. Im folgenden Jahre suchte Heinrich das ihr erwiesene Unrecht zwar wieder gut zu machen, nahm sie auf die Wartburg zurück und verschaffte ihr alle mögliche Bequemlichkeiten, allein nur ein Jahr dauerte sie hier aus. Sie wünschte, in der Einsamkeit ihre Tage verleben zu können, und da übergab Heinrich ihr die Stadt Marburg mit allem Zubehör und Einkünften. Hier lebte sie noch bis 1231, wo sie starb, und wo noch jetzt das ihr gesetzte, prächtige Grabmal zu finden ist. Wenige Jahre darauf erhob sie der Papst Gregor IX zu einer Heiligen, welchen Beinamen sie in der Geschichte, wohl mit vollem Rechte, noch führt *).

Ihr einziger Sohn, Hermann II, folgte unter seines Oheims Heinrich Vormundschaft in der Regierung, die er 1239 in seinem sechszehnten Jahre selbst antrat. Aber schon 1240 starb er, und ohne Erben. Ihm folgte der Oheim, Heinrich, der den, niemals noch erklärten Beinamen Raspe, führte. Dieser spielte zwar eine glänzende Rolle, denn als Kaiser Friedrich II nach Italien ging, ward er zum Reichsverweser bestellt, und während der Uneinigkeiten zwischen dem Kaiser und den Päpsten, wurde er sogar zum Gegenkönig erklärt, aber schon 1247 starb

auch

*) Wer mehr über Elisabeth lesen möchte, den verweise ich auf Justi's vortreffliche Schrift: Elisabeth die Heilige. Zürch 1797. 8.

auch er auf der Wartburg. Da er keinen Erben hinterließ, so erhob sich über den Besitz seiner Länder, Thüringen und Hessen, ein langjähriger Krieg, zwischen Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen zu Meißen, und Sophien, Herzogin von Brabant; jener ein Neffe, diese eine Tochter Landgraf Ludwigs VI, oder des Heiligen. Thüringen litt dabei sehr, besonders durch die Vasallen dieses Landes, welche zum Theil auf Heinrichs, zum Theil auf Sophiens Seite waren, sich deshalb wacker befehdeten, und eine Menge Burgen aufsteigen ließen, die dem Lande zur wahren Plage gereichten. Die Eisenacher hatten sich für Sophien erklärt, und ihrem Beispiele folgten die Herren der — oben erwähnten — Burg Metilstein und anderer benachbarten Burgen. Markgraf Heinrich war dagegen im Besitz der Wartburg, die er stark befestigt und mit vieler Mannschaft belegt hatte. Um nun diese besser im Zaum halten zu können, und sie früher zur Uebergabe zu nöthigen, erbauten die Eisenacher im Jahre 1259, auf den beiden Bergen, welche der Wartburg gegenüber nach Süden zu liegen, zwei Burgen. Die eine nannten sie, vielleicht zum eignen Andenken, die Eisenacherburg, die andere, wahrscheinlich mit Rücksicht auf Sophien, die Frauenburg. Heinrich hingegen befestigte den Kalenberg, eine Burg der Familie von Wangenheim, welche zwischen den Dörfern Sättelstedt und Schönau lag, und sein treuer Freund und tapferer Ritter, der Schenk Rudolph von Vargel, bauete der Eisenacherburg gegenüber, die Burg Rudolphstein. So gerüstet von beiden Seiten, kam es im Herbste 1261, hier

in der Gegend zum harten Kampfe. Markgraf Heinrich erschien mit einem zahlreichen Heere und nahm und zerstörte die festen Plätze seiner Feinde, namentlich die Eisenacherburg und die Malittenburg. In einer stürmischen Januarsnacht des folgenden Jahres, griff er auch die Stadt Eisenach an und zu gleicher Zeit, durch die Warburger Besatzung, die Burg Metilstein. Beide wurden genommen, diese zerstört, jene, an sich zwar geschont, aber der Rathsherr Heinrich von Velsbach, Sophiens treuer Anhänger, ward auf eine grausame Art hingerichtet, indem man an ihm die Strafe vollzog, welche achtzig Jahre früher der Meistersänger Afterdingen erleiden sollte. Auf eine, vor der Wartburg stehende, Wurfmaschine gelegt, wurde er nach der Stadt hinabgeschleudert. Aber bis in den Tod blieb er Sophien treu, denn noch in dem schrecklichen Fluge hinab in die Tiefe soll er gerufen haben: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!" (Sophiens Sohne, Heinrich, der den Beinamen „das Kind" erhielt.)

Mit diesen, vom Markgrafen Heinrich gewonnenen, Vortheilen war aber nicht der Streit um den Besitz der Länder entschieden. Drei Jahre dauerte der Kampf noch, bis endlich die Gemüther sich beruhigt hatten und Frieden schlossen, nach welchem die so lange von einem Regenten beherrschten Länder, Thüringen und Hessen, getrennt wurden; ersteres, nebst der Pfalzgrafschaft Sachsen, an Heinrich den Erlauchten, Markgrafen von Meißen, und letzteres an Sophien, Herzogin von Brabant und ihren

Sohn, Heinrich, den Stammvater der noch blühenden hessischen Fürstenhäuser, gelangten.

Heinrich der Erlauchte, nun Herr von Thüringen, Sachsen und der Lausitz, fiel gleich nach erfolgtem Frieden, auf den ungewöhnlichen und durch seine Folgen höchst unglücklichen Gedanken, bei Lebzeiten schon seine Länder mit seinen Söhnen, Albrecht und Dietrich, zu theilen, und führte ihn auch wirklich aus. Albrecht bekam die eben erst erhaltenen Länder Thüringen und die Pfalz Sachsen. Dietrich das Osterland nebst Landsberg, daher er auch Markgraf von Landsberg sich nannte. Für sich selbst behielt Heinrich, die Lausitz und die Gegend von Meißen und Dresden bis Böhmen.

Albrecht war also nun Landgraf von Thüringen und die Wartburg, sein gewöhnlicher Wohnsitz. Die Geschichtschreiber nennen ihn tapfer, aber sie geben ihm auch den Namen des Unartigen oder besser des Ausgearteten. Diesen hat er freilich in vollem Maaße verdient, da sein Leben, von dem Augenblicke an, wo er als Regent auftritt, eine Kette von widernatürlichen, ungerechten und unerlaubten Handlungen ist, die ihm die Achtung und Liebe seiner Familie, so wie seines Landes entziehen mußten. Die erste der Art war, daß er mit seinem Bruder Dietrich in einen Streit gerieth, der zuletzt in förmlichen Krieg überging. Mehr aber schändet ihn das Benehmen gegen seine Ehefrau. Diese war Margarethe, eine Tochter Kaiser Friedrichs II, die das Pleißner Land zur Mitgift

erhalten und ihm in vierzehn Jahren einer glücklichen Ehe, außer einer Tochter, mit drei Söhnen, Heinrich, Friedrich und Dietzmann, beschenkt hatte. Sie wird eine gute und wackere Frau genannt, aber Albrecht war ihrer überdrüssig, und fand weit liebenswürdiger und reizender eine ihrer Hofdamen auf der Wartburg, Kunigunde von Eisenberg. Dies könnte nun zwar ein ganz gewöhnlicher Fall im Leben der Großen, wie er täglich noch vorkommt, genannt werden; seine Folgen wurden aber hier zu ernstlich. Kunigunde war ein ränkevolles Weib. Ihr genügte nicht an der Liebe des Gemahls ihrer Gebieterin, sie wollte seine wirkliche Gattin werden, und sann daher auf Mittel, diese ganz aus dem Wege zu räumen. Albrecht, von der Liebe ganz verblendet, schwach und schlecht, war die Ausführung dieser schwarzen That zufrieden. Durch Geschenke und Versprechen, beredeten sie zusammen einen Wächter oder Eseltreiber auf der Wartburg, der Margarethe als ein Gespenst in der Nacht zu erscheinen und sie im Bette zu würgen. Der Mensch that's, schlich sich zur bestimmten Stunde in das Schlafgemach der Landgräfin, aber, hier stand plötzlich das Scheusliche seiner Handlung so lebhaft ihm vor Augen, daß er reuig vor das Bette seiner Gebieterin niederkniete, sie weckte und ihr alles gestand. Margarethe, in der äußersten Angst und Verwirrung, ließ schnell ihren Haushofmeister, Schenk von Vargel, rufen, mit ihm über ihre Rettung zu berathschlagen. Nur augenblickliche Flucht schien hier das Rathsamste. Die wurde auch beschlossen,

und sogleich alle Anstalten dazu getroffen. Zuvor eilte sie aber in das Schlafgemach ihrer Kinder, sie noch einmal zu sehen, sie zum letztenmale zu umarmen. Ihr Schmerz war ohne Grenzen. Mit Thränen und Küssen bedeckte sie die drei Knaben, und besonders den Mittelsten, Friedrich, ihr der Liebste. Und da geschah es, daß sie diesen Friedrich, im Krampfe ihres Schmerzes, in die Wange biß, wovon er die Narbe zeitlebens behielt und deshalb admorsus (der Gebissene) genannt wird. Im höchsten Jammer, und der Verzweiflung Preis gegeben, verließ sie nun die Wartburg. Auf dem Gange, zunächst am Ritterhause in der kleinen Wohnung des Eseltreibers, der ihr Mörder seyn sollte, wurde sie außerhalb der Mauer heruntergelassen. Noch jetzt kann man die Oeffnung sehen, durch welche sie entschlüpfte. Mit einigen Begleitern stieg die unglückliche Kaiserstochter den steilen Berg mühsam herab, ging zu Fuß bis auf das Schloß Krainberg und von da nach Fulda und Frankfurt. Hier wurde sie, ihrem Range gemäß, mit aller Pracht empfangen und ihr Schicksal erregte die größte Theilnahme. Sie ging sogleich in das dasige Katharinenkloster, lebte jedoch nur noch zwei Monate, denn Gram und Kummer verzehrten schnell ihres Lebens Kräfte.

Albrecht, nicht zufrieden, seinen Wunsch erreicht zu sehen, gab Margarethens Flucht noch obenein den schwärzesten Anstrich, vermählte sich aber bald darauf im Jahr 1270 mit der Kunigunde, wobei deren Sohn, Albrecht

der jüngere oder Apitz, unterm Mantel gehalten wurde. Eine Reihe von Fehden und Zwistigkeiten in der Familie, war hiervon die Folge. Albrechts Bruder, Dietzmann, bestimmte dessen rechtmäßige Söhne zu seinen Erben, falls er unbeerbt sterben sollte. Albrechten grimmte es, daß sein Apitz dadurch ausgeschlossen ward, und da gab's einen harten Kampf zwischen den Brüdern im Jahre 1275. Als der beigelegt war, beschloß Albrecht, den Apitz recht zu bedenken und bestimmte ihm, mit Ausschluß seiner andern Kinder, zum alleinigen Erben seiner Länder. Das konnten natürlich die übergangenen Kinder, Heinrich, Friedrich der Gebissene und Dietzmann, nicht ruhig geschehen lassen, und so entstand im Jahre 1281 zwischen den Kindern und dem Vater ein förmlicher Krieg, der für erstere anfangs unglücklich ausfiel. Der älteste, Heinrich, dem der Großvater, Heinrich der Erlauchte, das Pleißner Land, als seiner Mutter Mitgift, zur Verwaltung übergeben hatte, wurde vertrieben und starb bald darauf; und der zweite, Friedrich der Gebissene, gerieth bei Weimar in des Vaters Gefangenschaft, wurde ein Jahr lang auf der Wartburg in einem Thurme als ein harter Gefangener fest und höchst dürftig gehalten, und selbst da nicht entlassen, als ihm die Städte Mailand und Florenz den ehrenvollen Antrag machten, die Verwaltung ihres Staats zu übernehmen. Wer weiß, wie lange er noch festgehalten worden wäre, wenn nicht Friedrich, mit Hülfe einiger Diener seines Vaters, entflohen wäre. Der Krieg erhob sich nun von neuem und dauerte fort bis 1286, wo die

Stifterin alles des Unglücks, Kunigunde, starb. Da erfolgte eine Aussöhnung. Friedrich erhielt die Pfalzgrafschaft Sachsen, und Dietzmann das Pleißner Land. Aber schon nach zwei Jahren erhob sich der Streit von neuem. Albrecht bedachte nemlich seinen Sohn Apitz, zu reichlich mit Gütern und Schlössern, was Friedrich und Dietzmann nicht dulden wollten, und diesmal glücklicher waren. Friedrich bekam den Vater zwischen Gotha und Eisenach gefangen und brachte ihn nach Landsberg in Verwahrung. Auf Kaiser Rudolphs Verwenden ließ er ihn zwar bald darauf wieder los, doch mußte Albrecht versprechen, wegen seiner Länder nichts ohne den Willen seiner zwei ältesten Söhne, zu unternehmen. In Albrechts Brust ward aber der unnatürliche Haß gegen seine Söhne dadurch nicht gelöscht. Er verheirathete sich zum dritten Male mit Elisabeth Reußin von Plauen, vielleicht um durch neue Nachkommenschaft das Erbe der ältesten Söhne schmälern zu können. Doch der Himmel fügte es anders. Die Ehe blieb kinderlos. Da er nun auch nichts dagegen zu unternehmen vermochte, daß seine Söhne, nach dem Tode des Markgrafen Friedrich des Stammlers, dessen Länder, die er selbst gern haben wollte, als Vettern in Besitz nähmen; so benutzte er, trotz des kaum gegebenen Versprechens, eine andere Gelegenheit, ihnen zu schaden. Er verkaufte nemlich Thüringen und seine Ansprüche auf die Verlassenschaft Markgraf Friedrich des Stammlers, für 12000 Mark Silber, an den, um diese Zeit, zum römischen König erwählten Grafen Adolph von Nassau,

der zu wenig Land besaß, diese Würde zu behaupten, und behielt sich bloß die Wartburg und deren Bezirk auf Lebenszeit vor. Aber auch dieser Streich mißlang. Friedrich und Dietzmann kämpften gewaltig gegen Adolph, als dieser von dem erhandelten Lande Besitz nehmen wollte, und bekamen im Jahre 1298, wo Adolph Leben und Krone verlor, fast das ganze Thüringen, bis auf Eisenach und einige andere Städte, in ihren Besitz. Die hierauf erfolgte Verheirathung Friedrichs mit Elisabeth von Arnshaug, einer Tochter aus der ersten Ehe seiner Stiefmutter, und der Tod seines Halbbruders, Apitz, waren Ereignisse, die wohlthätig auf die ganze Familie wirkten. Albrechts Gemahlin wußte bald ihres Mannes Gesinnungen gegen Friedrich, nun ihr Stief- und Schwiegersohn, umzustimmen. Friedrich kam zu seinen Eltern auf die Wartburg, hielt sich hier eine Zeitlang auf, und schloß nebst seinem Bruder einen Vergleich mit dem Vater, wodurch ihnen verschiedene Oerter abgetreten wurden, und sie nun auch Theil an der Regierung Thüringens nahmen.

Nun genoß zwar Thüringen endlich einiger Ruhe nach so vielen Jahren innern Kampfes, aber schon im Jahre 1306 wurde diese von neuem und gewaltig zerstört. Die Stadt Eisenach, die seit dem thüringischen und hessischen Erbfolgekriege, gar nicht für ihre Beherrscher aus dem meißenschen Stamme war, suchte sich zur freien Reichsstadt zu erheben, und den neuen römischen König Albrecht gegen ihre jungen Landesfürsten, Friedrich und Dietzmann, einzunehmen. Dem Könige Albrecht der ohnehin, als

Adolphs Nachfolger, Ansprüche auf Thüringen zu haben glaubte, war dies eine erwünschte Veranlassung, sich in die Angelegenheiten dieses Landes zu mischen. Er schrieb daher einen Reichstag nach Fulda aus, ladete dazu den Landgrafen Albrecht und seine Söhne, so wie die gegen sie als Kläger aufgetretenen Städte ein, und da Friedrich und Dietzmann nicht erschienen, so erfolgte eine Achts- und zugleich eine Kriegserklärung gegen sie. Bald rückten auch Vögte und Kriegsleute des Königs ins Land und endlich der König selbst. Die Wartburg befand sich damals noch in den Händen Albrechts, der, ungeachtet des mit seinen Söhnen geschlossenen Vergleichs, doch nicht für sie gesinnt war. Diesen mußte mithin der Besitz der Wartburg jetzt höchst wichtig seyn, aber eine schwere Aufgabe blieb es, sie zu nehmen, da das nahe Eisenach eine königliche Besatzung hatte. Friedrich wagte indessen alles daran, und mit Hülfe seiner Schwiegermutter erreichte er auch seinen Zweck. Er verbarg sich in der Nacht mit funfzehn seiner treuesten Leute, in einer Höhle bei dem gehauenen Steine, welche bis jetzt noch, das Landgrafenloch heißt. Hier blieb er bis zur folgenden Nacht, und in dieser erstieg er auf der Südseite glücklich und ohne Widerstand die Wartburg, denn seine Schwiegermutter hatte schon die Besatzung der Burg für sich gewonnen. Den Vater bekam er hierdurch ganz unerwartet in seine Gewalt. Gezwungen nachzugeben, räumte dieser den folgenden Tag schon die Wartburg und begab sich nach Erfurt, wo er auch, acht Jahre darauf, gestorben ist.

Die Eisenacher und ihr königlicher Vogt, ein Graf von Wildenau, erschraken nicht wenig, als sie erfuhren, daß Friedrich im Besitz der Wartburg sey, und alle Anstalten wurden nun getroffen, sie ihm wieder zu entreißen. Sie rückten unverzüglich davor, um jede Zufuhr gleich abzuschneiden. Graf Wildenau besetzte die Ueberreste der früher zerstörten Burg, Metilstein, so wie die Anhöhe, wo die Eisenacherburg gestanden hatte, und König Albrecht forderte die Städte Mühlhausen, Nordhausen und Erfurt zur Beihülfe auf, die er auch erhielt.

Während nun so die Wartburg von allen Seiten umzingelt, und nichts aus noch ein konnte, gebar Friedrichs Gattin auf derselben eine Tochter. Der Mangel eines Geistlichen zur Taufe des Kindes, setzte den Vater einige Zeit in Verlegenheit, so wie der Mangel an Lebensmitteln auf der Wartburg ihm einige Sorge verursachte. Doch Friedrichs reger Geist verlor die Spannkraft nicht so leicht. Das Kind sollte und mußte getauft werden, und konnte es nicht auf der Wartburg geschehen, so mußte es anderswo seyn. Er ließ daher in einer Nacht, die Amme mit dem Kinde auf einen Gaul setzen, und begleitete sie selbst, nebst zehn seiner Ritter. Noch waren sie eben nicht weit von der Burg, als das Kind durch Schreien seinen Hunger zu verstehen gab. Ob nun gleich von dem Feinde der Zug gewahrt und verfolgt wurde, und es höchst bedenklich schien, zu halten, um des Säuglings Bedürfniß zu befriedigen; so achtete doch das zärtliche Vaterherz keiner Gefahr, und

rief: „Halt! das Kind muß trinken, und sollte es auch das „thüringer Land kosten!“ Man hielt, das Kind trank, die Feinde näherten sich, wagten aber keinen Angriff. Und als es getrunken, da ging es im raschen Fluge fort nach der Burg Tenneberg über Waltershausen, wo es der Abt des Klosters Reinhardsbrunnen taufte, und wo es vorerst auch blieb. Erreicht war glücklich der fromme Zweck, um den Friedrich Gut und Blut wagte, und der seinem Herzen immerdar zum größten Ruhme gereichen wird. Aber eben so glücklich führte er nun auch die Versorgung der Wartburg mit Lebensmitteln aus. Von Tenneberg eilte er zu seinem Schwager, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, bat diesen um Hülfe, und der kam auch. Dießmann, sein Bruder, eilte mit Hülfsvölkern aus dem Osterlande herbei, und die ihm treuen thüringer Vasallen sammelten sich im Dorfe Sonneborn bei Gotha mit vielen — man sagt hundert — Wagen voller Lebensmittel. Wohl begleitet fuhren diese nach der Wartburg, deren Belagerer nichts davon erfahren hatten, und dreihundert und sechs und dreißig Ritter und Edle, mit gekrönten Helmen, hielten, bis die Wagen in der Wartburg angekommen waren, zu Pferde in der Nähe von Eisenach und beobachteten die Thore, so daß es Niemand wagen durfte, herauszukommen. Mit den frischen Lebensmitteln, erhielt die Besatzung frischen Muth. Viele Ausfälle gelangen ihr vortrefflich, und der Stadt Eisenach wurde dabei mancher Schade verursacht, auch ihr Vogt, der Graf Wildenau, weggefangen und auf die Wartburg gebracht, wo er her-

nach starb. Die Freunde Friedrichs schlugen während dessen, und im Jahre 1307 bei Lucka, den König Albrecht gewaltig aufs Haupt, und da dieser im folgenden Jahre vom Herzog Johann von Oesterreich ermordet wurde, der neue Kaiser Heinrich VII allen Ansprüchen auf Thüringen entsagte, Friedrichen im Gegentheil mit Thüringen und Meißen förmlich belieh, so unterwarfen sich ihm auch alle bis dahin feindlich gesinnte Städte, die Wartburg blieb unerobert, und der Friede kehrte endlich wieder.

Friedrich, der im Jahre 1307 auch Erbe der Länder seines Bruders Dietzmann wurde, regierte nun seine ansehnlichen Besitzungen von der Wartburg aus, die immer sein gewöhnlicher Wohnsitz blieb. Im Jahre 1317 richtete ein Gewitter auf dieser großen Schaden an. Der mittlere Thurm und das daran stoßende vordere Landgrafengebäude, brannten mit vielen Kostbarkeiten ab. Die Gebäude wurden zwar sogleich wieder hergestellt, doch nicht mit der vorigen Pracht. Indessen verschönerte Friedrich sie auf andere Art. Er legte eine Art hängender Gärten an, worin er sogar Wein anpflanzte; ließ den großen Saal mit Gemälden von seinen Schlachten auf Kalk ausmalen, wovon jetzt freilich fast keine Spur mehr zu entdecken ist; ließ die Burgkapelle mit zwei neuen Altären verschönern, und brachte eine Menge Kostbarkeiten aus Meißen, dem Oster- und Pleißnerlande hierher: denn Wartburg war ihm die liebste und festeste Burg. Auf ihr starb er auch im Jahre 1324, nachdem er einige Jahre

zuvor in eine Art von Geistesschwäche verfallen war, die ihn auch zu regieren hinderte. In Eisenach liegt er begraben.

Ihm folgte sein noch unmündiger Sohn, Friedrich II, der Ernsthafte. Auch er residirte auf der Wartburg, wo ihn sein Schwiegervater, Kaiser Ludwig der Baier, öfter besuchte. Sein Leben ist ebenfalls eine Reihe von Fehden und Kriegen, in denen er vorzügliche Tapferkeit und Klugheit zeigte. Das Ansehen, was er sich dadurch erwarb, veranlaßte im Jahre 1348 seine Wahl zum römischen Könige, gegen Karl IV. Doch schlug er diese Würde aus, und im folgenden Jahre starb er auf der Wartburg.

Seine drei Söhne, Friedrich III, der Strenge, Balthasar und Wilhelm, regierten über dreißig Jahre lang gemeinschaftlich, wohnten auch mit ihren Familien größtentheils auf der Wartburg, beides in einem Grade der Eintracht und des herzlichsten Zuvorkommens unter sich, wovon aus jenen fehdegierigen, rohen Zeiten, ein zweites Beispiel aufzustellen, wohl schwer seyn, und aus unsern Tagen vollends umsonst gesucht werden dürfte. Dieser schöne und seltene Familienverein, löste sich 1379, wo sich die Brüder theilten, auf. Friedrich bekam das Osterland nebst Landsberg, Balthasar Thüringen, und Wilhelm Meißen.

Balthasar war also jetzt Herr der Wartburg und wohnte gewöhnlich da, doch auch in Gotha. Im siebenzigsten Jahre starb er 1406 auf der Wartburg, und sein Sohn Friedrich IV, der Friedfertige, folgte ihm. Auch

dieser hielt sich anfangs auf der alten Residenzburg seiner Ahnherren auf, nachher aber in Weimar und Weißensee, an welchem letztern Orte er auch 1440 starb. Er hinterließ keine Kinder, und da fiel Thüringen an seine Vettern, den Kurfürsten Friedrich den Sanftmüthigen, und den Herzog Wilhelm III, wovon jener in Altenburg, dieser in Weimar ihre Wohnsitze hatten. Mit seinem Tode verschwinden die Landgrafen von Thüringen aus der Geschichte und schließt sich die Reihe der Regenten Thüringens, als eines besondern Landes.

Die Wartburg, der viertehalb hundertjährige Wohnsitz von funfzehn Landgrafen, stand nun als solcher verwaist, und nie ist ihr die Ehre wieder zu Theil worden, einen spätern Regenten des Landes, fortwährend in ihren Mauern zu sehen. Die Beamten erhielten nun ihren Sitz darauf, und wenig ist es, was in den nächsten achtzig Jahren von ihr gesagt werden kann. Darunter gehört indessen, daß im Jahre 1477, einer ihrer Thürme, bei einem heftigen Sturme einstürzte und vier Wächter erschlug; und daß im Jahre 1500, die Besitzer der Wartburg, die beiden Brüder, Herzog Ernst und Herzog Albrecht, sie ihrem Marschalle, Ritter Kaspar Speth, auf zehn Jahre verschrieben. Nach dieser Zeit aber trat sie mit neuem Glanze hervor; denn Martin Luther verherrlichte sie durch seinen Aufenthalt, und stempelte sie hierdurch für ewige Zeiten, zum bleibenden Denkmahle in der neuern Geschichte.

Luther, dieser um die Menschheit so hochverdiente Mann, in dem sich Redlichkeit, Verstand, ein kräftiger Sinn für Wahrheit und Recht, so glücklich paarten, war auf den Reichstag zu Worms geladen, wo Kaiser Karl V selbst den Vorsitz führte. Hier legte man ihm seine Schriften mit der Frage vor, ob er solche für die seinigen erkenne, und als der große Mann mit Kraft und Würde dies bejahte und nicht zum Widerruf zu bewegen war, sprach Karl die Acht über ihn aus und schränkte das, ihm zuvor gegebene sichere Geleit, auf ein und zwanzig Tage ein. Luther reiste hierauf über Friedberg, Hersfeld, Eisenach, nach Möra, — einem jetzt Meiningschen Dorfe zwischen Eisenach und Salzungen, — woher seine Eltern waren und wo sein Großvater und sein Oheim noch lebten, die er besuchen wollte. Er verließ Möra wieder am 4ten Mai 1521, wo ihm noch einer der ein und zwanzig Geleitstage übrig war, um nun nach Wittenberg zurückzugehen; allein beim Dorfe Altenstein *) wurde er plötzlich von zwei verkappten Rittern überfallen, zu einem Gefangenen erklärt und entführt. Die Verkappten waren: der Wartburger Schloßhauptmann Johann von Berlepsch, und Burkhard Hund von Wenkheim zu Altenstein, welche auf Anstiften und Vorwissen, von Luthers treuem Anhänger und Freunde, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, diese Entführung bewerkstelligen mußten. Dieser Fürst fürchtete für Luther,

*) Im Meinungen'schen, beim Badeort Liebenstein.

und hätte sich doch seiner Auslieferung, als eines vom Kaiser und Reich Geächteten, nicht entziehen können; daher hatte er jenen seinen beiden Amtleuten befohlen, Luthern aufzuheben und ihn entweder nach Wartburg oder Altenstein zu bringen, ihm aber nicht zu sagen, wohin er gebracht sey, damit er mit gutem Gewissen sagen könne, er wisse es nicht. Luther ließ seine Gefangennehmung ohne Widerrede zu, wurde erst etwas von der Straße abgeführt, mußte hier die Mönchskleidung mit einem Ritterkleide vertauschen, sich zu Pferde setzen, und wurde nun, noch an demselben Abend, unter dem Namen des Junkers Georg, auf die Wartburg und gleich in ein in der Höhe des Ritterhauses gelegenes Zimmer gebracht, zwar wohl verwahrt, aber doch von zwei Edelknaben bedient.

Diesem einsamen Aufenthalte Luthers auf unserer Wartburg, verdankte die keimende Religionsaufklärung eine Menge seiner wichtigsten Arbeiten. Hier schrieb er gegen die Ohrenbeichte, gegen Jakob Latronum, über den Mißbrauch der Messe, gegen die geistlichen und Klostergelübde, verfertigte seine Auslegung einiger Psalmen, fing eine Kirchenpostille an zu schreiben und übersetzte das neue Testament. Auch auf seine Gesinnungsweise war der Aufenthalt hier von wohlthätigem Einflusse. Er wurde vorsichtiger, ruhiger und sein Feuereifer gedämpfter, durch den er sich so viel Widersacher verschafft hatte. Anfangs mußte er sich verborgen halten, das veranlaßte ihn zu viel zu sitzen, zu arbeiten, zu studieren, und das bekam ihm

nicht

nicht gut. In der Folge durfte er aber ausreiten und ausgehen, doch immer in verstellter Kleidung. Auch auf die Jagd ging Luther, konnte aber diesem Spaße keinen Geschmack abgewinnen. Späterhin durfte er sogar kleine Reisen nach Gotha, Jena, Erfurt, Marksuhl und Reinhardsbrunn machen. Auf diesen begleitete ihn, wie überall, ein ehrbarer und verschwiegener Reiterknecht, der ihn oft erinnerte, sich nicht durch sein Benehmen zu verrathen, und besonders in den Herbergen nicht gleich das Schwerdt abzulegen und Bücher zur Hand zu nehmen, was kein Ritter zu thun pflege. Auch nach Wittenberg reiste er sogar im November 1521, weil seine Gegenwart nöthig war, doch kehrte er nach einigen Tagen zurück. Bald aber wurde es seinem thätigen Geiste zu eng auf der Wartburg, und da er sehen mußte, daß einige seiner Anhänger sich zu weit vom Wesentlichen seiner Lehre entfernten, ihre Reformationsbemühungen in Afterdingen suchten, fanatische, schwärmerische und mystische Ideen und Grundsätze aufstellten, die sie zu Handlungen verleiteten, welche er durchaus nicht billigen konnte; so war es ihm unmöglich, diesem Unwesen länger aus der Ferne ruhig zuzusehen. Er beschloß daher seine Gefangenschaft selbst zu enden. Und da ihm der Kurfürst Friedrich sagen ließ, daß er sich nicht von der Wartburg entfernen möchte, „er müsse denn genau „erkennen, was des Herrn Wille sey, und dann seiner „Ueberzeugung nach handeln", Kaiser Karl auch um die Zeit in Spanien war, was die Wirkung der Reichsacht einigermaßen entkräftete; so verließ er wirklich, am 4ten März

1522, mit Vorwissen des Schloßhauptmanns, in ritterlicher Kleidung und mit langem Barte, die Wartburg.

Die Stube, welche der unsterbliche Luther während seines zehnmonatlichen Aufenthalts hier im alten Ritterhause bewohnte, ist noch vorhanden. Sein Bild, auf Holz gemalt, hängt darin, und auch der schwarze Flecken ist noch an der Wand zu sehen, der durch das, von ihm nach dem Teufel geschleuderte, Tintenfaß entstand. Daß die schwarze Farbe, welche man sieht, nicht mehr die ist, welche durch Luthers Tinte entstand, leidet wohl keinen Zweifel. Sie möchte wohl längst verschwunden seyn, wenn sie nicht von den Kastellanen der Burg immer wieder aufgefrischt würde. Daß aber Luther jenen Wurf wirklich vollbrachte, indem er über eine zudringliche, ihn quälende, im Nachdenken störende Fliege in Hitze gerieth, und bei dem ihm ohnehin gegenwärtigen Gedanken an den Teufel, den er für den wichtigsten Feind seiner Aufklärung halten mußte, das Tintenfaß nach ihr schleuderte, um sie los zu werden, möchte bei seinem heftigen Charakter gar keine unwahrscheinliche Handlung seyn, und daher nicht wohl hinweggeläugnet werden können. Freilich hat man der Glaubwürdigkeit dieses Vorfalls dadurch geschadet, daß man mehrere solche Tintenflecke fabricirte und sie alle für gleiche Würfe nach dem Teufel ausgiebt.

Die Reformation, die sich nach Luthers Entfernung von der Wartburg, sehr schnell verbreitete, hatte bald hier selbst die Folge, daß bei der Kapelle auf der Wartburg, in welcher Luther sehr oft gepredigt hat, das bis jetzt dahin

zu ihrer Beleuchtung gegebene Oel ganz wegfiel, und die dabei angestellten Geistlichen keinen weitern Dienst verrichteten. Von den Wiedertäufern wurden einige auch auf die Wartburg in Verwahrung gebracht. Einer davon, Fritz Erbe, saß im hintern Thurme, wo er auch nach funfzehn Jahren starb. Einst schlug der Blitz in diesen Thurm und zündete. Fritz machte den heftigsten Lärm, der endlich von des Amtmanns Leuten gehört und das Feuer gelöscht wurde.

Wartburg hatte immerfort eine Art von Aufseher oder Befehlshaber, und war auch stets mit Kriegsvorräthen versehen. Im Jahre 1567 hielt sich daselbst die Gemahlin Johann Friedrichs II, eines Sohns Herzogs Johann Friedrich des Großmüthigen, einige Zeit auf, als ihr Gatte bei den bekannten Grumbachschen Händeln in kaiserliche Gefangenschaft gerathen war.

Im Jahre 1596 kam, bei einer Theilung des Landes, die Wartburg an den Herzog Johann Ernst. Dieser wählte sie und Eisenach zu seinem Wohnsitze, und verwendete deshalb viel auf ihren Unterhalt. Die Auffahrt, den Steinweg, ließ er erweitern und bequemer einrichten, auch die Kapelle erneuern und an seinem Geburtstage einweihen. Wahrscheinlich rühren darin die jetzt noch an dem fürstlichen Stande befindlichen sechs Wappen, von dieser Zeit her. In dieser Kapelle wurde nachher am dritten Pfingstfesttage gewöhnlich eine Predigt gehalten, was jedoch, wegen des dabei getriebenen Unfugs, bald wieder abgeschafft wurde. Der Herzog soll auch das jetzt auf dem

Rittersaale stehende Modell vom ehemaligen Schlosse Grimmenstein zu Gotha verfertigt, so wie mehrere Handmühlen erfunden haben, wovon die eine, welche jetzt unter dem Landgrafenzimmer steht, noch vor dreißig Jahren zum Malzschroten gebraucht wurde. Sein und seiner Gemahlin — eine Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessenkassel — Bild in Lebensgröße, worauf die Wartburg, wie sie damals aussah, dargestellt ist, hängen noch im Landgrafenzimmer.

Nach des Herzogs Tode, 1638, erhielt die Wartburg eine ordentliche Wache, aus einem Hauptmann und zwanzig Mann, die ihr in jenen unsichern Zeiten nicht nur zur Beschützung, sondern auch zur Reinigung der Umgegend von streifenden Soldaten, dienen mußten. Das Land kam an die indessen entstandenen Linien zu Weimar und Altenburg, und bei einer Theilung derselben, 1640, fiel Eisenach nebst der Wartburg an die Weimarsche Linie. Eine Theilung unter dieser, machte bald darauf den mittlern Bruder, Herzog Albrecht, zum Herrn der Wartburg, der aber nach vier Jahren schon in Eisenach starb. Seine beiden Brüder, Wilhelm der Große zu Weimar, und Ernst der Fromme zu Gotha, theilten sich, 1645, abermals, und da fiel die Wartburg wieder der Weimarschen Linie zu. Der Herzog Wilhelm von Weimar bestimmte die Wache der Burg auf einen Unteroffizier und zwölf Musketiers. Die Landstände fanden indessen deren Verpflegung zu kostbar, und da wurde sie um sechs Musketiers vermindert, die nun in fürstliche Dienste traten, und die Wache mußten, nach wie vor, die Bürger von Eisenach mit versehen.

Im Jahr 1655 wurde der Leichnam des, schon 1639 gebliebenen, Herzogs Bernhard von Weimar, von Breisach, wo er bis dahin beigesetzt war, hierher gebracht, einige Tage in der Kapelle verwahrt, und dann nach Weimar ins Erbbegräbniß abgeführt.

Herzog Wilhelm starb mit Hinterlassung von vier Söhnen. Diese theilten sich zwar 1668 in die Länder ihres Vaters, aber die Wartburg blieb eine gemeinschaftliche Besitzung. Sie litt hierunter keineswegs, wie dies wohl sonst bei ähnlichen Gemeinschaften der Fall war und ist. Sie wurde durchaus in gutem Stande gehalten und viel auf ihre Unterhaltung und auf ihre Befestigung verwendet. In dieser Gemeinschaft verblieb die Burg auch bei allen darauf folgenden Landestheilungen, und erst mit dem Erlöschen der Sachsen-Eisenachschen Linie, am 26. Jul. 1741, hörte diese auf; denn da fiel das Fürstenthum Eisenach an Weimar, in dessen Besitz es sich noch jetzt mit der Wartburg, befindet.

Zur Verwahrung von Gefangenen ist die Wartburg seitdem mehrere Male gebraucht worden. So wurde im Jahre 1765, nach dem Freimaurer-Convent in Altenburg, ein Gefangener hingebracht, den man auf das sorgfältigste verwahrte und beobachtete. Er saß in derselben Stube, wo Luther wohnte, und starb auch hier nach zehn Jahren. Späterhin wurden auch einmal einige unruhige Studenten aus Jena hierher versetzt, um einzusehen, daß ein Student nicht das Recht habe, über alle bürgerliche Ordnungen und Formen gerade hinweg zu schreiten.

Im Jahre 1778 wurde die vormalige Vogtei oder Hofstube, die bei ihrer Baufälligkeit nicht mehr zu erhälten war, abgebrochen. Aus demselben Grunde geschah dies auch 1791 mit dem sogenannten neuen Hause, das Friedrich mit der gebissenen Wange im Jahre 1317 von Holz hatte aufführen lassen. An seine Stelle wurde, in Verbindung mit dem hohen oder großen Hause, 1793 ein neues steinernes Gebäude errichtet.

Im Jahre 1804 ließ der jetzige Großherzog von Weimar, aus dem Zeughause in Weimar mehrere alte Waffen, Menschen- und Pferde-Harnische und Rüstungen auf die Wartburg bringen, und im Landgrafenzimmer, so wie in einem besondern Waffensaale ordnen und aufstellen. Diese ganz hierher passenden Alterthumsstücke enthalten viel Schönes und Merkwürdiges. Unter andern die reich verzierten Harnische des Landgrafen Ludwig des Eisernen, der beiden Prinzen Ernst und Albrecht, die ihres Räubers, Kunz von Kaufungen, des Herzogs Bernhard von Weimar, des Papstes Julius II, Heinrichs II Königs von Frankreich, und sogar einige Damenharnische. Auch ließ der Herzog viele alte Fürstenbilder und Gemälde im Rittersaale aufhängen, die vorher in fürstlichen Gebäuden in Eisenach sich befanden.

In den Jahren 1810 bis 1813 wurde das aus dem alten Marstalle entstandene Zeughaus, das nebst der Umfassungsmauer den Einsturz drohte, neu aufgeführt, und verwahrt jetzt einige ganz alte Gewehre, Fahnen und kleine Kanonen.

Alle diese bedeutenden Verbesserungen, Vorrichtungen und verwendeten Kosten, zeigen von dem herrlichen, höchst trefflichen Sinne des Großherzogs für die Erhaltung deutscher Alterthümer überhaupt und von der Achtung und Verehrung für diese Burg insbesondere, die in so vielfacher Hinsicht unter die merkwürdigsten deutschen gehört und so sehr verdient, der Nachwelt erhalten zu werden. Möge dies schöne Beispiel des ehrenden Alterthums recht vielen deutschen Regenten zur Nachahmung dienen und die Wartburg, von allen ihren künftigen Besitzern, mit gleicher Sorgfalt gepflegt werden, damit man sich nach Jahrhunderten noch ihres Anblicks erfreuen, damit man wallfahren könne, nicht zu den Ruinen, sondern zur erhaltenen ehrwürdigen Zelle unseres großen Luther.

Die Geschichte und die Schicksale der Wartburg, von ihrem Beginnen bis auf den heutigen Tag, kennen wir nun. Sie sind uns glücklicher Weise, mit wenigen Lücken, alle treulich aufbewahrt worden, und auch hierin zeichnet sich die Wartburg vor so vielen Burgen auf deutschem Boden aus. Nun wollen wir noch die alten Reste in ihrem jetzigen Zustande kennen lernen.

Von Eisenach kann man auf verschiedenen Wegen zu ihr gelangen, wovon der kürzeste eine halbe Stunde erfordert. Durch drei Thore wird sie verschlossen. Zwischen dem ersten und zweiten war die Zugbrücke, jetzt eine feststehende. Wenn man das zweite und dritte Thor, welche

unter einem Thurme wegführen, der schon 1558 zum Theil abgetragen ward, hinter sich hat, ist man im innern Burgplatze. Rechts ist das vormalige Ritterhaus, in welcher Benennung seine Bestimmung uns aufbewahrt ist. In ihm befindet sich die merkwürdige Stube, die Luther, während seines hiesigen Aufenthalts, bewohnte. Früher hatte sie zwei Fenster, wovon späterhin eins zugemauert und das andere mit einem eisernen Gitter versehen wurde, weil mancher Gefangene hier saß. Sehr bedauern muß man, daß diese Stube nicht in dem Zustande, in welchem Luther sie verließ, mit allen den Möbeln und Geräthen, deren er sich bediente, unverändert blieb und erhalten wurde. Mit welchen schönen Erinnerungen und heiligen Empfindungen würde man sie dann betreten, vom Geiste unsers großen Mannes sich umweht fühlen, und nicht, wie jetzt, beklagen müssen, sie eines Theils der Erhellung beraubt und in eine Gefangenstube gewöhnlicher Art verändert zu sehen, wodurch sie, ich will nicht sagen, entehrt, aber doch auch wirklich nicht geehrt wird. Luthers Bild, das hier hängt, soll von Lukas Kranach seyn. Ist dem wirklich so? Man zeigt an mehreren Orten Luther von Kranach gemalt. Sind das Kopien oder Originale? Schwerlich das letztere! Wahrscheinlich geht es aber damit, wie mit so mancher andern Reliquie, die an vielen Orten zugleich und immer als Original gezeigt wird. Auch die Wachstube und die Wohnung des Burgkastellans, der Fremde herumführt und bewirthet, ist in dem Ritterhause.

Weiterhin steht links ein Gebäude, das, wie oben erwähnt ist, erst im Jahre 1793 erbaut wurde. Vorher stand ein hölzernes da, das Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange im Jahre 1317 erbauen ließ, und das noch in Rechnungen aus dem 16ten Jahrhundert „das neue Haus" genannt wird. An dieses schloß sich damals der mittlere und Hauptthurm der Burg an, der nach und nach, wegen seiner Baufälligkeit, immer mehr abgetragen wurde, und bei Aufführung jenes neuen Gebäudes ganz verschwand. An dieses sogenannte neue Haus stößt ein großes steinernes Gebäude, welches unter dem Namen: des großen und hohen Hauses, vorkommt und die Wohnung der Landgrafen war. In ihm zeigt man noch das Landgrafenzimmer, worin mehrere Gemälde befindlich sind, von denen eines den Landgrafen Ludwig den Eisernen von Thüringen in Lebensgröße darstellt. Schade, daß Vieles darauf die Zeit schon verwischt hat. In diesem Zimmer sind auch die, schon näher angegebenen, Rüstungen aufgestellt. Ueber ihm ist der große Rittersaal, der noch vor einigen Jahren zum Heuboden diente, jetzt aber mit vielen alten Fürstenbildern geziert ist. Vor diesem, nach dem Burghofe hin, ist eine Gallerie, welche, wie man noch bemerkt, nach sonstigem Geschmack, prächtig gewesen seyn muß. Unter dem Rittersaale, an der Ecke nach Süden zu, ist die kleine Burgkapelle, worin Luthers kräftige Stimme oft erscholl. Unter ihr ist ein Gewölbe, das sonst zur Aufbewahrung von Speisen — die Küche lag davor — gebraucht seyn mag, und jetzt ein Archiv von alten Rech-

nungen ist, und unter diesem wieder befinden sich, neuerdings dahin verlegte Pferdeställe. Weiterhin, auf der Ecke nach Südwesten zu, steht ein viereckiger Thurm. Er war ehedem viel höher als jetzt, und diente zu einem Gefängnisse. Jetzt wird Pulver darin aufbewahrt, daher er auch der Pulverthurm heißt. An diesen stößt das Brau- und Waschhaus, vor welchem auf dem Burghofe ein Ziehbrunnen ist, der aber nur sparsam Wasser giebt. Gleich neben dem Brauhause steht ein in den Jahren 1810 bis 1813 neu aufgeführtes Haus, worin alte Gewehre, Fahnen und kleine Kanonen aufgestellt sind. Vorher stand hier ein Gebäude, daß zuerst ein Pferdestall, dann ein Zeughaus war. Unter ihm ist noch ein alter großer Keller.

Außer diesen noch vorhandenen Gebäuden sind, wie man aus mancherlei Umständen und Merkmalen schließen kann, noch einige da gewesen, welche alle zusammen den langen Hofraum einschlossen. Freilich mag die jetzige Wartburg, der Wartburg vor siebenhundert Jahren nicht mehr gleichen, und träte Graf Ludwig der Springer hervor aus seiner Gruft, und schauete sie an, so möchte er in ihr schwerlich die Prachtburg wieder erkennen, die er hier gründete; aber es sind doch noch einige der Urgebäude vorhanden, deren Ehrwürdiges auf die neuern zurückstrahlt, auch auf sie übergeht, auch sie weihet.

Für jeden Deutschen muß der Anblick der Wartburg etwas Herzerhebendes, etwas Ergreifendes haben, und könnte das Vaterland je vergessen, was es dem großen, ewig einzigen, Reformator zu verdanken hat, so würde

diese Burg sein Andenken stets erneuern. Um Luthers Andenken zu verewigen, bedarf es wahrlich keines Denkmals, über das schon so lange und so viel geredet, geschrieben, vorgeschlagen und noch immer nichts geschehen ist. Seine Thaten, seine Schriften, sind sein schönstes, das keine Zeit verwittern noch verlöschen wird.

Wartburg wird sehr viel von Fremden und Einheimischen besucht. Wer möchte auch wohl der Straße ziehen, ohne sie nicht besehen zu haben und zugleich einer Aussicht von ihr zu genießen, welche ungemein lieblich ist. Man blickt überall in ein fruchtbares, durchgängig bebautes Land, daß zwar nicht durch große Städte und weit her prunkende Palläste, aber desto reicher mit einer Menge von Flecken, Dörfern und einzelnen Höhen geschmückt ist und das Gepräge der Wohlhabenheit und großen Betriebsamkeit trägt. Die Stadt Eisenach, dicht unter dem Berge, der Inselsberg, und die über acht Stunden entfernte hohe Wachsenburg, jenseits Gotha, sind darin besonders hervortretende Punkte.

Um Wiederholungen zu vermeiden, mögen sich der Geschichte der Wartburg, hier noch einige Nachrichten von verschiedenen Burgen, die in ihrer Nähe lagen, zum Theil ihrentwegen entstanden, in ihre Schicksale genau verflochten, und oben schon beiläufig erwähnt sind, anreihen. Es sind dies: Metilstein, Eisenacherburg, Frauenburg, Rudolphstein, Malittenburg und Aschburg.

79.

Metilstein.

Mittelstein, in der gemeinen Mundart Mädelstein, lag Eisenach gegen Westen, und zwischen diesem und der Wartburg. Die ältesten einheimischen Geschichtschreiber erzählen nichts von ihrem Erbauer und ihrer Entstehungszeit, sondern nur von ihren Besitzern. Dies waren die im Mittelalter bekannten und angesehenen Ritter von Frankenstein, welche in dieser Gegend viel Eigenthum gehabt haben sollen. Woher der Name kommt, hat man verschiedentlich zu erklären gesucht, und bald eine Erbauerin, die Metile geheißen, bald das Liegen in der Mitte zwischen Eisenach und der Wartburg, als Veranlassung dazu angegeben. Die letztere Angabe ist jedoch ganz irrig; denn, als Metilstein erbauet wurde, dachte noch Niemand an die Wartburg, und als diese entstand, führte jene schon längst den Namen Metilstein.

Als Graf Ludwig II um das Jahr 1067 die Wartburg bauen wollte, erhoben die Frankensteiner ein gewaltiges Geschrei dagegen, und meynten, der Berg gehöre ihnen, auf den Ludwig seine Burg hinzusetzen beschlossen. Ob sie recht hatten, bleibt ungewiß. Wohl konnte es seyn, denn in dieser Zeit waren die Besitzthümer überhaupt noch nicht genau abgegrenzt. Möglich ist es aber auch, daß sie durch dies Vorgeben nur den Bau in ihrer Nähe hintertreiben wollten, da ein Graf Ludwig von Thüringen für ihre Sicherheit und Existenz, freilich kein wünschenswer-

ther Nachbar war. Doch, ihr Protestiren half nicht, wie schon oben erzählt worden ist, und sie mußten es, obwohl mit Ingrimm ansehen, daß Wartburg emporstieg.

Zur Zeit des thüringischen Erbfolgekrieges gehörten die Frankensteiner zur Parthei der Sophie von Brabant, stritten tapfer mit und am längsten gegen Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen. Herzog Albrecht von Braunschweig, der Sophien beistand, und im Jahre 1256 selbst nach Eisenach kam, legte auch Truppen in die Burg Metilstein zur Beobachtung der Wartburg. Im Verlaufe des Krieges war Markgraf Heinrich so glücklich, 1261 ganz Thüringen, bis auf Eisenach und die Burg Metilstein, im Besitz zu haben. Um jene nun zu nehmen, bedurfte er auch dieser. In derselben stürmischen Januarsnacht 1262, wo er Eisenach nahm, ließ er auch Metilstein von der Wartburger Besatzung, an der westlichen Seite, bestürmen. Und da das schreckliche Getön der Sturmglocken in Eisenach, das grause Geschrei der Bestürmer und das Wehklagen der Einwohner, die Aufmerksamkeit der Metilsteiner Besatzung ganz hinnahm und von ihrem eigenen Platze ableitete; so gelang es den Wartburgern, ohne Wiederstand Metilstein zu ersteigen und zu nehmen. Die ganze Besatzung nebst den Eigenthümern wurden gefangen, und da es für die Wartburg immer gefährlich war, einen festen Platz eines andern Eigenthümers auf der Nähe zu haben, so ließ Markgraf Heinrich die Burg Metilstein in Brand stecken und gänzlich zerstören. Was aus den Rittern von Frankenstein wurde, ist nicht

bekannt; Metilstein bekamen sie aber nicht zurück. Dies blieb in seinem zerstörten Zustande liegen, stand aber nach vierzig Jahren noch einmal auf eine kurze Zeit wieder auf, und zwar bei Gelegenheit der Belagerung der Wartburg, welche 1306 König Albrecht unternehmen ließ, um sie Landgraf Friedrichen mit der gebissenen Wange, zu entreißen. Der Vogt, Graf Wildenau, den er nach Eisenach gesetzt hatte, leitete diese Belagerung. Zur Bedeckung des Weges zwischen Eisenach und der Wartburg besetzte dieser unter andern auch die Ueberreste Metilsteins, welche er wahrscheinlich, so viel es sich in der Eile thun ließ, wieder etwas zu befestigen suchte. Aber schon bald darauf erfolgte das Ende dieser Fehde, und seitdem liegt Metilstein in Trümmern, ward nie wieder hergestellt, und verschwand allmählig. Im Jahre 1630 standen noch viele Mauernstücke, jetzt aber erblickt man an ihrer Stelle, eine künstliche Ruine, welche ein nun verstorbener Kaufmann Röse in Eisenach dahin stellte, der den sonst kahlen Berg durch Anpflanzungen in einen freundlichen Lustwald umschuf und den Eisenachern dadurch einen höchst angenehmen Aufenthalt verschaffte. Ihm zum Andenken heißt die Anlage, Rösens Hölzchen.

80.

Die Eisenacherburg

lag der Wartburg gegenüber, nach Süden hin. In dem thüringischen Erbfolgekriege erbauten sie die brabantisch gesinnten Eisenacher — daher ihr Name — im Jahre

1259, um die, vom Markgrafen Heinrich dem Erlauchten besetzte, Wartburg einzuengen und zur Uebergabe zu zwingen. Die Schnelligkeit, mit der sie hingestellt werden mußte, ließ es nicht zu, sie von Steinen, sondern nur von Holz zu bauen. Für ihre kurze Dauer war das aber auch schon hinreichend; denn schon im Herbste 1261 zerstörte sie Heinrich wieder.

Gleich dem Metilstein wurde sie hierauf, 1306, bei Gelegenheit der Belagerung der Wartburg durch König Albrecht, ebenfalls vom Eisenachschen Vogt, Grafen Wildenau, mit Mannschaft besetzt und ein hölzerner runder Thurm auf einem Mauergrund auf der alten Stelle errichtet. Es scheint jedoch, daß diese neue Anlage damals von dem siegenden Friedrich mit der gebissenen Wange, nicht gänzlich zerstört wurde; denn im Jahre 1630 sah man noch die Stätte eines großen runden Thurmes, um welche das Gemäuer rund herum vorhanden war, und selbst noch jetzt sieht man die Stelle genau, wo dieser Thurm gestanden hat, nebst Vertiefungen, die in Felsen gehauen sind.

81.

Die Frauenburg,

auch Viehburg genannt, lag der Wartburg ebenfalls nach Süden zu, gegenüber, und nicht fern von der Eisenacherburg, auf einem felsigen Berge, der nur durch den Kälbergrund von dem jener Burg getrennt wird. Ihre kurze Geschichte ist ganz die der Eisenacherburg. Zugleich mit

dieser, und in gleicher Absicht, wurde sie von den Eisenachern, im Jahre 1259, von Holz erbaut und zwei Jahre darauf vom Markgrafen Heinrich genommen und zerstört. In ihrer Benennung wollten die Erbauer wahrscheinlich ihre Anhänglichkeit zur Sophie von Brabant ausdrücken. Seit dem vierzehnten Jahrhundert nennt man sie auch die Viehburg, weil damals in der Gegend ein kleines Vorwerk angelegt ward, das aber späterhin wieder einging. Jetzt findet man fast gar keine merkliche Spur mehr davon.

82.

Rudolphstein.

Unter seine treuesten Anhänger konnte Markgraf Heinrich der Erlauchte, während des thüringischen Erbfolgekrieges, auch den tapfern thüringischen Dynasten und Ritter, Schenk Rudolph von Vargel oder Vargula, zählen, und er erhielt von dessen Anhänglichkeit einen sichern Beleg im Jahre 1259. Als hier die Eisenacher ihre beiden Vesten, die Frauen- und die Eisenacherburg, kaum gebaut hatten, baute ihnen Rudolph flugs auch eine Burg auf die Nase, um sie im Zaum und Respekt zu erhalten, und ihnen, so wie der Stadt Eisenach, die Straße aus Franken abzuschneiden. Was der Rudolphstein, — so hieß die Burg, — im Laufe des Krieges für Schicksale gehabt hat, und wann sie untergegangen ist, weiß man durchaus nicht. Ja, man weiß kaum ihren Standort mit einiger Wahrscheinlichkeit anzugeben. Schuh-

macher

macher *) läßt unter zwei Stellen die Wahl. Die eine ist ein hoher Felsen nordwärts am Eingange des Landgrafenloches, der der Eisenacher- und Frauenburg gerade gegenüber liegt, und die zur Beobachtung des Wegs nach Franken sehr schicklich gewählt gewesen wäre. Man sieht aber durchaus keine Spuren von einem ehemaligen Gebäude. Dagegen findet man deren etwas weiter nach der Stadt Eisenach zu, auf dem breiten Gescheide, über der Felsenwand, die von dem an derselben herablaufenden Wasser immer naß ist. Hier sieht man noch einen im Felsen eingefahrnen Weg, der von der Koff bis an den äußersten Rand dieses, oben flachen, Gebirges geht. Da nun auf diesem hohen Berge weder Holz noch Länderei ist, weshalb dieser Weg hätte entstehen können; so ist es höchst wahrscheinlich, daß hier die Burg Rudolphstein stand. Früherhin will man auch in dieser Gegend noch Ueberbleibsel von Mauern gefunden haben. Rudolph von Vargel war es auch, der im Jahre 1263, durch die zwischen Halle und Wettin den Feinden Heinrichs gelieferte Schlacht, der ganzen Fehde damals ein Ende machte.

83.

Malittenburg.

Diese Burg lag über dem Dorfe Fischbach, ½ Stunde von Eisenach, und wurde von denen von Lupnitz, kurz vor

*) In seinen Merkwürdigkeiten der Stadt Eisenach.

dem Ausbruche des thüringischen Erbfolgekrieges, zu ihrer eignen Sicherheit erbauet. Ihr Daseyn war aber von kurzer Dauer, denn die Lupnitze hielten es mit der Sophie von Brabant, daher Markgraf Heinrich auch ihre Burg, im Jahre 1261, zerstörte. Sie scheint nicht wieder aufgebaut worden zu seyn, und gegenwärtig findet man keine Spur mehr von ihr.

84.

A s ch b u r g.

Diese längst schon verschwundene Burg lag ebenfalls in der Nähe von Eisenach. Ihr Name kommt bei keinem alten einheimischen Chronisten vor, sondern nur in einer eisenachschen Urkunde aus dem dreizehnten Jahrhunderte. Da man durchaus nichts von ihr weiß, so muß sie wohl eine der frühesten Burgen dieser Gegend gewesen seyn. Auch selbst ihr Standort läßt sich nicht mehr mit Gewißheit angeben. Noch jetzt heißt aber die mit Holz bewachsene Wand, an der linken Seite des gehauenen Steins nach dem breiten Gescheide zu, die Aschburg, und wahrscheinlich stand sie hier Im Anfange des 17ten Jahrhunderts fand man auch in dieser Gegend, wo nachgegraben wurde, alte Mauern, die vielleicht einst zu dieser Burg gehörten.

* * *

Außer Schuhmachers Merkwürdigkeiten der Stadt Eisenach und seinen vermischten Nachrichten zur sächsischen und besonders Eisenachschen Geschichte, ist besonders die Schrift:

Schloß Wartburg, ein Beitrag zur Kunde der Vorzeit, vom Oberconsistorialdirector Herrn Thon in Eisenach, wovon 1815 die 3te Auflage erschien, mein Führer gewesen; denn nach diesem, so erschöpfenden als gründlichen Werke, noch Neues und Richtigeres über die Wartburg sagen zu wollen, möchte ein vergebliches Bemühen gewesen seyn.

Von wenigen Burgen wird es so viele größere und kleinere Abbildungen geben, als von der Wartburg. Das Interesse daran erzeugte diese Menge, wo freilich Gutes mit Schlechtem gemischt ist. Aeltere Abbildungen sind die in Merians Topographie von Obersachsen, Thüringen und Meißen 1650, Fol. S. 49, und dann in Schuhmachers vermischten Nachrichten zur sächsischen und besonders zur Eisenachschen Geschichte. Von neuern möchten wohl die beiden kolorirten Blätter von Kraus, von 13 Zoll Länge und 8½ Zoll Höhe, so wie acht kolorirte verschiedene Blätter von v. Todtenwarth und Horny, die bessern seyn. Kleiner, aber gut sind vier Blätter von Dr. Stieglitz und Darnstedt, in dem vom erstern 1802 in klein Querfol. erschienenen Gedichte: Die Wartburg in Thüringen, das 1809, mit denselben Kupfern und von einer prosaischen Beschreibung begleitet, als zweite Ausgabe wieder erschien. Die Ansicht von Bartel in 4., welche dem in Gotha 1806 erschienenen Journale „Deutschland" und dann im Jahre 1813 den „Erholungen" beigefügt war, zeigt auch Eisenach mit, und empfiehlt sich durch Treue und Sauberkeit. Im Jahrgange 1814 der Zeit. f. d. eleg. Welt findet man auch eine Ansicht, der aber Treue in der Darstellung gänzlich

abgeht. Als kleine Vignetten sieht man die Wartburg, vor der 2ten und 3ten Ausg. des Thon'schen Schloß Wartburg, denen auch ein Grundriß der Burg beigefügt ist; ferner vor dem 3ten Bande der Reisen der Salzmann'schen Zöglinge, von Endner gestochen; und endlich vor dem 2ten Bande von Bechsteins Naturgeschichte Deutschlands, 2te Ausgabe 1805. Auch vom Innern der Kapelle auf der Wartburg, ist eine Abbildung vorhanden und bei Bärecke in Eisenach für 8 Gr. zu haben.

---

85. 86.

Rodenstein und Schnellert im Odenwalde.

Im Odenwald stand hochgethürmt
Ein festes Ritterschloß,
Das längst schon, von der Zeit erstürmt,
In wüste Trümmer schoß.
Der Rücken eines Felsens beugt
Sich, unter ihrem Graus.
Durch das Geklüft der Mauer fleugt
Der Uhu ein und aus.

Langbein.

85. 86.

Rodenstein und Schnellert.

Im finstern Odenwalde, der seine Aeste von der Bergstraße bis an die Tauber, vom Neckar bis an den Mayn erstreckt, da dämmern die mürben Reste der uralten Burgen Rodenstein und Snellert, den scheuen Trittes nur, der Wanderer sich naht, fühlend das schauerliche Wehen einer Geisterwelt um sie her.

Von wildem Gebüsch umwachsen, von üppigem Epheu höchst malerisch durchschlungen und bekleidet, liegen

Rodensteins

Trümmer, sechs Stunden von Darmstadt entfernt, in der Grafschaft Erbach. Von einer Anhöhe, welche höhere Berge auf drei Seiten überragen, blicken sie nach der vierten, über einen nahen Pachthof hinweg, in ein enges, vom Eberbach bewässertes, Thal, in welchem zerstreute ärmliche Hütten das Dörfchen Ebersbach bilden, und darüber hin nach dem Städtchen Reichelsheim.

Wer es war, der diese, in früher Zeit höchst wilde, rauhe Gegend, zum Aufenthaltsorte wählte, und Rodenstein, aus rothem Sandstein — daher wohl der Name — erbaute, das weiß man eben so wenig, als wann es geschah. Daß Rodenstein aber der Stammsitz des alten Geschlechts der Ritter von Rodenstein gewesen, ist gewiß. Zwar klein von Umfang war ihre Burg, aber reichlich begütert, nicht nur in dieser Gegend, sondern auch an andern Orten, und von großem Ansehn, waren ihre Besitzer.

Im Jahre 1265 kommt zuerst ein Rodensteiner, als Zeuge in einer Urkunde des Landgrafen Heinrich von Hessen vom 29ten September, vor. Er wird Marschall von Rodenstein, marscalcus de Rodinstein miles, genannt, woraus ersichtlich scheint, daß ihre Burg damals bereits stand. Aus dem 14ten Jahrhunderte sind mehrere Urkunden noch vorhanden, welche Rodensteiner theils ausstellten, theils ihrer erwähnen. So verpfändeten im Jahre 1346, Heinrich von Rodenstein, mit Bewilligung seiner beiden Brüder, Erkinger und Rudolph, für 600 Pfund Heller, ein Viertel ihrer Stammburg nebst dem Recht und Eigenthum an den Dörfern Neunkirchen, Lötzelbach, Steinau, Brandau und dem Zehnten zu Neutsch, an Graf Wilhelm II von Katzenellnbogen. Und 1356 bezeugen Heinrich und seine Hausfrau Agnes, daß sie auf den bereits versetzten Theil ihrer Burg, abermals 340 Pfund Heller vom Grafen Wilhelm vorgeschossen erhalten haben. Daß Heinrich, bei seinen andern beträchtlichen Besitzungen, einen Theil seiner Stammburg verpfänden mochte, bleibt

auffallend, zeigt aber, wie wenig er sie achtete. Die darüber ausgestellte Urkunde vom Allerheiligen-Tage, oder 1sten November, bezeichnet diesen Theil so: „eyn Vierteil „an dem Husse zu Rodenstein, inwendig an der Burg, „und uswendig an dem Vorhoife und eyn Garten zue be„wisen an myne Teil, und den Weg gemeyne uf und zu „reiden und zu farne, und den Walt das sesten teill zu „mynem Halbenteill zu allen Notzen. u. s. w." Und wie er durch diese Verpfändung in Hinsicht Rodensteins gebunden gewesen zu seyn scheint, ergiebt sich aus einer, zehn Jahre später ausgestellten, Urkunde, vermöge welcher Heinrich dem Grafen Wilhelm, 30 Pfund Heller zu zahlen verspricht, im Fall er an seiner Burg Rodenstein bauen wolle.

Im Jahre 1348 verkaufte Heinrich auch wieder, und zwar, wie die Urkunde vom 27sten März sagt, den achten Theil der Burg Rodenstein an seinen Oheim, Konrad Schenk von Erpach, der sich mit dem Lehnsherrn Grafen Wilhelm von Katzenellnbogen wegen der Lehn verglich.

Heinrichs zwei Söhne nannten sich Herren von Rodenstein-Lisberg, weil sie von ihrer Mutter, einer Tochter Werners von Liebes- oder Lisberg, einen Theil der Herrschaft Lisberg, (welche jetzt das Amt Lisberg im Großherzogthum Hessen in sich faßt,) erbten. Einer von ihnen, der Hermann hieß, war, unter dem Kaiser Rupert von der Pfalz, Landvogt in der Wetterau, ein Umstand, der das Ansehn der Rodensteiner, die sich oft an den höhern Adel anschlossen, beurkundet. Auch die zum vormaligen

fränkischen Ritterkanton Odenwald, gehörige Herrschaft Fränkisch-Crumbach, mit den Dörfern: Fränkischcrumbach, Bierbach, Eberbach, Erlau, Güttersbach, Michelbach und die Landenauer Freiheit, besaßen die Rodensteiner.

Die verpfändeten Theile der Burg Rodenstein sind nie wieder eingelöst worden, und als im Jahre 1671 die Rodensteinsche Familie, mit Georg Friedrich erlosch, da kamen ihre, bis dahin noch besessenen, Güter theils an die Familie von Ueberbruck, die sich seitdem Ueberbruck von Rodenstein nennt, theils an die Familie Gemmingen, Pretlack, Harthausen und Bobenhausen.

Seit wann die Burg Rodenstein verlassen und verfallen ist, weiß man nicht. Was noch jetzt davon steht, zeigt die, diesem Bande beigefügte, Abbildung.

Das hier Mitgetheilte ist alles, was wir von der dunkeln Geschichte der Rodensteiner noch wissen. Schwer möchte es auch werden, Licht darüber verbreiten zu können, was schon frühern Geschichtsforschern unmöglich gewesen ist. Aber noch dürftiger sind die Nachrichten von der Burg

Schnellart,

Schnellerts oder Snellert, welche beinahe zwei Stunden von Rodenstein, zwischen den Erbach'schen Dörfern, Bellstein und Oberkeinsbach, liegt, und so verfallen und verschwunden ist, daß kaum noch ein Schutthaufen ihre Stätte und den Umfang der Grundmauer bezeichnet. Möglich ist es, daß sie den Römern ihren Ursprung verdankt; denn am Fuße des Berges, worauf sie liegt, sind

unleugbare Spuren einer Niederlassung dieses Volks, welche man aufgegraben hat, anzutreffen. Eine Familie, welche sich von dieser Burg genannt hätte, kommt nirgends vor, aber der Name einer alten, edlen Familie Schnelle, oder Snelle, mit und ohne den Beinamen, von Schwanheim, findet sich in Urkunden aus der Gegend von Bensheim. Hier und in Schwanheim war diese angesessen und vielleicht nannte sie sich von der Burg so. Diese Vermuthung bestätigt einigermaßen der Umstand, da die Stadt Bensheim ehedem die Hälfte des Dorfes Nieder-Keinsberg, unweit der Burg Schnellart, besaß, wozu sie durch Kauf oder Schenkung von den Edlen Schnellen gelangt seyn mag. Wenn Etymologie hier erlaubt ist, und warum sollte sie das nicht? so könnte mit einiger Veränderung das Wort Schnellert, die Heimath der Schnellen bedeuten.

Unbeachtet und wenig gekannt würden wohl beide Burgen, Rodenstein und Schnellert, geblieben seyn, wie so manche andere in finstern Wäldern und wegelosen Gebirgen es noch jetzt sind, wenn nicht auf ihnen eine, in ganz Deutschland und selbst im Auslande gekannte Sage haftete, die wegen ihrer Eigenthümlichkeit sogar ein Gegenstand richterlicher Untersuchungen geworden ist. Sie lautet so:

In den Fehdezeiten des Mittelalters lebte auf der Burg Rodenstein ein Ritter, tapfer von Gemüth und schön von Gestalt, der allen seinen Nachbarn fürchterlich war, nur Jagd und Krieg, nie aber noch ein Weib liebte.

Da gab einst der Pfalzgraf bei Rhein ein Turnier zu Heidelberg und ladete die Ritter vom Neckar, Rhein und Mayn zu männlichen Spielen dahin ein. Auch Ritter Rodenstein erschien, denn wo es was zu balgen und ritterlich zu kämpfen gab, da fehlte er nie. Auf muthigem Rosse mit goldener Decke behangen, erschien er mit glänzendem Wappen und Helm mit Federn geschmückt, die seinen edlen Stamm, durch Ahnen erprobt, bezeugten. Tapfer, wie überall, war er auch hier, hob alle Gegner aus dem Sattel und ihm wurde dafür, der beste Dank aus der Hand der schönen und edlen Marie von Hochberg. Kaum hatte der wilde Ritter diese erblickt, so fühlte er sich überwunden. Rasch, wie in allen seinen Handlungen, gestand er ihr seine Neigung und seine Liebe, und Marie wurde sein Weib. Glücklich lebten sie auf Rodensteins Burg, und die sanfte Marie milderte bald das Wilde und Rauhe in des Ritters Leben und zog ihn schon allmählig ab vom Waffenspiel und Jagdtumult. Da begab es sich, daß er mit einem seiner Nachbarn in Fehde gerieth. Von neuem und mit Heftigkeit erwachte hierdurch die alte Neigung zum Kampf und Streit, die nur geschlummert hatte in den Flitterwochen des Ehestandes. Und da auch der erste Rausch seiner feurigen Liebe vorüber war, die stillen häuslichen Freuden ihm langweilten, so kam ihm diese Gelegenheit um so willkommner, sich wieder in den vorigen Strudel der alten Freuden des Kampfes stürzen zu können. Die Bitten und Thränen seines Weibes, ihr Flehen, zu bleiben, nicht selbst mit zu kämpfen, sein Leben dem Kinde

zu erhalten, daß sie unter ihrem Herzen trug, alles war vergebens, alles umsonst. Und als Marie endlich überwältigt vom Schmerz und banger Ahndung, auf ihre Knie vor ihm hinsank und mit Thränen flehentlich ihn zu bleiben bat, da stieß sie der barsche Mann mit rauhen Worten kalt von sich, eilte zur Burg hinaus auf seinem Streitroß, und ließ die Arme, einsam, trauernd, händeringend zurück. Bald darauf gebar sie einen todten Knaben und — starb. Ritter Rodenstein lag indessen draußen im Walde und lauerte in der Nähe der Burg Schnellert auf den Feind. Da sah er Nachts plötzlich vom Rodenstein her eine bleiche Gestalt sich ihm nähern. Und je näher sie kam, desto krauser sträubte sich das Haar auf dem Haupte des sonst so furchtlosen Ritters, denn es war sein Weib, seine Marie mit dem Knäblein auf dem Arm, die vor ihm schwebte, und mit dumpfer Stimme sprach: „Du hast dein Weib „gemordet, dein Kind gewürgt. Drum ziehe nun als ein „gefürchteter Kriegsbote im Lande umher und verkünde jetzt „und immerdar Krieg und aber Krieg."

Der Geist verschwand. Ritter Rodenstein aber fiel bald hernach im Gefecht. Halb todt brachte man ihn auf die Burg Schnellert, wo er verschied. Seitdem nun und bis auf den heutigen Tag, muß der irrende Geist des Ritters, wozu er verdammt ist, Krieg und Fehde verkünden. Steht dem deutschen Reiche ein Krieg oder sonst eine große Begebenheit bevor, so erhebt sich ein halbes Jahr zuvor, der Geist von der Burg Schnellert, wo er seinen Sitz zu haben scheint, mit seinem zahlreichen Troß, fährt mit Sau-

sen und Kriegsgetümmel, mit Lärmen und Geschrei, wie von Menschen und Pferden, mit Trommeln und Pfeifen und Trompeten, mit Wagengerassel und Gepraffel im furchtbaren grausigen Wirrwarr, das die ganze Umgegend erfüllt und die Anwohner erzittern macht, herab vom Schnellert, durch die Wälder und Thäler hinan auf die Burg Rodenstein, um hier seine Schätze in Sicherheit zu bringen. Hier verweilt er so lange, bis sich der Krieg zu Ende neigt und dann zieht er, wieder sechs Monden vor dem Frieden mit gleichem Geprassel und Spuk und Getöse, auf dem nemlichen Wege nach der Schnellertsburg zurück, doch immer ohne Jemanden Schaden oder Nachtheil zuzufügen, noch dem Auge sichtbar zu werden. Der Zug geht aber jedesmal und regelmäßig durch den Ackerhof eines Einwohners in Oberkeinsbach hindurch, der daher auch seine Thore gleich öffnet, wenn das Getümmel sich naht, weil sie sonst vom Geisterheer aufgesprengt werden.

So lautet die uralte, von Generation auf Generation fortgeleitete, Sage, die sich vor allen alten Sagen dadurch auszeichnet, daß das Ohr sich vom Daseyn und Spuken des darin auftretenden unbekannten Wesens lange Zeit und noch bis zum Jahre 1766 überzeugen konnte. Seine öftere Erscheinung im letztverflossenen Jahrhunderte, und die dadurch in der umliegenden Gegend verbreitete Furcht und Besorgniß der Einwohner, erregte die Aufmerksamkeit der Regierungen, und der Rodensteiner Geisterzug wurde ein Gegenstand gerichtlicher Untersuchung. Die Justizbeamten in Reichelsheim

vernahmen zu verschiedenen Malen Personen, welche Ohrenzeugen des Geistergetöses gewesen waren, zum Protokoll, um der Wahrheit näher zu kommen. Diese Protokolle sind im Amtsarchive zu Reichelsheim niedergelegt, in den Jahren 1742 bis 1766 aufgenommen und noch vorhanden. Die vernommenen Personen betheuern darin alle, den Lärmen auf die vorhin bezeichnete Art gehört zu haben, und nur eine derselben will einmal etwas Geisterähnliches gesehen haben. Nach 1764 hat man es nicht mehr der Mühe werth gehalten, solche Untersuchungen anzustellen. Der Geist scheint überhaupt nun erlöst zu seyn, denn er hat sich lange nicht gerührt. Der jetzige Besitzer jenes Hofes in Oberkeinsbach, versichert wenigstens, seit zehn Jahren durchaus nichts, dem alten Spuk ähnliches, gehört zu haben. Gewiß muß also wohl seine Erlösung seyn, denn in den letztverflossenen fünf und zwanzig Jahren hätte er doch währlich Veranlassung genug gehabt, aus und ein zu ziehen. Im Jahre 1815 erzählte ein französisches Zeitungsblatt, daß er sich wieder habe hören lassen, aber die Nachricht blieb was sie war, die Erfindung eines lustigen Kopfes, denn in der Gegend der Burgen wußte Niemand etwas davon und erfuhr diese Nachricht erst aus den Zeitungen.

* * *

Handschriftliche, mir von unbekannter Hand gewordene Nachrichten und die kleine Schrift von K. D.(ahl) in G.(ernsheim): Der Burggeist auf Rodenstein ꝛc. Frkft.

1816. 8., sind hier benutzt worden. — Im rheinischen Taschenbuche von 1815. 12. ist eine kleine, aber treue Darstellung der Reste von Rodenstein, von Mark gezeichnet und C. Heldenwang gestochen. Auch das Buch: Aehrenlese aus der Vorzeit von Th. v. Haupt. Elberfeld. 1816. 8., enthält eine Abbildung in 4. in Steindruck. Von der Burg Schnellert mag es schwerlich eine geben.

---

87 — 91.

Kocherstetten, Bartenau, Nagelsberg, Kocherstein und Lichteneck

im Fürstenthum Hohenlohe.

Es häufen sich Ruinen auf Ruinen
Aus Prachtgebäuden, die unsterblich schienen,
Und des Sturmes Stimme kündet laut:
Was Menschenhand erbaut,
Was Menschenreichthum schafft,
Wird schnell hinweggerafft!

L. Vogel.

Der mir unbekannte Verfasser der hier folgenden Nachrichten über fünf Burgen im Fürstenthum Hohenlohe, wünschte ihren ungetrennten Abdruck. Indem ich diesen Wunsch hiermit erfülle, füge ich zugleich für ihn meinen Dank für die Mittheilung dieser Nachrichten, so wie für die gegebene Hoffnung zu ähnlichen Beiträgen, an.

F. G.

87 — 91.

Kocherstetten, Bartenau, Nagelsberg, Kocherstein und Lichteneck.

Diese fünf Burgen liegen im Fürstenthum Hohenlohe in einem Umkreise von zwei Stunden, wo sie die schönste Parthie im ganzen Kocherthale bilden, daher auch hier vereint aufgeführt werden.

87.
Kocherstetten

liegt sehr romantisch auf der Spitze eines ziemlich hohen und steilen Berges, gerade in dem Winkel, wo der Kocherfluß auf seiner rechten Seite einen großen Bogen gegen ihn her beschreibt, und ist von den nächst gelegenen Kocherbergen von beiden Seiten durch Thal ähnliche Klingen getrennt, auf der Winterseite bis auf seinen Fuß herunter mit einem dichten Eichenwald, auf der Sommerseite aber mit Weinstöcken, Obstbäumen, und Kornfeldern bedeckt.

Um jenen Fuß herum liegt das Pfarrdorf Kocherstetten, an welchem der Kocher ganz nahe vorbeifließt.

Das Schloß ist bis unter das Dach ganz massiv, aus sehr dicken Mauern von Kalkstein erbauet, vier Stockwerk hoch, und formirt ein irreguläres Quadrat, welches einen kleinen spitzwinklichten Hof einschließt. Der Hauptbau liegt gerade nach Westen, gegen das Dorf Kocherstetten zu. Die beiden Seitenflügel sind eben so hoch als dieser, aber nicht so lang. Die Ostseite dieses Quadrats ist vermittelst einer Mauer, die sich auf der Südseite an das Schloß, an der Nordseite an einen viereckigen, hohen Thurm anschließt, geschlossen. Diese Mauer ist mit einer Brustwehr versehen, und so hoch, daß sie von der Seite des Eingangs, das Schloß mit sammt seinem Dache verdeckt. Das Schloß selbst enthält zwölf geräumige, aber nicht sehr helle, heizbare Zimmer, aus welchen man eine sehr hübsche Aussicht ins Kocherthal, bis hinunter nach Künzelsau hat. Der Thurm ist aus großen Quadersteinen erbaut, und hat seinen Eingang oben in dem vierten Stock des Schlosses, wo man gleich beim Eintritt auf ein viereckiges Loch, ein Verließ, stößt, von welchem nicht weit davon ein starker Haspel angebracht ist, vermittelst dessen man hinunter gelassen werden kann. Unter dem Schlosse ist ein hoher, sehr geräumiger Keller, der in vier Abtheilungen um das ganze Schloß herum führt.

Ein Zwinger, welcher mit mehreren kleinen, aber festen Thürmen versehen ist, umgiebt zunächst das Schloß. Außer diesem Zwinger ist ein breiter, sehr tiefer, ausge-

mauerter Graben. Durch die oben beschriebene Mauer, oder den Mantel, wie sie sonst genannt wird, geht das innere Burgthor, von welchem man vermittelst einer noch wohl erhaltenen Zugbrücke über den Graben gelangt. Von hier aus kommt man auf den Burghof, der gegen einen Morgen Land in sich faßt, und mit einer starken, von außen, sehr hohen Mauer eingefaßt ist. Am Ende dieser Mauer, gegen die Ebene hin, steht ein viereckiger Thurm, mit einem hohen Thor, durch welches man in das Freie gelangt. Außer diesem Thor ist abermals ein tiefer, ausgemauerter Graben, über welchem eine Zugbrücke führt. Innerhalb des Burghofes steht noch aus alten Zeiten eine Meierei und eine Kapelle, und aus neuern Zeiten ein schönes, hohes Wohngebäude, das sogenannte neue Schloß, und die Wohnung des Beamten.

Daß diese Burg zur Zeit, wo die Kanonen noch nicht so im Gebrauch waren, wie heut zu Tage, ziemlich fest gewesen seyn mag, erhellt aus dieser kurzen Beschreibung. Die Zeit ihrer Erbauung ist unbekannt, aber wahrscheinlich ist es, daß sie ihren Ursprung der Familie Baldner zu danken hat, die nach ihren Wohnsitzen oder andern Umständen zwar verschiedene Namen führte, als Stetten, Geilenkirchen, Geyer, Kleinkung ꝛc. mit dem Beinamen: genannt Baldner, aber alle einerlei Wappen hatten, nemlich: einen weißen Fisch im rothen Felde, und einen rothen Heidenhut mit schwarzem Federbusch. Gleich zu Anfang des 14ten Jahrhunderts kommen in Urkunden die Herren von Stetten vor, z. B. 1317 Marckolf von Stetten, 1353 Ber-

chold von Stetten ꝛc. Aebtissinnen im Kloster Gnadenthal waren 1366 Elisabeth von Stetten, 1422 Margareth von Stetten, 1450 Barbara von Stetten ꝛc.

Bis in die Mitte des 15ten Jahrhunderts bewohnte diese Familie das Schloß Stetten. Dann aber, 1461, verkaufte sie dasselbe an die Familie von Bartenau, die von dieser Zeit an sich auch von Stetten nannte, aber ihr Familienwappen: drei rothe Wurfbeile oder Parten im weißen Felde, und als Helmschmuck ein Frauenzimmer mit ausgeschnittenem Rock, in jeder Hand eine rothe Parte haltend, beibehielt, und bis jetzt noch in dem Besitze des Schlosses, und anderer sehr beträchtlicher Güter ist.

Im Jahre 1488 entstand ein heftiger Streit zwischen den Herren von Stetten und den Grafen von Hohenlohe, indem sich erstere die ganze Jagd zwischen dem Kocher und der Jaxt anmaßten, Hohenlohe nicht zugab, und deshalb auch kaiserliche Mandate ausbrachte. Hans und Sebastian von Stetten, genannt Waldner, verlangten ferner auch das an Hohenlohe heimgefallene Lehen von Hans Geyer zu Hall. Dieser Streit zog sich hinaus bis 1492. In der Zwischenzeit fügten die v. Stetten, von dem Schloß Stetten aus, den hohenlohischen Unterthanen großen Schaden durch Brennen, Rauben und Morden zu, worauf endlich die Grafen von Hohenlohe das Schloß belagerten. Am Dienstag Nachts vor dem Neujahrstage kamen die beiden Grafen Craft und Albrecht mit ihrer Mannschaft, überstiegen und nahmen den Vorhof sammt seinem Zwinger und den Thürmen in aller Schnelligkeit weg, und

bekamen die beiden Brüder Siegmund und Caspar von Stetten, die bei dieser Gelegenheit beide verwundet wurden, in ihre Hände. Sie hätten beinahe auch die eigentliche Burg erstiegen, in welcher die beiden Brüder Simon der Ritter, und Simon der jüngere, und Wilhelm von Stetten nebst 10 bis 12 Knechten lagen, wenn diese nicht noch bei Zeiten den Tumult auf dem Burghofe gehört, und die Hohenloher mit Schießgewehren und andern Waffen von den Mauern abgetrieben hätten.

Da nun der Pfalzgraf Otto und Graf Eberhard der ältere von Württemberg denen von Hohenlohe beträchtliche Hülfsvölker zuschickten, so nahm sich der Bischof Berthold von Mainz der hartbedrängten Stetten an, und schickte ihnen einige tausend Mann zu Hülfe, vermochte auch so viel über den Bischof von Trier, den Markgrafen von Brandenburg und den Landgrafen von Hessen, daß sie gleichfalls ein stattliches Heer zu dem seinigen stoßen ließen. Auch die Reichsstadt Hall sandte ihnen 100 Schützen, 1 Centner Lichter und einen Wagen voll Salz nach Künzelsau. Markgraf Friedrich von Brandenburg führte seine Leute in eigner Person an, und Jörg von Rosenberg besetzte Künzelsau mit 1200 Mainzern. Nun wurde vielfältig unterhandelt, und endlich die Sache dahin verglichen: 1) Daß binnen 8 Tagen von beiden Theilen alle Gefangene ohne Lösegeld zurückgegeben werden. 2) Die Grafen von Hohenlohe alles zurückgeben, was sie in dem Vorhof gefunden und genommen haben. 3) Es soll ein Gericht niedergesetzt werden, zu welchem der Bischof zu Mainz,

Pfalzgraf Otto, Markgraf Friedrich von Brandenburg und Graf Eberhard von Württemberg, jeder drei Räthe abordnet, und was dies Gericht erkennet, dabei soll es sein Verbleiben haben, und jeder Theil unverweigerlich nachkommen. Hierauf besetzte mit Bewilligung beider Theile, der junge Götz von Berlichingen die Burg, und behielt sie so lange inne, bis die Sache endlich zu Hall am Sonntag Lätare vorgenommen und geschlichtet wurde. Von dieser Zeit an hatte das Schloß Stetten keine feindliche Angriffe mehr auszuhalten, außer die, der Witterung, vor welcher sie jedoch durch ihre dicken Mauern so ziemlich geschützt ist.

88.

B a r t e n a u.

In den Urkunden des 14ten Jahrhunderts wird dieses Schloß die Veste Bartenawe genannt, und Wiebel sucht zu beweisen, daß dieser Name daher rühre, weil sonst an diesem Orte Barden sich aufgehalten hätten. Sey dem nun, wie ihm will, so ist wenigstens so viel gewiß, daß diese Veste sehr alt ist, und daß sie mit der Gegend, die man heute noch den Burghof nennt, einen beträchtlich großen Raum eingenommen hat. Gegenwärtig sieht man aber von alle dem, was sie war und umgab, gar nichts mehr, denn die ehemaligen Gräben und Mauern vor dem Schlosse sind eingeebnet, und theils zum freien Platze liegen gelassen, theils Bürgerhäuser darauf gebauet, und theils

zu Gartenanlagen um das Schloß herum benutzt worden. Es liegt eine Stunde von Kocherstetten, abwärts, an dem nordöstlichen Ende von dem Städtchen Künzelsau *), dicht an dem sogenannten Mühlgraben, einem Arm des Kochers, der ohnweit des Schlosses eine große Mühle, die sonst zum Schlosse gehörte, treibt.

Die Form des Schlosses ist ein irreguläres Quadrat, welches man aber wegen der an den vier Ecken angebrachten runden Thürme, und der, zwischen ihnen liegenden, eckigen, thurmähnlichen Anbaue und Erker, nur schwer dafür erkennt. Jeder von den vier Seitenbauen steht unter einem besondern Dache, ist vier Stock hoch, von welchen die zwei untern Stock massiv, und von sehr dicken Mauern, (wahrscheinlich die Ueberreste der alten Veste,) die obern Stockwerke aber von Holz gebauet sind. Das Innere des Quadrats bildet einen zwar kleinen, aber doch hellen und freien Hofraum. Unter dem Schlosse sind zwei große feuerfeste Keller. Die erste Etage über der Erde besteht meistens aus starken Kreuzgewölben. Der Haupt-

*) Nicht, wie es in dem geograph. stat. topograph. Lexicon von Franken, von Bundschuh, und auf der Charte des Fürstenthums Hohenlohe rc. von dem Major C. F. v. Hammer, 1806, angegeben ist, auf dem Berge! Das, was beide für die Rudera von Bartenau angeben, ist ein Wartthurm, der während der Streitigkeiten der Grafen von Hohenlohe mit den Herren von Stetten, 1488 erbauet wurde.

eingang in das Schloß liegt auf der Südseite, wo man durch ein großes Hofthor in den innern Hofraum gelangt. Diesem gegenüber ist ein ähnliches Thor, welches in den Garten führt. Zwei Wendeltreppen, wovon eine auf der Nord- und die andere auf der Westseite liegt, führen auf die höhern Etagen, die außer vielen Kammern und Kabinetten eine große Küche, einen 75 Schuh langen Saal, und 16 große, heizbare Zimmer enthalten, die zusammen 365 Fenster haben sollen. Aus den Fenstern des obern Stocks hat man fast auf allen Seiten hin eine vortreffliche Aussicht auf das Kocherthal, von Kocherstetten an, bis nach Ingelfingen.

Der Ursprung der alten Veste Bartenawe ist ungewiß; die ältesten, bekannten Besitzer von ihr waren die Grafen von Hohenlohe, die sie an Vasallen abgetreten haben, welche sich von ihr Bartenau schrieben, und einerlei Familie mit der von Gabelstein waren, wie aus beider Wappen, welches sich ganz gleich ist, erhellt.

Die ältesten bekannten Urkunden, die ihrer erwähnen, sind aus dem 14ten Jahrhundert. So heißt es z. B. in Unterschriften vom Jahr 1317: ich Götze v. Bartenawe. 1332 hatte Katharina von Bartenawe Schrott von Neuenstein zur Ehe, 1333 verkaufte Götz von Bartenawe alle seine Güter, die er auf der Mark Nagelsberg liegen hatte, an den Grafen Craft II von Hohenlohe. Noch heißt es in einem Kaufbrief von 1353: ich Götze v. Bartenawe Bernhards seeligen Sun, und Gutha Reschin mein ehlig Wirthin; und 1399 Agnes von Bartenawe.

In dem Jahr 1328 hatten an dieser Veste Antheil Gernot der jüngere und Taben v. Neuenstein, die damals mit dem Grafen Craft II von Hohenlohe einen Burgfrieden errichteten; späterhin auch die Herren von Stetten, und die Reichsstadt Hall. 1493 wurde zwischen Mainz, Hohenlohe, Hall und denen von Stetten ein Burgfrieden errichtet. 1514 verkaufte Kilian von Stetten seinen Antheil an den Grafen Albrecht von Hohenlohe für 210 fl. 1519 kam zu Künzelsau Feuer aus, wo 96 Häuser, nebst dieser Burg, abbrannten, und ein Herr von Stetten, Namens Gabriel, sein Leben in den Flammen verlor. Graf Albrecht von Hohenlohe stellte darauf die Burg um vieles erweitert und verschönert wieder her. 1593 vertauschten auch die von Hall ihren Antheil an Hohenlohe für das Schloß Vellberg, welches durch Ableben des Conz von Vellberg als Lehn den letztern heimgefallen war. 1679 wurde die Burg wegen Baufälligkeit abgetragen, und zufolge der Inschrift über dem Burgthor von dem Grafen Joh. Ludwig von Hohenlohe und seiner Gemahlin Magdalena Sophia, geb. Gräfin von Oettingen, wieder so, wie sie jetzt noch steht, neu aufgebaut. Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts versahe sie Graf Karl Ludwig von Hohenlohe-Weitersheim, der zu Zeiten hier residirte, mit einem besondern Stall und Küchenbau; ließ den Garten und Vorhof des Schlosses mit der sechs Schuh hohen Mauer einfassen, und das Schloß selbst mit seiner Lieblingsfarbe, nemlich Ockergelb, anstreichen.

89.

Nagelsberg.

Diese Burg liegt auf dem rechten Ufer des Kochers, an der Westseite des Pfarrdorfes Nagelsberg, und an dem Saume eines fast lothrechten, gegen 200 Fuß hohen kahlen Felsens, der ungefähr den dritten Theil der ganzen Höhe des Berges ausmacht, von welchem er nur einen Vorsprung bildet. Dieser Felsen wird auf der südlichen, unzugänglichen Seite nur durch eine schmale Chaussee, die durch das Thal führt, vom Kocher, der hier an seinem Fuße eine Mühle treibt, getrennt. Seine Westseite, an welcher die Deibach vorbei, in den nahen Kocher fließt, ist nicht so steil, und mit Obstbäumen bepflanzt.

Die Burg selbst, mit den dazu gehörigen Oekonomiegebäuden bildet ein längliches Viereck, welches einen kleinen, freien Hof einschließt. Seine Hauptseite, die auf der Zinne des Felsens ruht, und nach Süden hinsieht, besteht aus zwei an einander gebaueten Häusern, wovon das eine 3, und das andere 2 Stockwerk hoch ist. Bei beiden besteht der untere und höchste Stock aus sehr dickem und starkem Mauerwerk, welches ohne Zweifel viel älter ist, als die darauf gebaueten, ebenfalls schon sehr alten Stockwerke von Holz. Auf der Ostseite des Vierecks, schließt sich der ebengenannte, höhere Bau, vermittelst eines schmalen Zwischenbaues an einen sehr hohen viereckigen Thurm an, unter dessen Ziegeldach ein heizbares Stübchen, nebst Kämmerchen, für den Thurmwächter angebracht ist. Dieser

Thurm ist ganz massiv, und hat nirgends eine Oeffnung, außer ungefähr in seiner Mitte eine drei Schuh hohe und zwei Schuh breite Thüröffnung, zu welcher man von dem Dachboden des Schlosses, vermittelst eines sechs bis acht Schuh langen Brettes gelangt, welches über einen tiefen Abgrund von einer Thür zur andern gelegt ist. Unfern von seinem Eingang sieht man durch ein kleines viereckiges Loch, durch welches kaum ein Mensch durchgeschoben werden kann, in ein tiefes schauerliches Verließ, in welches Unglückliche vermittelst eines Haspels, der noch auf dem Schloßboden zu sehen ist, hinunter gehaspelt wurden. Die Mauern des Thurmes sind 4 Schuh dick, und seine äußern Wände durchaus mit länglichen, großen Quadersteinen bekleidet, die alle nach der Form des Steins, eine abgerundete Hervorragung haben. Auf dem, diesem Thurme entgegengesetzten Ende des Schlosses, steht ein, aus ähnlichen Quadersteinen erbaueter, aber nur ungefähr drei Stock hoher, runder, dachloser Thurm, der keinen andern Zugang hat, als, wie man von dem andern Thurme aus sieht, oben ein rundes Loch, welches beweist, daß auch er sonst zum Gefängniß diente. Beide Thürme sind vermittelst eines Mantels, einer starken, hohen, mit einer Brustwehr versehenen Mauer, durch welche das Burgthor geht, mit einander verbunden. Die Westseite von dem runden Thurme bis in das zweistöckige Schloßgebäude, ist durch eine hohe Mauer, an welcher innerhalb zwei Oekonomiegebäude angebauet sind, geschlossen. Das Ganze ist auf seiner Nord- und Ostseite, wo es mit dem Berge zusam-

menhängt, mit einem fast gänzlich vernichteten Graben umgeben, über welchen man auf einer steinernen, mit einem einzigen hohen Bogen versehenen Brücke zum Eingang der Burg gelangt.

Diese Burg hat keinen Brunnen in der Nähe, 7 heizbare Zimmer, Stallung und einen großen, sehr guten Keller. Die Aussicht aus den obern Fenstern der Burg ist zwar, wegen den gegenüber liegenden viel höhern Bergen etwas beschränkt, aber dessen ungeachtet äußerst reizend, und man sieht, außer den vielen Krümmungen des Kochers, Künzelsau, Schaurachshof, Kocherstein, Ingelfingen und Krissach mit ihren schönen Umgebungen.

Der Nagelsberg wurde schon in dem 13ten Jahrhundert zu den festen Kastellen der Grafen von Hohenlohe gerechnet. Im 14ten Jahrhundert hatten die Herren von Nagelsberg und das Kloster Comburg Theil an der Burg und dem dabei liegenden Dorfe Nagelsberg. 1294 lebte hier Eginhardus von Nagelsberg, 1305 Conradus de N., 1327 Diether de N., 1336 Gottfried, Konrad und Friedrich von Nagelsberg. Nach 1339 waren Götz und Konrad von Nagelsberg zu tiefen Sall begütert. 1329 starb mit dem Ritter Otto Hesch von Nagelsberg der letzte Sprößling dieser Familie hin, und sein Antheil fiel Hohenlohe zu. Nun entstand ein heftiger langwieriger Streit zwischen dem Grafen von Hohenlohe, Craft II, und dem Konrad von Mündheim, Abte zu Comburg, wegen des Burgfriedens rc., den endlich 1361 auf Vermittelung des Erzbischofs Balduin von Trier, Bruder des Graffen Hein-

rich des VII von Lützelburg, Eberhard von Rosenberg schlichtete, und beide streitende Partheien vereinigte. Im Jahre 1475 fiel Nagelsberg in der Erbtheilung dem Grafen Albrecht von Hohenlohe zu, der dann 1488 den comburgischen Antheil noch dazu kaufte. 1492 wohnte Fritz von Wichsenstein, hohenlohischer Amtmann daselbst. Noch in diesem Jahre wurde die Burg und das Dorf Nagelsberg für Naufels, an Mainz vertauscht, und erstere blieb der Sitz der mainzischen Amtskeller bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo er nach Krautheim verlegt wurde. Nun stand die Burg leer bis zum Frieden 1802, wo sie mit sammt dem Dorfe an Hohenlohe abgetreten, und dieselbe an drei Juden- und eine Christenfamilie verkauft wurde, die bis jetzt noch in Eintracht darin leben.

90.

Kocherstein.

Eine halbe Stunde von Künzelsau und eine Viertelstunde von Ingelfingen, auf der linken Seite des Kocherflusses, und ungefähr auf dem dritten Theil der Höhe des hier sehr steilen Schauerberges, liegt ganz isolirt, auf dem obern Ende einer dachjähen Bergwiese, ein Tropfstein-Felsen von beträchtlichem Umfang und Höhe, der aus schön incrustirtem Moose, Baumblättern und Reisern zusammengesetzt ist, und da, wo noch keine zerstörungssüchtige Hände hinreichten, mannigfaltige Formen von herun-

hängenden Zapfen zeigt, hinter welchen größere und kleinere Höhlen und Löcher, aus welchen ehemals Wasser sprudelte, verborgen sind, wodurch die vordere Wand ein um so auffallenderes Ansehen bekommt, da sie an den meisten Stellen mehr überhängend, als perpendikulär ist. Aus diesem Felsen nun, der auf der südlichen und westlichen Seite mit Wald umgeben ist, liegt sehr einsam und romantisch der geschlossene Hof Kocherstein, der zwei Wohnhäuser und mehrere Oekonomiegebäude in sich faßt, und in seiner Mitte einen reichlich fließenden Röhrbrunnen hat, dessen Quelle der Tuffsteinfelsen ohne Zweifel sein Daseyn verdankt.

Die beiden Wohnhäuser ruhen auf festen und sehr dicken Grundmauern, die weit älter, als sie sind. In dem Hintergrunde des Hofes, nach Westen zu, sieht man in die Sarge eines beträchtlich großen, länglich viereckigen, massiven Gebäudes, dessen Wand gegen den Hof her, abgebrochen und eingeebnet ist, um den Hofraum zu vergrößern. Die drei andern Wände stehen noch und haben bei 30 Fuß Höhe. In der ganzen Umgebung des Hofes entdeckt man nirgends etwas, was auf ehemalige Vertheidigungsanstalten schließen ließe. Auf dieser Stelle nun stand ehemals das Schloß Kocherstein, in lateinischen Urkunden Stein super Cocum genannt, dessen Erbauer unbekannt ist. Georg Wiedmann erzählt in seiner Chronik, daß in dem Jahre 1088 in dem zwischen Künzelsau und Ingelfingen gelegenen kleinen Schlößchen Kocherstein, eine Wittwe, Namens Mathilde Meerwoltin, gelebt habe, die hier Gott und

und dem heiligen Martin zu Ehren eine Kirche erbauen ließ, und selbige hernach nebst dem Schlosse und sämmtlichen Gütern und Einkünften 1108, dem neu gestifteten Nonnenkloster Klein-Comburg oder zu St. Aegidii genannt, bei Comburg, wo sie eine Nonne wurde, in der Absicht schenkte, daß auch Andere Geld und Güter beisteuern möchten, um aus dem Kocherstein ein Nonnenkloster machen zu können; allein ihre Hoffnung sey zu Wasser worden.

Späterhin, 1136 kam dieser Plan, mit einiger Abänderung, doch zur Reife; denn der Bischof Adelbert von Würzburg weihete den Kocherstein als Probstei ein, und Bischof Siegfried von Würzburg bestätigte sie nochmals 1145. In dem Jahre 1460 war noch ein Probst daselbst. Nach dieser Zeit verwandelte sich aber dieses Bethaus in eine Mördergrube, denn es wurde vielfältig daraus geraubt, und vom Faust- und Kolbenrecht gelebt, so daß es endlich, der ewigen Plackereien müde, Graf Craft VII von Hohenlohe im Jahr 1473 von Grund aus zerstörte.

In dem Jahr 1483 wurde Kocherstein nebst andern Gütern, von dem Stift Comburg an den Grafen von Hohenlohe käuflich überlassen, und wieder ein Schloß dahin gebauet, in welchem noch 1592 ein hohenlohischer Vasall, Namens Wilhelm Senft, wohnte. Späterhin muß es aber wieder zerstört worden seyn, denn zu Ende des 30jährigen Kriegs wurden erst die beiden, jetzt noch stehenden Wohnhäuser gebauet, und zu Wohnungen für einen Jäger und einen gräflichen Hofbauer eingerichtet. Als nachher das Hofgut immer mehr in Aufnahme kam, wurde der

Jäger nach Hermersberg versetzt, und das Gut an den Pachter verkauft.

Aus den Fenstern des vordern Wohnhauses, welches auf der Zinne des Felsen ruht, hat man wegen eines Vorsprungs des Schauerberges gegen Ingelfingen hin, nur eine beschränkte, aber dessen ungeachtet vortreffliche Aussicht in das hier besonders freundliche Kocherthal und das gegenüber liegende Weingebirg. Dicht am Fuße des Schauerberges vorbei fließt der Kocher. Thal aufwärts sieht man den Schaurachshof und Nagelsberg; gerade gegenüber die sogenannte alte Sarge und Thal abwärts die Rudera von Lichteneck. — Die eben genannte alte Sarge, die auf einem Abhange des gegenüber liegenden Gebirgs ruht, und ganz mit Weinbergen umgeben ist, besteht aus einem irregulären Viereck, welches auf der Ostseite 47, Nordseite 26 und auf der Süd- und Westseite 38 Schritte lang ist, und aus 5 Fuß dickem Mauerwerk besteht, wovon die westliche Wand so niedrig ist, daß man leicht darüber hinwegsteigen kann, die drei andern Wände aber noch eine Höhe von 40 bis 50 Fuß haben. Sonderbar ist es, daß man von diesem Ruin weder schriftliche noch mündliche Nachrichten hat, und nicht einmal seinen Namen kennt! In dem alten Nagelsberger Lagerbuche aus dem 15ten Jahrhundert werden jene Weinberge schon, als an der alten Sarge liegend, beschrieben, woraus erhellt, daß sie schon damals längst zerstört war. Die innere Fläche des Quadrats ist eingeebnet, und trug vor einigen Jahren noch Weinstöcke, jetzt Esparsette. In der

Tiefe befindet sich ein großer Keller, der jetzt aber mit unnützem Schutt ausgefüllt, und gänzlich bedeckt ist.

Wie weit die in dieser Gegend allgemein bekannte Sage gegründet ist, daß von dieser Sarge aus, unter dem Kocher weg, ein unterirdischer Gang nach dem Kocherstein führe, weiß ich nicht; ich bezweifle sie aber, weil noch Niemand eine Spur davon an beiden Orten entdeckt hat.

91.

Lichteneck.

Der Berg zwischen Nagelsberg und Jngelfingen, auf der rechten Seite des Kochers, wird bei Nagelsberg durch das enge und tiefe Deibachthal, und bei Jngelfingen durch eine sehr tiefe, thalähnliche Klinge, durch welche ein nie versiegendes Bächlein fließt, von den übrigen Kocherbergen abgesondert. Es ist wenigstens 700 Fuß hoch, durchaus, von seinem Fuß bis zu seinem Scheitel mit Weinstöcken bepflanzt, und bekommt dadurch ein Amphitheater ähnliches Ansehen, daß sich ungefähr in seiner Mitte ein Absatz, eine von der Natur gebildete Terrasse hinzieht, die am Anfange und Ende dieses Berges vorzüglich breit und hervorragend ist. Auf der obern Spitze dieser Terrasse, Nagelsberg gegenüber, liegt die so eben beschriebene Sarge, und auf dem entgegengesetzten Ende derselben, bei Jngelfingen, die Ueberreste des alten Schlosses Lichteneck, dessen Mauern an den meisten Stellen wenigstens

noch 50 bis 60 Fuß haben, und durchaus 4 Fuß dick sind. Sie bilden ein reguläres 40 Schritte langes und breites Quadrat, von welchem die östliche Hälfte noch ganz steht, und die westliche gänzlich abgebrochen ist. In dem Rest der südlichen Wand, die sich vom Thal aus präsentirt, sind 3 große, hohe Fensteröffnungen. Das Innere des Quadrats wird durch eine gleich hohe und dicke Mauer in zwei ungleiche Hälften getheilt, wovon die kleinere, nach Süden hin liegende, besonders fest ist, und in seiner östlichen, wenigstens 8 Fuß dicken Wand einen gewölbten Gang hat, der ungefähr 20 Schritte in die Höhe führt, und unten mit der Thüröffnung in Verbindung gestanden zu haben scheint, welche durch die mittlere Wand führt. Auch bemerkt man in dieser kleinern Hälfte die Oeffnung eines Kellers, der erst in den neuesten Zeiten, bei Räumung des Platzes, mit unbrauchbarem Schutt ausgefüllt wurde. Der übrige freie Raum ist von seinem gegenwärtigen Besitzer, und Beschützer der Ruine, dem biedern und verdienstvollen V., zu hübschen Gartenanlagen verwendet worden. Ganz dicht um diese Burg zieht sich ein breiter, tiefer Graben, innerhalb dessen nördlichem Ende, wo der Eingang in die Burg war, noch ein Stück freistehende Mauer zu sehen ist, auf welcher aller Wahrscheinlichkeit nach, der mittlere Theil der langen Zugbrücke ruhte.

Dieser Ruin ist eine wahre Zierde nicht nur für die Gegend überhaupt, sondern vorzüglich auch für den Schloßberg, der durchaus baumlos ist, und durch seine große Einförmigkeit das Auge ermüden würde. Da die Berge auf

beiden Seiten des Kochers hoch sind, und Lichteneck auf der Hälfte des Schloßberges ruht, so ergiebt sich von selbst, daß die Aussicht von diesem Standpunkte aus nur beschränkt seyn kann, allein es lohnt sich doch der Mühe, sie zu besuchen, weil sie eine äußerst freundliche und malerische Ansicht vom Kocherthale gewährt.

Der erste Erbauer von Lichteneck ist, wie bei den meisten alten Burgen, unbekannt. Allein daß sie schon sehr alt seyn muß, erhellt aus einer Urkunde, nach welcher sie Craft von Boxberg in der Mitte des 13ten Jahrhunderts zwischen 1240 und 50 wieder von neuem aufgebauet hat. 1251 verglich sich dieser Craft von Boxberg mit dem Kloster Comburg wegen eines von Lichteneck ihm zugefügten Schadens. Von den Dynasten von Boxberg kam Lichteneck durch Kauf an die Grafen von Hohenlohe. 1293 wurde der Elisabeth von Hohenlohe, geb. Gräfin von Wertheim, 400 Mark Silber zur Morgengabe auf Ingelfingen und Lichteneck verschrieben. 1302 verschrieb Graf Ruprecht von Düren, in einem Erbvergleich mit Grafen Craft I von Hohenlohe, seinen Antheil an Stadt und Schloß Forchtenberg, und dieser jenem Ingelfingen und das Schloß Lichteneck. Um das Jahr 1314 war Lichteneck an Henneberg verpfändet, und Konrad von Rauenstein hennebergischer Amtmann daselbst. 1323 war es wieder hohenlohisch, und 1334 gab Graf Craft II von Hohenlohe Lichteneck und Ingelfingen seiner Tochter Irmengard, die sich mit dem Burggrafen Konrad von Nürnberg vermählte, zum Heirathsgut. 1345 wurde Ingelfingen und Lichteneck dem

Hochstift Würzburg pfandweise verschrieben, aber bald auch wieder eingelöst. 1364 mußte sich Berthold von Zwingenberg verschreiben, sich ins Gefängniß nach Lichteneck zu stellen. 1481 hat Graf Craft VII von Hohenlohe seiner Gemahlin, geb. Gräfin von Württemberg, 16000 fl. auf Oehringen und Ingelfingen als Morgengabe und Wittwengehalt angewiesen. Von dieser Zeit an blieb Lichteneck die Wohnung der hohenlohischen Keller und Vögte, bis es 1525 von den aufrührischen Bauern ausgebrannt und zerstört wurde.

92.

Arnsburg

bei Frankenhausen.

Denn alle Balken und Decken,
sie sind schon lange verbrannt,
und Trepp' und Gang und Kapelle
in Schutt und Trümmer verwandt.

v. Goethe.

92.

Arnsburg.

Arnsburg heißt Adlersburg; denn Arn, Aren, hieß vordem ein Adler. Vielleicht gab der Erbauer dieser Burg ihr deshalb den Namen, weil er, hoch oben auf dem Gebirge, sein Raubnest gründete, wo sonst nur Adler auf den Wipfeln der Eichen horsteten und ihre Beute in Ruhe verzehrten; bis er die Eichen ausroden und auf dem geebneten Berge seine Thürme und Zinnen emporsteigen ließ.

Nur 1½ Stunde von der Stadt Frankenhausen im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, gleich über dem Dorfe Seega, liegen die Ruinen dieser Adlersveste. Der Berg, der sie trägt, ist hoch und steil, mit Holze dicht bewachsen. Ein kleines Thal zieht sich unter dem Gebirge hin, von einem Arme der Wipper durchflossen und über dies hinweg, nach Mittag zu, öffnet sich eine Aussicht in die flache Gegend von Cölleda und Jena, wo ein bewaffnetes Auge die Ruinen der Kunitzburg bei Jena, zu erkennen vermag. Diesseit aber auch der einzige Punkt, wo

man eines freien Blickes in die Ferne genießt, alle andere Seiten sind durch Gebirge und Wald verschlossen, und man fühlt sich daher nicht von jenen freudigen Empfindungen ergriffen, die sonst den Aufenthalt auf erhabenen Standpunkten begleiten. Vielmehr ist's ein, ich möchte nicht gern sagen, melancholisches, aber doch ein ähnliches Gefühl, das hier aufgeregt wird, wo man sich von waldigen Bergen umschlossen sieht, wo eine Mühle in dem kleinen Thale die einzige sichtbare Spur menschlichen Regens und Wirkens ist, wo tiefe Stille und Ruhe herrschen, das Auge nirgends bei einem anziehenden Punkte weilen kann, und selbst da, wo der gehemmte Blick zwischen den Bergen hinaus in jene ferne Fläche schlüpft, nichts Bestimmtes und Genaues aufzufinden ist. Vereinigt sich nun noch hiermit der Gedanke an die Vergänglichkeit aller Werke der Menschen, woran die Trümmer, auf denen man steht, so laut erinnern, und wird dabei zuweilen die Grabesruhe umher von krächzenden Raubvögeln unterbrochen, die in weiten Zirkeln über des Waldes Höhen schweben, so wähnt man auf den Trümmern einer Einsiedelei zu stehen, die Ueberdruß am Leben hier in diesem stillen Winkel sich errichtete.

Sicher war es diese abgeschiedene Lage, die den Erbauer der Arnsburg veranlaßte, sie hier zu gründen. Hier konnte er freilich im Dickicht horsten, und Niemand gewahrte sein. Hier konnte er verzehren was in der Ebene erbeutet war, und keine Zeugen als Raubvögel, nahten sich der Burg. Wie er aber hieß, der den Grundstein zu der Veste legte, das ist nicht bekannt. An fabelhaften Be-

hauptungen darüber fehlt es aber nicht. Die gewagteste darunter stellt Spangenberg in seiner Querfurtischen Chronik auf, wenn er den Claudius Drusus als Erbauer nennt. Der gute Spangenberg erlaubte es sich aber sehr oft, Dinge zu behaupten, deren Beweis ihm hätte schwer fallen sollen. Das Chronicon Gotwicense erzählt, daß im Jahr 1197 viele Fürsten in dem Kloster Kapelle unter dem thüringischen Bergschlosse Arnsburg, zusammen gekommen wären, um sich über die Wahl des zum Kaiser bestimmten Philipp von Schwaben, zu besprechen. Es gründet diese seine Erzählung auf des Otto von St. Blasii Zeugniß, der ausdrücklich sagt: daß diese Fürsten apud villam Arnisperg in partibus Thuringiae zusammen gekommen wären. Ist dem wirklich so, und wird hier nicht dieses Arnsburg mit dem in Westphalen gelegenen Arnsburg verwechselt, was man freilich nicht glauben sollte, da ausdrücklich „in Thüringen" dabei steht, so kann es sich eines alten Ursprunges rühmen. Die ersten Besitzer davon, die mit Gewißheit genannt werden können, sind Herren von Arnsburg. Sie scheinen viele Besitzungen in der Gegend gehabt zu haben, machten den Klöstern in ihrer Nähe reichliche Geschenke und gründeten auch im Jahre 1193 das vorhin erwähnte Cisterzienserkloster Kapelle, wovon man noch jetzt im Thale unter Arnsburg, bei der Kapellmühle, Schutthaufen findet. Die Familie erlosch aber, wie es scheint, schon in der Mitte des 14ten Jahrhunderts, denn nach dem Jahre 1368 finden sich nirgends mehr Spuren von ihr. Aber schon früher mußten sie ihre Burg in den

Besitz der Grafen von Hohenstein übergehen sehn. Woher dies kam, ist nicht genau auszumitteln. Wahrscheinlich aber war der Krieg zwischen dem Landgrafen Albert von Thüringen mit seinen Söhnen Friedrich und Dietzmann, die Ursache dieses Verlustes. Die Arnsburger hielten es vielleicht mit den Söhnen und die Hohensteiner mit dem Vater, welche letztere im Frieden reichlich bedacht wurden und für die aufgewendeten Kriegskosten, unter andern Stücken, auch Arnsburg im Jahre 1319 erhielten. Doch nicht lange war dieses Grafenhaus im Besitze desselben; es kam bald darauf an die benachbarten Grafen von Beichlingen. Ob durch Tausch oder durch Verkauf, ist nicht bekannt. Im Jahre 1417 war es ein Eigenthum der schwarzburgschen Grafen, deren Nachkommen sie noch jetzt besitzen. Die Grafschaft Beichlingen näherte sich damals schon ihrem Untergange und wahrscheinlich wurde Arnsburg den Schwarzburgern verkauft, die immer gute Wirthe waren und ihr Ländchen eher vergrößerten, als durch Veräußerungen schmälerten. Sie machten die Burg zu einem Amthause, legten vier Dörfer dazu und der Beamte bewohnte es.

Im Jahre 1492 war Burckart Marschalk Amtmann hier, der von seinen Amtseinwohnern eben nicht geliebt seyn mochte, wie folgendes Ereigniß bezeugt. Es entstand im Dorfe Seega, unter der Arnsburg, Feuer. Der Amtmann eilte zur Hülfe hinab von der Burg, wollte Anordnungen zum Löschen treffen, aber Niemand folgte seinen Befehlen, und ein Bauer, Vogelsberg genannt, schimpfte

ihn sogar aus, und drohte mit Steinen ihn zu werfen, zu zerhauen und ins Feuer werfen zu wollen, wenn er nicht gehe. Was blieb ihm übrig, als auf die Burg zurück zu eilen. Aber auch hier war er kaum sicher, denn Vogelsberg folgte ihm bald darauf mit seinem Anhange an 50 bis 60 Mann, umringte das Schloß und wollte den Amtmann heraus haben, um ihn ins Feuer zu werfen. Doch gelang dies nicht, der wilde Haufe mußte wieder abziehen und wurde nachher, wie billig, bestraft.

Drei und dreißig Jahre später, im Bauernkriege, gelang ein ähnlicher Auflauf besser. Als nemlich Münzers treuer Spießgeselle, der Mönch Pfeifer, mit dem besten Erfolge das Eichsfeld ausgeplündert hatte, thaten mehrere Haufen Bauern ein Gleiches in andern Gegenden. Ein solcher, der sich im wilden Rausche angemaaßter Gewalt, ermächtigt glaubte für frühere Bedrückungen der Beamten sich jetzt rächen zu können, rückte im Jahre 1525 vor Arnsburg, griff es mit stürmender Hand an, überstieg die Mauern, plünderte es aus, zerschlug was sich nicht mitnehmen ließ, und der Beamte war kaum im Stande, durch die Flucht sein Leben zu retten. Doch, nur mit Spießen, Stangen und Heugabeln bewaffnet, konnten sie der Burg selbst wenig Schaden zufügen, daher das Beschädigte auch bald wieder hergestellt wurde.

Im Jahre 1544 besaß der Ritter Franz von Vippach die Arnsburg nebst den Dörfern Seega und Günzerode, wiederkäuflich. Aber schon drei Jahre später wurde

alles wieder von den Grafen von Schwarzburg eingelöst und zurückgenommen.

Am Schlusse des 16ten Jahrhunderts, wo sich die Grafen von Schwarzburg in ihre Besitzungen theilten, kam es an die Rudolstadtsche Linie, die es bis jetzt besitzt. Es war noch eine lange Reihe von Jahren hindurch, der Wohnsitz des Beamten. Als dieser aber nach Frankenhausen verlegt ward, blieb es unbewohnt stehen, man fühlte kein besonderes Interesse, es in Bau und Besserung zu erhalten, und da theilte es bald das Schicksal mit so mancher andern Burg und verfiel. Wäre indessen dieses Verfallen nur blos durch das langsame Auflösen der Elemente geschehen, so müßte man, bei der Stärke der Mauern und der Festigkeit der Gewölbe, jetzt noch sehr viel davon übrig finden. Leider aber haben seit dreißig Jahren der Menschen Hände thätiger zum schnellen Verschwinden der Arnsburg mitgewirkt, als es Jahrhunderte nicht vermocht hätten.

In Seega war das fürstliche Vorwerk abgebrannt, und da hielt man es für das herrschaftliche Interesse zuträglicher, die Burg zum Wiederaufbau des Vorwerks abzutragen, als sie zur Ehre des Alterthums, wo nicht zu erhalten, doch ruhig stehen zu lassen. Der größte Theil derselben verschwand bei dieser Gelegenheit, und leider reißt man noch jetzt nieder, was damals übrig blieb. Als ich im Frühjahre 1815 die Ruinen der Arnsburg sah, fand ich nur noch einige Gewölbe, woran aber auch schon gebrochen wurde, und ein, aus drei hohen schönen Bogen

bestehendes, Stück Mauer, welches letztere von herrlicher malerischer Wirkung ist. Unverzeihlich wäre es, wenn auch dieser Rest unter der Brechstange erliegen sollte! Dann würde die Ruine der Arnsburg nichts als ein bloßer Steinhaufen seyn, den kein menschlicher Fuß mehr betreten möchte, weil er bald mit Dornen und Gesträuch überwachsen und schwer noch aufzufinden seyn dürfte. Wer eine Stimme hat, jenes schönen Restes Dauer noch bewahren zu können, der thue es daher, der streite gegen die ökonomisirenden, für solche schöne Fragmente aus der alten Zeit keinen Sinn noch Gefühl habenden, Seelen, und er wird sich Dank und aber Dank erwerben.

Von großem Umfange ist die Arnsburg nicht gewesen. Die Spuren der beiden Wallgräben, die sie einst umgaben, zeigen dies. Von der Zugbrücke und von einem Keller in einem der Graben, sieht man auch noch Spuren, aber nichts mehr von einem Thurme. Ein Brunnen scheint nicht oben gewesen zu seyn, obgleich die Sage von einem spricht, der so tief gewesen, daß man schneller mit einem Esel Wasser aus dem Thale habe heraufholen können, als es mit dem Eimer aus ihm heraufgewunden worden sey. Ist dem so, dann war es freilich ein übernatürlicher Brunnen, und dann ist es auch wohl zu glauben, daß, wie Schatzverständige gesagt haben, ein Königreich darin stecke, oder, ohne Figur gesprochen, daß so viel Geld darin läge, wofür man ein Königreich erkaufen könne. Der Ruf von dem Schatzreichthum, den die Burg besitze und der in zwei Kisten verwahrt sey, veranlaßte einmal eine Gräfin von

Schwarzburg, ihren Berghauptmann zur Untersuchung der Sache herzusenden. Der Mann besaß eine Gabe, die sich gern jeder Berghauptmann wünschen wird. Er konnte mittelst eines Fernrohrs in das Innere des Gebirges blicken und entdecken, wo alle Metalle standen. Dies Fernrohr soll er auch hier angelegt und gesehen haben, daß ein sehr bedeutender Schatz auf der Arnsburg liege, daß es aber zu viele Seelen koste, ihn zu heben, daher er davon abgestanden sey. Indessen ist der Schatz, und zwar erst vor 60 Jahren, dennoch gehoben worden, wie mich ein altes gutes Mütterchen, das mir den Weg zur Arnsburg zeigte, mit ernster Miene hoch und theuer versichert hat. Sie sprach also:

„In Seega lebte vor sechzig Jahren ein Drescher, der hieß Weishaupt. Den träumte einmal: auf der Arnsburg ständen zwei Kasten mit Gold und Schätzen, die er heben solle. Nun glaubt er, er könne das nicht allein ausführen, und theilt daher dem Schulzen des Orts den Traum mit, bittend, er möchte ihm um die Halbschied des Gewinnes beistehen und das Werk vollbringen helfen. Der Schulze war aber ein Schlaukopf. Der macht Weishaupt bange vor bösen Geistern, die immer bei solchen Schätzen wachten, räth ihm ab von dem Unternehmen und sagt, daß er wenigstens nicht mitgehe. Indessen geht der Schelm die Nacht darauf selbst hin, nimmt den Papiermüller als Gehülfen mit, und sie heben den Schatz glücklich. In einem Kasten hat er gelegen, der Schatz, von ¾ Ellen Länge und Höhe, und hat bestanden aus lauter Per-

Perlen und Juwelen. Zu derselben Stunde, da dies geschehen ist, träumt Weishaupt wieder von dem Schatze auf der Arnsburg und zwar, daß er jetzt eben gehoben werde. Er hat aber den Muth nicht gehabt, nachzusehen, ob dem so sey. Der Schulze ist natürlich nun ein reicher Mann geworden, denn er hat auch den zweiten Kasten gehoben. Der war ¾ Ellen breit und lang und noch mehr Staat und Juwelen darin. Man sagt, er habe der Landesherrschaft etwas davon abgegeben, damit sie ihm das andere ließe. Es mag wohl nicht wahr seyn, aber man hört's denn so sprechen. Vor zehn Jahren hat man's ganz deutlich sehen können, wo der eine Kasten eingemauert gewesen war und man kann es noch jetzt sehen. Ich will es Ihnen zeigen."

Und das gute, vollgläubige Mütterchen war kaum hinangekeucht auf die oberste Höhe, als sie mich beim Arm faßte, in das eine der halb niedergerissenen Gewölbe mich führte, und hier den viereckigen Eindruck in den Kalk, womit die Wand überzogen war, als den Ort mir angab, wo einer der Kasten gestanden.

„Ueberhaupt, fuhr sie fort, ist's hier oben nicht so ganz geheuer. Da kam einmal ein Mädchen aus Seega herauf, um Kräuter für den Apotheker in Frankenhausen zu suchen, und wie sie so sucht, sich gebückt hat und wieder aufrichtet, da sieht sie mit einem Male eine vollständige Schmiede auf den alten Mauern stehen, worin zwei Männer arbeiten. Sie erschreckt, thut einen Schrei, läuft geschwind nach Haus, um es dem Vater zu erzählen, der

auch ein Schmied war, und kommt mit ihm wieder hinauf, aber, fort war alles und nichts mehr zu sehen. Das ist der böse Geist gewesen, der hier sein Spiel treibt!"

So weit die alte lebendige Urkunde, die reich an dergleichen Mährchen, mit unaufhaltsamer Zunge, den langen Weg zur Burg hinauf mir vorplauderte und es recht freundlich vermerkte, wenn ich mit Aufmerksamkeit und tiefem Glauben an ihre Worte ihr zuhörte.

* * *

Die historisch diplomatischen Nachrichten von zerstörten Bergschlössern in Thüringen von J. Fr. Müldener, Leipz. 1752. 4., welche der gründliche Verfasser als einen vervollständigenden Nachtrag zu Melissantes Bergschlössern Deutschlands lieferte, sind hier nebst Jovii Chronicon Schwarzburg. benutzt worden. Nur eine Abbildung kenne ich von Arnsburg. Sie findet sich im thüringischen Magazin zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, Frankenhausen 1808. 8., ist aber kaum des Erwähnens werth.

93.

Karpenstein
in der Grafschaft Glatz in Schlesien.

Aus Warten und aus Klüften
fleugt scheu die Eul' empor;
es gehn aus ihren Grüften
die Geister leis' hervor.
Still tanzen in Ruinen
die Gnomen und die Feyn,
vom Glühwurm bleich beschienen,
den abendlichen Reihn.

Matthisson.

93.

Karpenstein.

Auf dem höchsten Gipfel eines Berges hinter Landeck, in der Grafschaft Glatz in Schlesien, stand die Burg Karpenstein und gab ihren Namen auch dem Berge. Nur die Grundmauern davon sind noch sichtbar, aber aus ihrem Umfange ergiebt sich die alte bedeutende Größe dieser Burg.

Ziemlich gewiß ist wohl ihre ursprüngliche Bestimmung die einer Grenzveste gewesen, welche zum Schutz des Landes erbauet ward, daher sie auch, in den ältesten Zeiten, dem Landesherrn angehörte. Der böhmische König Johann gab sie im Jahre 1340, mit den Erbgerichten in Landeck und dessen Zubehör, den Brüdern Otto, Reimzko und Nikolas von Glubos zu Lehn, welche Familie zu den ältesten adeligen in der Grafschaft Glatz gehört, späterhin sich Glaubitz nannte und noch jetzt in Schlesien blüht. Im Jahre 1352 kam sie an Mersan von Parchowitz, dem sie im folgenden Jahre Kaiser Karl IV

abkaufte und so wieder zur landesherrlichen Kammer zurückbrachte. Unvermögend, die Kaufsumme ganz aus eignen Mitteln aufzubringen, mußte Karl die Stände der Grafschaft Glatz um Beihülfe an Gelde angehen, welche sie ihm auch leisteten, und wogegen er ihnen die schriftliche Zusicherung ertheilte, daß Karpenstein nie wieder von der Krone Böhmen und dem Lande Glatz, veräußert werden solle. Von der Zeit an wurde es, im Namen des Königs, von einem Burggrafen verwaltet.

Im Jahre 1392 bestätigte König Wenzel die Freiheiten und Gerechtigkeiten der Stadt Landeck; unter andern auch den freien Holzbesuch in den Wäldern unter Karpenstein, und befahl dem damaligen Burggrafen auf Karpenstein, Wolfhard von Reichenau, die Landecker durch nichts in der Ausübung ihrer Freiheiten zu stören.

Die Zusicherung Kaiser Karls IV, Karpenstein niemals wieder veräußern zu lassen, scheint bald wieder vergessen zu seyn; denn im Jahre 1404 kommt Konrad von Nymaniz, als Erbherr von Karpenstein vor, der auch, als Lehn, das ganze Dorf Niedersteinau besaß. Indessen findet man die Burg bald darauf von neuem, oder zum dritten Male, in den Händen des Landesherrn, doch ohne Angaben, wann und wie dies geschehen ist.

Im Jahre 1428, wo die Hussiten einige Wochen lang vergebens die Stadt Glatz belagert hatten, wurde Karpenstein von ihnen erstiegen und ausgeplündert.

Zur Zeit des böhmischen Zwischenreichs, wo es im ganzen Lande drunter und drüber ging, und keiner keinem

gehorchte, gerieth Karpenstein in die Hände lockerer Raubgesellen, die sich hier fest verwahrt hatten, ringsum alles ausplünderten und keine Straße sicher ließen. Da zog Herzog Wilhelm zu Münsterberg und Troppau, von den Breslauern unterstützt, aus, gegen die Raubritter, schloß Karpenstein ein, und als er es genommen, wurde der ganze Troß der saubern Gesellen — nur fortgejagt, um wahrscheinlich anderwärts dasselbe Handwerk von neuem anzufangen.

In der Mitte des Jahres 1500, überließen die Brüder Albrecht, Georg und Karl, Herzöge zu Münzenberg und Grafen zu Glatz, die Burg und den darunter gelegenen Wald, der Stadt Landeck eigenthümlich, mit Vorbehalt eines jährlichen Zinses von 56 böhmischen Groschen. Seitdem hat Karpenstein der Stadt Landeck gehört, und diese ist noch jetzt in ihrem Besitz. Alle übrige, zur Burg gehörigen Grundstücke, blieben ein landesherrliches Eigenthum, bis sie im Jahre 1684, nebst noch andern Domainen, von der damaligen kaiserlichen sogenannten Alienations-Commission verkauft wurden.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wo das Befehden und Wegelagern recht schwunghaft betrieben ward, da hausten auf Karpenstein abermals Ritter vom Stegreif, und wieder so zügellos und verheerend, daß die Schlesier sich vereinigten, um das Nest mit der Brut zu zerstören. Und das geschah im Jahre 1513. Es wurde erobert, die Raubritter verjagt und Karpensteins Mauern niedergerissen, damit nie wieder solche Unbilden von hier aus sollten betrieben werden können. Seit dreihundert

Jahren liegt es nun in Trümmern, doch blicken noch hohe Theile davon über dem Walde hervor, der es jetzt umgiebt.

* * *

Dem Herrn Archivar Büsching in Breslau, verdanke ich vorstehende Nachrichten, die er größtentheils aus ungedruckten Urkunden nahm, theils aber auch aus folgenden Schriften: A. Balbini miscell. Bohem., Beiträge zur Beschreibung Schlesiens, und Aellurius Glatzische Chronik. — Eine kleine Abbildung der Ruinen von Karpenstein habe ich vor mir, vermag aber nicht anzugeben, von wem, und ob sie treu ist.

94.

Bömeneburg
bei Nordheim.

Sprich, was bleibt? —
Alles treibt
erst ins Daseyn, dann zur Flucht.

Elise v. d. Recke.

94.

Bömeneburg.

Das Stammhaus der ehemaligen Grafen von Bömeneburg und nachherigen, so berühmten als mächtigen, Grafen von Nordheim, war die Bömeneburg, eine Viertelstunde in nördlicher Entfernung von der Stadt Nordheim, im hannöverschen Fürstenthum Göttingen. In den ältesten Urkunden wird sie auch Bömerburg und Bömeburg, am häufigsten jedoch, Bömeneburg, genannt, und damit eine Burg bezeichnet, die zu ihrer Zeit eine der berühmtesten des ganzen Leinegaues war, und deren Ursprung sich in die ältesten Zeiten des grauen Alterthums verliert. Ihren Namen erhielt sie unstreitig von der dichten Waldung und vielen Bäumen, die ihr nahe im Rücken lagen und gegen die Angriffe eines fehdelustigen Schnaphahns, ja, gegen die Belagerung eines mächtigern Dynasten, eine undurchdringliche Schutzwehr um so mehr gewährten, je emsiger man bemüht war, in einer sogenannten Landwehre, den Wald selbst vor Niederbrennen und Umhauen zu sichern. Er hieß

der Bömerborger-Wald, und noch jetzt heißt er: „das Börgerholt." Die Burg lag auf einer ziemlich bedeutenden Anhöhe an der rechten Seite der Heerstraße nach Hammenstädt, zwischen dem obern Wege nach dem jetzigen Schwefelbade und dem unterhalb dieses Weges befindlichen Seldebache, die sich nach dem ersten Stadtförsterhause erstreckt, folglich ziemlich geräumig ist, und Platz genug zu einer solchen bedeutenden Burg gewährte. Von vorn war sie, durch ihre absässige Grenze, noch obendrein durch feste Mauern und Thürme unersteiglich gemacht, vollkommen gedeckt, von hinten aber durch jenen undurchdringlichen Wald so sicher, daß ihre stattlichen Ritter Jedem Trotz bieten konnten, der es wagen wollte, sie hier zu beunruhigen. Der Blick von diesem Hügel hinab auf die Leine und die daneben gelegene, bis nach Einbeck sich erstreckende Ebene, in das dicht davor befindliche und von der reißenden Rume durchschlängelte Thal, hinter welchen allen, lange Ketten von Gebirgen, vorzüglich rechts, sehr lange mit Schnee bedeckte — und dann wieder grün und düster sich bildende Gebirge des Harzes, in weiter Ferne hervorragen, ist ganz vortrefflich, und das Imponirende dieser Aussicht nur zu empfinden, aber nicht zu beschreiben. Auf der Bergseite der Burg wurde nachmals ein großer Theil der Waldung ausgerodet und zu Ackerland umgeschaffen. Der übrig gebliebene Theil ist noch jetzt Waldung und heißt, wie oben angezeigt, das Bürgerholz.

Der Bömeneburg gegenüber, ein kleines Stündchen entfernt, lag auf einem beträchtlichen Hügel die ehemalige

Burg Brunstein, an dem Orte, wo die zum jetzigen Amte Brunstein gehörende Fruchtscheune, welche dieserwegen die Burgscheune heißt, im Jahre 1764 erbauet worden ist, und wozu man die steinernen Ueberreste der alten Burg benutzte. Herzog Bruno von Sachsen, der zweite dieses Namens, Herzog Wiprechts Sohn und Ludolphs Vater, so sagt die Tradition, hatte solche — der Bömeneburg gegenüber, im Jahre 830, in feindseliger Absicht erbaut, folglich muß schon damals die Burg, von der wir hier reden, bedeutend gewesen seyn und Furcht eingeflößt haben. Nach Rethmeiers Versicherung in seiner Braunschweig-Lüneburg'schen Chronik, soll indeß die Anlage der Burg Brunstein nicht den Bömeneburgern zum Trotze, sondern dem Hospital für Pilgrimme und nachmaligen Kloster Wibbrechtshausen zum Schutze geschehen seyn.

Am Fuße des Bömeneburgerberges, welcher einen Theil des hohen Wieters ausmacht, wurde bald nachher Nordheim erbaut, um Schutz aus der nahen Burg zu erhalten. Etwas, das gewöhnlich den Orten und Städten ihre Entstehung gab.

Das durch die Rume getrennte Thal zwischen der Bömeneburg und Brunstein und die in diesem Thale befindliche, nach Thüringen, nach dem Eichsfelde und auf den Harz führende, wichtige Heerstraße, die zwischen der Burg und der Rume hin lief, gehörte den Bömeneburgern und konnte von ihnen beobachtet, gelegentlich auch ausgeplündert werden.

Ruinen sind nicht mehr von ihr vorhanden. Kaiser Heinrich IV ließ das dem Grafen Otto von Nordheim zugehörige Schloß Hanstein, wie andere Güter und Schlösser dieses mächtigen Dynasten, gegen den er besonders aufgebracht war, weil er ihn für den Stifter des unseligen Unterdrückungskrieges der Sachsen und Thüringer gegen ihn ansah, im Jahre 1070 von Grund aus zerstören, wahrscheinlich also auch die Bömeneburg, da sie das Stammhaus seines mächtigen Feindes war. Sie muß aber nachher wieder aufgebauet seyn, denn nach einem Dokumente Graf Siegfrieds IV im Jahre 1141, stand sie wieder da und prangte in ihrer vorigen Herrlichkeit. Das, von der im Jahre 1303 geschehenen Zerstörung der Burg Rumenau vorhandene Dokument in Antiqq. Pleff. p. 233, läßt indeß vermuthen, daß auch die Bömeneburg zerstört worden sey. Die Steine brauchte man nachmals zum Bau einer Kapelle St. Hieronymi bei der Kirche St. Sixti in Nordheim. Die Stellen aber, wo die Gebäude gestanden, sind noch jetzt, besonders im Sommer, am frühen Morgen, erkennbar. Auf der Oberfläche eines darunter befindlichen alten Mauerwerks oder Fundaments, welches nach geschehener Erhitzung am Tage vorher die Wärme länger behält, als lockerer Erdboden, und deshalb auch den nächtlichen Thau früher wieder verzehrt und trocknet, verschwindet dieser Thau beim Aufgang der Sonne weit eher, als auf den unbebaut gebliebenen Stellen, macht folglich die Fundamente alter Gebäude erkennbar.

Von ihren Besitzern, so wie von ihrem Thun und Treiben, erwähnt die Geschichte mehrerer; ihr Ursprung aber tritt in die finstere Nacht der Zeiten zurück und liegt durchaus im Dunkel. Schon viele Angaben glaubwürdiger Geschichtschreiber und andere Nachrichten reden indeß dafür, daß das Geschlecht der Grafen von Bömeneburg, bereits zu Karls des Großen Zeiten (768 — 814) bekannt gewesen sey und zu den ältesten Edelingen oder Dynasten der Sassen gehört habe. Sie gehörten mit zu denjenigen sächsischen Herren, aus welchen man zu Kriegszeiten die Anführer oder Herzoge der Sachsen erwählte. Eben so gewiß ist es, daß die Bömeneburger noch früher als die Nordheimer in der Geschichte des Mittelalters vorkommen, und nur erst da, als Nordheim bedeutender wurde, nannten sie sich mehr Grafen von Nordheim als von Bömeneburg.

Der Botmäßigkeit dieser Grafen war unter andern ein großer Theil von Thüringen und Hessen, nebst einem beträchtlichen Strich des jetzigen Fürstenthums Göttingen und Grubenhagen, unterworfen. Außerdem waren sie Edelvoigte und Schirmherren des Reichsstifts Gandersheim (advocati primarii, conservatores et vindices coenobii Gandersh.). Der Grund, weswegen ihnen das jus advocatiae darüber zustand, wird darin gesetzt, weil das Kloster Gandersheim viele Güter von der Rume und Leine, zu denen Elvershausen, Hollenstädt, Elbigerode, Förste, Angerstein ꝛc. gehörten, inne hatte. In der Mitte des 10ten Jahrhunderts beherrschte Kaiser Otto I die Graf-

schaft Nordheim als ein våterliches Erbe, gab 948 seinem leiblichen Bruder Heinrich das erledigte Herzogthum Baiern zu Lehn und trat ihm und seinem Sohne Hermann, die Grafschaft Nordheim erb- und eigenthůmlich ab. Hermann und seine Nachkommen nannten sich nun Grafen von Nordheim, Herren von Bômeneburg und Beherrscher des Landes Oberwald, d. i. Gôttingen.

Die Grafen von Bômeneburg scheinen also unter Heinrichs I Regierung ausgestorben und ihre Besitzungen den Lehnsherren, wahrscheinlich aber noch als Erbstůck durch Verwandtschaft, den Herzogen des Sachsenlandes anheim gefallen zu seyn. Bekanntlich behielt Ottos Vater, Heinrich der Finkler, das von seinem Vater Otto dem Erlauchten ererbte Herzogthum Sachsen bei. Otto I aber gab es an Hermann Billung, da er Kaiser geworden war. Hermann, Graf von Nordheim, der Stammvater der nachherigen Grafen dieses Namens, ein Sohn Heinrichs I von Baiern, hatte zwei Brůder, wovon Heinrich der II wieder nach des Vaters Ableben Herzog in Baiern († 998) und Bruno I Markgraf in Sachsen und Herr im Braunschweiger Lande († 1006) war. Er selbst hatte die Grafschaft Nordheim im Jahre 948 von seines Vaters Bruder, dem Kaiser Otto I, erb- und eigenthůmlich erhalten. Er starb gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts und hinterließ einen Sohn Siegfried I. Dieser Siegfried I, Graf von Nordheim und Bômeneburg, auch von einigen Schriftstellern Graf von Gôttingen genannt, leistete seines Vaters Bruders Sohne Heinrich II, bei dessen Kaiserwahl, getreue Dienste und war ein

ein rüstiger Krieger. Seine erste Gemahlin war Mathildis, eine Gräfin von Catlenburg. Die zweite hieß Ethelinde. Er zeugte vier Söhne, Siegfried, Heinrich, Udo und Benno, starb aber schon früh, gegen das Ende des Jahres 1004. Er stand in so großem Ansehn, daß er nach dem im Jan. 1002 erfolgten Ableben Kaiser Otto's III, von einigen Ständen des Reichs, zum Nachfolger desselben in Vorschlag gebracht wurde. Er schlug jedoch diese Würde aus und überließ sie seinem nahen Vetter, Herzog Heinrich von Baiern. Kräftig und mit gewaffneter Faust wirkte er für ihn und beförderte seine Wahl. Mit Hülfe seiner beiden Brüder nemlich, wie auch des Grafen Friedrich von Catlenburg und mehrerer anderer, überfiel er im Jahre 1002 den Markgrafen Eckard von Meißen, welcher sich der Wahl Heinrichs vorzüglich widersetzte und selbst Hauptbewerber um die Krone war, auch durch andere Beleidigungen den Haß der Nordheimischen Grafen, Verwandten des gedachten Heinrichs, sich zugezogen hatte, unvermuthet bei dessen Uebernachten zu Pöhlde bei Herzberg, und stieß ihm mit einem Jägerspieß das Genick ab.

Siegfried II erbte die Stammgüter seines Vaters Siegfrieds I, Nordheim und Bömeneburg, und hausete als ein stattlicher Ritter friedlich auf Bömeneburg. Sein Sohn war Otto, der sich Herr an der Weser und Leine, Graf zu Nordheim und Bömeneburg, auch seit 1061, Herzog in Baiern schrieb. Er ist zu Nordheim und wahrscheinlich auf der Bömeneburg geboren. Harenberg in sei-

ner Gandersheimer Chronik, nimmt ihn für einen Sohn des Grafen Benno, Siegfrieds II Bruder. Leukfeld aber in seinen Antiq. Nordheim., welcher sich äußerst bemüht, eine genaue Kenntniß der Familiengeschichte dieses Grafen zu erhalten, macht dabei bemerklich: so ungewiß es sey, ob Graf Siegfrieds I Söhne, Heinrich, Udo und Benno, Kinder hinterlassen, so gewiß sey es dagegen, daß dessen ältester Sohn, Siegfried II, einen männlichen Erben, Namens Otto, erzeuget, welcher nachher ebenfalls den Titel eines Grafen von Nordheim und Bömeneburg, Herrn an der Leine und Weser, auch endlich eines Herzogs zu Baiern geführt habe. Harenberg a. a. O. macht ihn auch zu einem sächsischen Herzog, welches Venturini (die Sassen) aber leugnet. Rethmeier sagt: als ihm Heinrich IV Baiern nahm, so behielt er dennoch seine Länder in Sachsen, weil ihm solche jure ducatus erblich zustanden. Die Sachsen wollten ihn gar zu ihrem König erheben, welches er jedoch ausschlug. Schmidt *) führt unter andern an, wie er von Kaiser Heinrichs IV Mutter, als Vormünderin ihres Sohnes, das Herzogthum Baiern erhalten, wie sich nachmals seine Mißhelligkeiten mit gedachtem Kaiser entsponnen und wie solche beendigt worden, behauptet auch von ihm, daß er einer der tapfersten Männer von Deutschland gewesen sey, dem man entweder das Herzogthum Baiern nicht geben, oder nie hätte nehmen sollen. Von

*) In der Geschichte der Deutschen.

seiner Abstammung von Wittekind und Heinrich dem Finkler, wie auch von seines Nachkommen Heinrichs des Feisten, Herzogs zu Sachsen an der Weser und Grafen von Nordheim, an Kaiser Lothar vermählten Tochter Richenza, deren Tochter Gertraud, Erbprinzessin von Braunschweig und Sachsen an der Elbe und Weser, wie sie ausdrücklich genannt wird, an Heinrich den Stolzen aus dem Stamme der Welfen, Herzog zu Baiern, den Vater Heinrichs des Löwen, vermählt wurde, sind mehrere Stammtafeln in verschiedenen bewährten Schriftstellern vorhanden; und eben so viele — ja noch mehrere Schriftsteller reden von seinem Lebenslaufe und Drangsalen, die ihm Kaiser Heinrich IV anthat, ihn aber auch dadurch so reizte, daß er Gewalt der Gewalt entgegensetzte und die Seele des Krieges der Sachsen und Thüringer gegen die kaiserlichen Unterdrückungen wurde. Den Ausgang seiner Streitigkeiten mit dem Kaiser und den abgeschlossenen Frieden erzählt Lubec in seiner Nordheim. Chronik folgendermaßen:

„Da nun allenthalben die Sache mit Tapferkeit versucht und ins Feld mit einander geübt und geschlagen war, hielt Herzog Bernhard auf die vorige Handlung, so die Bischöfe und die sächsischen Fürsten mit einander geflogen zu Corvey im Jahre 1074 (weil sie sahen, daß das Land zu Sachsen großen Schaden genommen) und sahe für gut, daß sich nachmals Herzog Otto dem Kaiser gefangen gäbe, doch also, daß es ihm an seinem Leben unschädlich seyn solle und an seiner Grafschaft nicht zur Verkleinerung und seinen Söhnen und Erben ungehindert und unverwerflich; darin

denn vielgedachter Herzog willigen mußte, denn er des Krieges und Unwillens auch fast müde und verdrossen war. Als er nun das Ja von Herzog Otto hatte, brachte jener Herzog dieses sein Bedenken zum Frieden, auch an den löblichen Kaiser mit aller Bescheidenheit. Wie er nun dieses einheimischen Krieges und seiner eigenen Lande Verwüstungen und Verderbung nicht weniger auch müde und verdrossen worden, dazu merkte, daß die Fürsten nunmehro wider den Herzog Otto zu streiten eben träge und faul genug wären, so machten sie derohalben einen Frieden mit Herzog Otto auf diese Condition: wie die Fürsten für billig achteten, daß sich Herzog Otto dem Kaiser Heinrich ergäbe, doch sollte er noch Zeit und Raum haben bis auf künftige Ostern; alsdann solle er gen Zelle kommen, sich in des Kaisers Gnade ergeben. Solche willigte der Herzog und ließ darauf sein Kriegsvolk aus einander gehen. Es war in der vorigen Schlacht, wie vorher gemeldet, Graf Reinhard als sein vornehmster Rath und bester Freund erschlagen, was ihm zu dem Vertrage auch Ursache gab. Es half auch hierzu, daß der Erzbischof von Bremen Adalbert, beim Kaiser angehalten, daß Sr. kaiserliche Majestät, Herzog Otto, einen sächsischen Herrn zu Gnaden annehmen solle. So ließ auch unterdessen in diesem Jahre 1074 der Erzbischof von Cölln, mit Namen Ammon, gefänglich nehmen und in die Eisen legen den weit berühmten bösen Buben, den Egon, so durch List und Bosheit, wie droben gehört, um Geldes willen den löblichen und frommen Herzog Otto zu Baiern und Grafen zu Nordheim, bei dem

jungen König oder Kaiser so böslich verleumdet und in alle solche große Ungnade gebracht hatte."

„Derselbe Egon bekannte da seine Lügen und Bosheit, daß er dieses aus Feindschaft wider Herzog Otto erdacht und bekannte, daß er ihn bei dem Kaiser fälschlich angegeben. Darum ließ der Erzbischof Ammon diesen Egon an seiner eisernen Kette, wie auch einen Bären, dem gemeinen Volke zu einem Schauspiel und Gespötte hin und her in der Stadt und auf dem Lande führen und ob er wohl heimlich und mit List einstmals ledig und los worden, so er doch bald wieder ergriffen und um eines Mordes willen gefangen und seyn ihm dabei beide Augen ausgestochen, daß er zum Bettler worden und Hungers sterben müssen.."

„Als nun Ostern herbei kommen, wollte sich Herzog Otto als ein Gehorsamer einstellen und weil der Reichstag zu Cölln nicht fortging, so stellte er sich zu Goslar ein, da er dann angenommen, bis auf des Kaisers Ankunft, wiewohl Spangenberg schreibt, daß er sich zu Halberstadt auf die nachfolgende Pfingsten eingestellet und auf Gnade des Kaisers ergeben und hätte da der Kaiser diesen Herzog wohl zu bewahren befohlen. Da nun der Kaiser das halbe Jahr nach hingelegten Krieg in allen auch seinen Erblanden und in Reichsstädten umher gezogen, seiner eigenen Lande und seine Noth, auch des Reichs Sachen allenthalben zu verrichten, kommt der Kaiser bis nach Utrecht, von da bis gen Achen und Trier, wollte auch nach Cölln, ward aber anders Sinnes; denn er nahm mit sich von diesen dreien Enden und Orten viel und etzliche verstorbener Heili-

gen Gebein, die brachte er in das Land zu Sachsen auf das verwüstete und verstörte Haus der Harzburg, da sein erstgeborner Sohn Conrad, so anno 1071 dahin begraben und das Stift jämmerlich verwüstet worden, alda das Stift und Münster wieder aufzurichten. Da er nun kam bis gen Magdeburg und eben das Pfingstfest da beruhte, zog ihm Herzog Otto dahin entgegen, that einen Fußfall und ward also vom Kaiser wieder zu Gnaden angenommen. Es wurden auch Artikel gestellt und zusammen geschrieben im Beiseyn anderer Fürsten und Herzoge in Sachsen beinahe dieses Inhalts:

1) daß vorgedachter Herzog Otto sich willig und gern des Landes zu Baiern ganz und alle seine Kinder verziehen und Verzicht darauf thun sollten, wie es denn auch dem rechten Lehnherrn, als dem es von Natur und Rechtswegen gebührt, wieder von Kaiserl. Majestät belehnt wäre, als Herzog Welfens Tochter-Manne.

2) sollte sich dieser Herzog Otto allein im Lande zu Sachsen enthalten, sich an der Landschaft an der Weser, mit sammt der Grafschaft Nordheim und Bömeneburg genügen lassen und diese ehrlich für sich und seine Nachkommen besitzen.

3) sollte er nicht weiter denn sein Lebtag den Titel eines Herzogs führen, weil mans an ihm gewohnt; seine Söhne aber sollten seyn Grafen und den Titel führen: Grafen von Nordheim und Bömeneburg und Herrn an der Weser.

4) Sollte er mit nichten mehr führen das baiersche Wappen, als den blauen Sporn im weißen Felde, sondern sollte sein eigen Wappen, ihm angeboren, als einen Löwen, so vorn gelb und hinten weiß vermenget, was denn das Bömeneburgsche Wappen war, führen.

5) Was die Kriegskosten und den Schaden anlangte, weil sie zu beiden Theilen Schaden genommen, und einem jeden Häuser, Schlösser, Land und Leute verdorben; so sollte solcher Schaden zu beiden Theilen aufgehoben seyn und sollte entweder der Herzog selbst ein Gefängniß eine Zeitlang halten. Weil er aber bereits von Ostern bis auf Pfingsten gefänglich war angehalten worden, und nunmehr ein alter Mann war, ward gehandelt, daß er zween seiner Söhne, die er lieb hätte, Kaiserl. Majestät zu sondern Bürgen und Geisseln setzen, stellen und lassen solle; so stellte er seine Söhne, als Graf Heinrich zu Nordheim und Graf Cunonem, so nachher noch ein Graf zu Beichlingen wurde. Und schreibet Spangenberg, daß nicht allein dieser Herzog bei Kaiserl. Majestät zu großen Gnaden wiederum angenommen, und gar losgegeben, sondern daß ihn Kaiserl. Majestät geordnet zu einem obersten Baumeister, die verwüsteten Gebäude wieder aufzurichten und zu erbauen. Und weil der Kaiser mit andern sächsischen Fürsten und Herrn einen großen und schweren Krieg führte, so setzte er Herzog Ottonem an der Weser zu einem Kriegsobersten, welches, da es die andern sächsischen Fürsten und Herrn erfahren, ihnen verdrossen und ihm erinnert vorigter Wohlthaten, so sie ihm in seiner Noth gethan, ihn auch

heftig und seinem Lande gedräuet, darum er das Amt, Kriegsoberster zu seyn, mit dem besten abgewandt und gesuchet, wie er im Frieden leben möchte; ziehet in seine Herrschaft und lebet alda eine Zeit, in Frieden und Ruhe. Als nun Herzog Otto, Graf zu Nordheim und Herr an der Weser, fast 7 oder 8 Jahre in gutem Frieden und Ruhe gelebet, ward er krank, also daß er auch an derselben Krankheit starb und im Jahre 1083 den 11ten Jan. selig und rechter Erkenntniß aller seiner Sünden, und nach empfangener Absolution, von diesem Jammerthal abgeschieden und ist im Kloster Nordheim, von ihm selbst gestiftet, zu St. Blasii begraben." Von dieser Stiftung wird in der alten Niedersächsischen Chronik gesagt: „By der Leyne was eyn hartoghe Otto de dat Closter to Northeim funderededöße, dat was eyn hartoghe to Beyern unde eyn Grave to Northem." Die Gemahlin des Stifters dieses Klosters war Richenza, eine Wittwe Graf Hermanns von Werle. Unter seinen 7 Kindern ist hier besonders Heinrich der Feiste zu bemerken, dessen eigene Verheirathung sowohl, als auch die seiner einzigen Tochter, für die Geschichte des nachmaligen Herzogthums Braunschweig-Lüneburg sehr merkwürdig war. Er heirathete nemlich Gertrud, die Erbtochter Markgraf Eccebrechts zu Braunschweig, und nach dessen Absterben bekam er durch sie, Stadt und Fürstenthum Braunschweig. Seine mit ihr erzeugte Tochter aber, mit Namen Rixa oder Richenza, heirathete den Grafen Lothar von Sepplingenberg, der nachmals Herzog von Sachsen und darauf gar Kaiser wurde, und deren beide eheliche

Verbindung auf der Bömeneburg vollzogen ward. Kaiser Heinrich IV ernannte ihn zum Markgrafen in Friesland, allwo er im Jahre 1101 von den Friesen jämmerlich erschlagen wurde und keine männliche Erben hinterließ. Mit ihm erlosch der Wittekindsche Hauptstamm der Herzoge von Sachsen, und nur in Nebenlinien, die anderweitig versorgt worden waren, so wie in weiblicher Linie, wurde derselbe noch fortgesetzt. Sein erblichener Körper wurde aus Friesland auf der Weser nach dem Kloster Bursfelde an der Weser, welches er gestiftet, gebracht, allwo sein Grabmahl noch gezeigt wird. Seine Gemahlin Gertrud verheirathete sich anderweitig an den Grafen Diedrich von Catlenburg, mit dem sie das angefangene Stift St. Alexandri, vollenden half. Von dieser Zeit an, fiel nun das Dominium utile an die Richenza, Heinrichs des Feisten Erbtochter und Gemahlin Kaiser Lothars II, und durch diese an deren Tochter Gertrud, Herzog Heinrichs des Stolzen von Baiern und Sachsen Gemahlin, die Mutter des merkwürdigen Heinrich des Löwen. Es waren zwar noch Grafen von Bömeneburg, dem Titel nach, vorhanden, aber durch sogenante Todtheilungen führten sie meist andere Namen, als: Grafen von Beichlingen, von Rustenberg 2c. Das Schloß oder Burg Bömeneburg, war aber nicht mehr ihr Eigenthum; dieses wurde bereits im Jahre 1303 von Grund aus zerstört und ist seit der Zeit nicht wieder aufgebauet worden.

Domeier.

95.

Schönburg

bei Naumburg an der Saale.

Verschwunden ist Glanz und edle Pracht
Aus der Ahnherrn prangendem Saale.
Es schlummern die Helden in tiefer Nacht,
Nichts wecket der Ritter gewaltige Macht
Tief unter dem steinernen Mahle.

Löbenstein Löbel.

95.

Schönburg.

Wenn die Frage zu beantworten wäre: welcher Theil Thüringens am reichsten sey an Naturschönheiten, so möchte wohl einstimmig nur die Antwort erfolgen: daß es die Gegenden sind, die von der Saale durchflossen werden. Ihr Bette läuft immer in einem Thale entlang, von Bergen bald nahe, bald entfernter eingefaßt, in welchem Städte und Dörfer, herrliche Wiesen und Fruchtfelder, Weinberge und zahllose Gärten eine reizende Abwechselung gewähren und Landschaften bilden, die ungemein schön und lieblich sind. Viel tragen zum Schmucke dieses schönen Saalthals, die Rittervesten bei, die man auf beiden Gebirgswänden, theils noch erhalten, noch bewohnt, theils in Ruinen zerfallen, erblickt. Unter die letztern gehört die Schönburg. Eine Stunde von Naumburg liegt sie, dicht an der Saale auf einem Berge, um den sich das Dörfchen Schönburg lagert. Von großem Umfang sind die Ueberbleibsel dieser, einst so köstlich geschmückten, Burg; aber hin ist die

Pracht und die Herrlichkeit, die ihr den Namen, der schönen Burg, gaben, und lehnte sich nicht noch die Wohnung eines Försters an die mürben Reste, so hallte hier nur der Fußtritt des Wanderers in den weiten leeren Räumen.

Durch ein noch wohl erhaltenes Thor tritt man in den ersten Burghof, wo sonst die Stallungen und Wirthschaftsgebäude standen, und jetzt jene Förster-Wohnung ist. Hier befindet sich auch noch der Brunnen der alten Veste, aus dessen unabsehbarer Tiefe das Wasser mittelst eines Rades herauf getreten wird. In den zweiten Burghof führt ein Thor, das sonst mit einer Zugbrücke versehen war. Gleich links steht hier der hohe, noch wohl erhaltene, Thurm, den man erst kürzlich unten herum, wo er bröckelig ward, ausbesserte. In beiden Höfen wachsen treffliche Obstbäume, deren Früchte aber gewöhnlich eine Beute der in dem alten Gemäuer nistenden Raben, Krähen und Eulen werden, ehe sie reifen. An der Ringmauer der Burg, die noch gut erhalten ist, gedeihen Weinstöcke vortrefflich.

Die Umsicht von einem steinernen Balkon ist schon recht lieblich. Wer die Gegend aber in ihrer ganzen Schönheit überschauen will, der erklimme den Thurm oder die Warte der Burg, die, wie ein Riese, in die Gegend hinein schauet. Hier sieht man ringsum ein reizendes Naturgemälde vor sich aufgestellt, dessen Reichthum an Schönheiten aller Art, bezaubert. Die strömende Saale dicht unten, Naumburg mit seinen vielen Thürmen, bebuschte Felsen, Wiesen, Weinberge und Gärten, durch kleine

Landhäuser belebt, Mühlen, viele Dörfer, und, nach Weißenfels hin, die Burg Goseck — das alles zeigt sich dem Auge, und recht verwöhnt oder unempfänglich für solche Freuden, müßte der seyn, der hier nicht eingestände, daß der Standpunkt höchst reizend sey.

Sicherheit und Raublust waren es, die fast alle die Burgen und Bergvesten, die wir bis jetzt kennen lernten, aufthürmten; aber hier führe ich meinen Lesern eine zweite Burg vor, wo, gleichwie bei Adolphseck *) die Liebe zu ihrer Erbauung mitwirkte. Graf Ludwig von Thüringen, der Springer, der uns nun schon oft vorgekommen, und von dem bei der Geschichte der Burg Giebichenstein **) erzählt ist, wie er mit Adelheit, der Ehefrau Pfalzgraf Friedrichs von Sachsen, ein unerlaubtes Liebesverständniß hatte, den Pfalzgrafen mordete, um die Geliebte ungetheilt zu besitzen, diese dann ehlichte, aber deshalb lange auf Giebichenstein gefangen saß und sich endlich nur durch einen gewaltigen Sprung hinab in die Saale, befreite: dieser Ludwig war es, der auch die Schönburg, und zwar, während jener traulichen Verhältnisse mit Adelheit, erbauete. Der Pfalzgraf Friedrich wohnte auf der Weißenburg oder, wie es jetzt heißt, Zscheiplitz, aber auf seiner, nicht fern davon gelegenen Burg, Goseck, die jetzt ganz verschwunden ist, war er auch oft. Um nun hier der Geliebten recht nahe zu seyn, durch Zeichen wenigstens, mit ihr reden zu

*) Im 3ten Bande.

**) 1ster Band 2te Ausgabe S. 143.

können, erbauete Ludwig, eine halbe Stunde von Goseck und gegenüber, die Schönburg. Dies geschähe im Jahre 1062. Prächtig ausgeschmückt soll sie gewesen seyn und daher ihren Namen erhalten haben. Möglich ist es, daß Ludwig dies that, um seiner schönen Adelheit einen schönen Wohnsitz zu bereiten, möglich aber auch, daß es Prachtliebe war, der er bei seinem Reichthum huldigen konnte; denn er besaß viele Burgen, von denen wir schon die Wartburg kennen, und andere noch bald kennen lernen werden. Daß Schönburg zugleich und nach damaliger Sitte, wohl befestigt und verwahrt war, sieht man noch aus ihren Trümmern, und tapfern Widerstand leistete sie auch späterhin bei manchen Anfechtungen.

Nach Ludwigs Tode war sein mit der Adelheit erzeugter Sohn, Otto, Herr derselben. Dieser war zugleich Bischof in Naumburg, wo er als solcher, seinen gräflichen Hofstaat hatte. Auf der nahen Schönburg hielt er sich aber doch lieber auf, denn er war ein Weltkind, liebte das schöne Geschlecht, gleich seinem Vater, und konnte hier freier seinen Neigungen nachhängen. Unter dem weiblichen Hofstaat, den er auf Schönburg hatte, stand Maria Kostebota (Kospoth) oben an. Sie war zwar nur Silber- und Tafelwärterin, genoß aber das Zutrauen Otto's in einem solchen Grade, daß er ihr oft eins seiner beschwornen bischöflichen Gelübde, ad reponendum gab. Nächst ihr stand Heinrich von Kroppen, ein armer, aber wackerer junger Ritter, bei Otto in besonderer Gunst und besaß dessen ganzes Zutrauen. Marie, welche dem Bischofe

schofe nur diente, diesen aber liebte, wählte sich ihn zum Grunde ihrer künftigen sicherern Versorgung. Da nun auch Heinrich durch sie seine Zukunft gut und dauerhaft zu befestigen meynte, so fanden sie sich bald, und das Versprechen, sich dereinst zu ehelichen, ließ sie nun gemeinschaftlich den Bischof Otto zur Erreichung ihres Zweckes bearbeiten. In traulichen Stunden sprach Marie oft und nachdrücklich von den guten Eigenschaften Heinrichs, rühmte seine Treue, seine Ergebenheit zu Otto, und beklagte nur, daß er arm und so ganz ohne Habe sey. Wiederholt führte sie dies Gespräch herbei, und als Otto einst ihr entdeckte, daß er eine Reise nach dem gelobten Lande zu unternehmen Willens sey, da hielt sie den Zeitpunkt für den gelegensten, ihn aufzufordern, dem Heinrich für bewiesene Treue eine Versorgung außer seinem Hofdienste zu verschaffen. Sie stellte es ihm als ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit vor, wenn er von den vielen und weitläuftigen Schloßgütern etwas an Heinrich zu Lehen gäbe, und sich dadurch einen treuen Vasallen und Lehnsmann mehr verschaffte. Und da nun auch Heinrich um diese Zeit ganz besonders dienstfertig und zuvorkommend gegen Otto sich benahm, so gelang der Plan. Heinrich erhielt im Jahre 1140 einen guten Theil der Schönburgschen Schloßgüter zu Lehen, bauete sich das Jahr darauf einen Edelhof, an dessen Hauptgebäude noch im Jahre 1632 die in Stein gehauene Jahrzahl der Erbauung zu sehen war, und verehlichte sich im Jahre 1145 mit Marie Kostebota, wozu Otto um so lieber seine Einwilligung gab,

da er im folgenden Jahre die längst beschlossene Reise ins gelobte Land — auf der er seinen Tod fand — antrat und gern seine Geliebte zuvor versorgt sah.

Einige Jahre darauf wurden von einem Hirten Silberminen am Schönburgschen Schloßberge entdeckt. Der Bischof Wichmann von Naumburg, Otto's Nachfolger, ein Graf Meran, ließ Bergleute kommen, hier Bergbau zu betreiben, und der war auch sehr ergiebig. Der Ruf davon lockte bald aus mehreren Gegenden eine Menge Bergleute herbei, die hier auch Arbeit bekamen und bei den guten Aussichten zur Fortdauer des Unterhalts sich unten und am Burgberge anbauen wollten. Das gab aber Wichmann, aus unbekannten Ursachen, nicht zu. Heinrich von Kroppen erlaubte ihnen dagegen, sich bei seinem Edelhofe anzusiedeln, und so entstand ein Dorf, das Oberkroppen genannt wurde und erst im 30jährigen Kriege zugleich mit dem, eben so entstandenen, etwas herab an dem Wasser Wethau erbauten Dorfe, Niederkroppen, unterging. Heinrich ließ auch auf seine Kosten eine Grube betreiben, die ihn zum reichen Manne machte. Er starb im Jahre 1189, nach ihm sein Eheweib. Beide wurden in der Schloßkapelle auf Schönburg beerdigt. Ihre Nachkommenschaft blühte bis 1584, wo der letzte der Familie starb.

Unter der Regierung des Bischofs Berthold II, der von 1185 bis 1206 diese Würde bekleidete, hob sich der Bergbau immer mehr. Er legte auf der Burg Schönburg eine Münze an, wobei neunzehn Arbeiter und Betriebs-

diener angestellt wurden, und ließ Solidi und Bracteaten prägen, von denen man noch hier und da in Münzkabinetten Stücke antrifft. Als im Jahre 1727 die Kirche im Dorfe Schönburg niedergerissen wurde, fand man von diesen Münzarten noch viele im Grundsteine und im Thurmknopfe, welche wieder in den Thurmknopf der neuen Kirche gelegt wurden. Von der reichen Ausbeute dieses Silberbergwerks zeugt schon die beträchtliche Anzahl Münzarbeiter, aber auch der Aufwand Bischof Bertholds beweist sie. So machte er im Jahre 1196, auf eigne Kosten, eine Reise ins gelobte Land mit einem Gefolge von 44 Personen und späterhin auch eine nach Rom, nach welcher er den Krummstab niederlegte und von seinem Reichthum in der Pfalz lebte.

Bis zum Jahre 1249 war in der Kapelle auf Schönburg, der Gottesdienst für die Einwohner der Dörfer Ober- und Niederkroppen gehalten worden. Da sich aber die Volkszahl zu sehr mehrte, um diese Zeit auch das Dörfchen Schönburg entstand, und die Burgkapelle zu klein war, alle Einwohner dieser drei Dörfer zu fassen; so beschloß Rudolph von Kroppen, der Besitzer des Edelhofs in Oberkroppen, für seine beiden Dörfer eine eigne Kirche zu bauen. Die Unterthanen erboten sich zur Hülfsleistung durch Frohndienste und einen Geldbeitrag, der für jeden über zwölf Jahr alten Einwohner, einen Solidum, deren einer acht meißnische Groschen galt, betragen sollte. Rudolph wollte das Uebrige hergeben. Nach gemachtem Ueberschlage ergab sich aus beiden Dörfern, ein Geldbei-

trag von 167 Solidis, oder, zu 8 Gr. das Stück gerechnet, 55 Rthlr. 16 Gr. Mit dieser Summe begann der Kirchenbau und ward in anderthalb Jahren vollbracht.

Bald hierauf entstand der, für Thüringen überaus nachtheilige und unnatürliche, Krieg zwischen dem Landgrafen Albrecht dem Unartigen und seinen Söhnen Friedrich mit der gebissenen Wange und Dietzmann, von dem oben bei der Wartburg mehr vorgekommen ist. In seinem Gefolge waren Hungersnoth, Theurung und Pest, welche das Erliegen der, so lange schon betriebenen, Silberbergwerke am Schönburger Schloßberge herbeiführten, den Weinbau störten und die Menschenzahl unglaublich verringerten. Die Burg selbst litt wenig in dieser Zeit, und Bischof Johann I, aus der Familie Miltitz, ein lustiger Geselle, den die bischöfliche Würde gar lästig war, hielt sich hier oft jubelnd und zechend mit gleich lustigen Gesellen auf. Er starb im Jahre 1352, nichts weniger als in seinem Beruf, denn er wurde vom Schlage getroffen, als er eben bei einem Banquet, daß er an seinem Namenstage gab, mit zwei Frauen zugleich tanzte. „Mortuus est non in ecclesia, sed in chorea", sagt der Passau'sche Mönch Lange von ihm.

Um diese Zeit war Schönburg ein Eigenthum der Familie von Schenk zu Saleck, Bädra und Tautenburg. Wie und wann diese zu ihrem Besitz gekommen, ist mir anzugeben nicht möglich. Daß sie aber im Besitz war, beweist der Umstand, daß ein Glied dieser Familie, Rudolph Schenk von Tautenburg, welcher Dechant des Stiftes Naumburg war, und dem lustigen Johann in der-

bischöflichen Würde folgte, die Schönburg mit allem Zubehör, im Jahre 1355, dem Stifte schenkte. Freilich lag es damals im Geiste der Zeit, Stiftungen, die schon hier auf der Erde für das künftige himmlische Wohl der Menschen zu sorgen vorgaben, zu beschenken, damit diese Sorge desto gewisser und gewichtiger geschehen möchte, oder um das Gewissen zu beschwichtigen, schwere Sünden abzubüßen, den Himmel zu versöhnen, oder auch, in dem festen und glücklichen Glauben, Gott dadurch wohlgefällig zu werden. Daß die geistlichen Herren die Schwäche und den frommen Glauben der Menschen nur zu gut zu benutzen wußten, lehrt die Geschichte aller Klöster und Stifter, und man stößt nicht selten auf Schenkungen, die zum größten Nachtheile der Familie dessen, der sie machte, gereichten. Hätte man es sich damals als möglich denken können, daß eine Zeit kommen werde, wo alle diese, zur Ehre Gottes errichteten, Stiftungen, — nicht immer zur Ehre der Menschheit, — zu weltlichen Zwecken eingezogen werden würden, so möchte freilich manche Schenkung unterblieben seyn, oder man würde sich auf diesen Fall den Rückfall des Geschenkes an die Familie des Gebers, vorbehalten haben.

Im sogenannten Bruderkriege, dessen Geschichte wir schon oben bei der Wartburg kennen lernten, ging Schönburg unter. Die Böhmen, welche der Herzog Wilhelm durch seinen Rath, den bekannten Apel von Vitzthum, für große Summen in Böhmen hatte anwerben lassen, wirthschafteten in dieser Gegend sehr übel. Sie brannten die

wehrlosen Dörfer nieder, verjagten und plünderten die unglücklichen Bewohner, weil der damalige Bischof, Peter von Schweinitz, sich laut und bitter über das Benehmen Herzog Wilhelms erklärt hatte. Im Herbste 1446 traf auch die Burg Schönburg dies Schicksal. Da wenige Menschen darauf wohnten, die nichts weiter zu ihrer Vertheidigung thun als die Thore schließen konnten, so erstiegen sie es bald auf Leitern, und nun wurden die Bewohner ermordet, das Vieh weggetrieben, alles geplündert und fortgeschleppt und zuletzt Feuer angelegt. Die ganze Burg brannte rein aus, und nur die Stärke der Mauer und besonders die beiden hohen Wartthürme, wovon jetzt einer noch steht, konnten den Flammen trotzen. In Naumburg erfuhr und sahe man zwar bald die Gräuel der Zerstörung, aber der Bischof konnte nicht helfen, um diese Stadt nicht selbst der Gefahr eines Ueberfalls auszusetzen.

Die Verwüstung war zu groß, es hätte eine ganz neue Burg erbauet werden müssen, daher blieb die fast vier Jahrhunderte alte Schönburg, in ihren Ruinen liegen. Nur einige Stallungen und Wohnungen für das Gesinde wurden auf der Brandstätte wieder aufgebaut und ein Verwalter darauf gesetzt, der die Burggüter administriren mußte. Dem Domkapitel schien es jedoch zu beschwerlich, das Getreide und andere Früchte nach Naumburg zu schaffen, da wurde die Burg, mit allen dazu gehörigen Grundstücken, an das Georgenkloster in Naumburg verkauft. Dieses erlaubte von neuem den Anbau von Häusern unter und an dem Burgberge und gab den Anbauern viele zur Burg

gehörige Grundstücke, wodurch das, durch den Krieg auch sehr zerstörte, Dorf Schönburg wieder emporkam. Auf der Burg blieb nur ein Jäger — dessen leichte Wohnung sich an die alten Mauern lehnt — wohnen, welcher die Aufsicht über die Holzungen und die Jagd bekam, und dessen Nachfolger im Dienste bis jetzt noch da wohnen.

Spätere Kriege haben auf die zerstörte Schönburg keinen weitern Einfluß haben können, aber die alte hohe Warte ist Zeuge gewesen, der Schändlichkeiten, welche Tilly's Heere um sie her verübten, wie sie alle Einwohner der beiden Dörfer Kroppen, im August 1632, vertrieben, mit Pulver die Ställe und Scheuern füllten, mit Pech und brennenden Lunten ihre Wohnungen anzündeten und so beide Oerter ganz vernichteten. Wo sie gestanden haben, weiß man indessen noch jetzt genau anzugeben.

Da nie ein böser Geist auf der Schönburg hauste, und keine Spukgeschichte aus Urzeiten sich von ihr erzählen ließ, so dichteten lose Vögel ihr an, daß Jonas oben zwischen dem alten Gemäuer an einem steinernen Tische sitze, durch welchen, gleich Kaiser Friedrichen auf der Kyffhäuser Burg, der Bart ihm gewachsen sey. Wenn nun dieses Mährchen jungen Kaufleuten, die das erste Mal nach der Leipziger Messe des Weges kamen, erzählt und sie begierig gemacht waren, das Wunder selbst zu schauen, so begleiteten die Verführer sie auf die Burg und schlossen dann schnell das Thor, wenn sie die Leichtgläubigen in den Ringmauern hatten. Nicht nur ausgespottet wurden sie dann, sondern auch ein Lösegeld zum gemeinschaftlichen Ver-

schmausen, mußten sie geloben, ehe wurde das Thor nicht wieder geöffnet. Noch vor hundert Jahren war dieser Schwank üblich, der nun wohl vergessen seyn möchte.

* * *

Größtentheils sind diese Nachrichten aus einer alten Handschrift über die Familie von Kroppen genommen, welche ein Prediger, Baumgärtner in Schönburg, der um das Jahr 1587 lebte, hinterlassen hat, und welche zum Theil auch in der Wochenschrift: Thüringen, wie es war und ist, Jahrgang 1808, abgedruckt sind. — Von den Abbildungen, die von Schönburg da seyn mögen, sind mir nur zwei kleine bekannt: die eine, auf dem Titelblatte der neuen Reisen eines Deutschen, 3ter Bd. Leipz. 1800. 8.; die andere von Zingg gezeichnet und Darnstedt gestochen, in dem Taschenbuche von Loos, Tempe. 1809. 12.

96.

Hohensyberg

bei Dortmund in Westphalen.

Voll Bedeutung schaut aus blauen Lüften
in des Thales froh belebte Triften,
die Ruine schwermuthsvoll hinab.
In sich selbst gedankenvoll versunken,
blickt die stille Seele schauertrunken
in der Zeiten ewig offnes Grab.

Sophie Mereau.

96.

Hohensyberg.

Die Natur und die Umgebungen von Hohensyberg, am Zusammenflusse der Lenne und Ruhr, machen diesen Berg zu einem der reizendsten in der Grafschaft Mark. Wer in seiner Nähe wohnt oder ihm nahe kommt und auf Naturschönheiten Werth setzt, der besucht ihn auch gewiß; denn der Blick von ihm hinab in die unten liegenden herrlichen Flußthäler, und zwischen ihnen ausgebreiteten Landschaften, ist höchst reizend und belohnend.

Für die Geschichte der Grafschaft Mark ist er aber ein ganz besonders merkwürdiger Punkt, denn er enthält einzelne kenntliche Reste sehr entfernter Vorzeit. Die obere Bergplatte trug, zu Karls des Großen Zeiten, eine der drei berühmtesten altsächsischen Hauptfesten, wovon noch Umwallungen zu erkennen sind, und an ihrem südlichen Rande liegen die Ruinen einer weitläuftigen, mit Mauern und tief in den Felsen eingeschnittenen Gräben umgeben gewesenen, Burg, die aber viel später als jene hier erbauet ward.

Zur Zeit, als die Franken, von der römischen Herrschaft befreit, unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte vereinigt, bereits in Gallien unter Chlodowig ein Reich gestiftet hatten und nun auch in Deutschland ihre Macht immer weiter auszudehnen begonnen, hielten es die Altsachsen für gefährlich, ihre Grenze ohne feste Punkte zu lassen. Sie erbauten daher überall und auch in den Gegenden der jetzigen Grafschaft Mark, auf hohen Bergen, feste Plätze zur Vertheidigung und zum Widerstand gegen die ihnen immer gefährlicher werdenden Franken. So entstand die Iburg, deren Geschichte bereits erzählt ist *), und so entstand auch jene alte Feste auf Hohensyberg. Wann dies aber geschah, liegt, wie überhaupt die Geschichte dieser Zeit, im Dunkeln. Die fränkischen und spätern sächsischen Schriftsteller über die Kriege Karls des Großen mit den Sachsen, gedenken nicht einmal der ersten Einnahme Hohensybergs durch Karln, sondern lassen es die Sachsen wieder erobern und Karln es diesen abermals entreißen. Wahrscheinlich geschah jedoch die erste Einnahme um das Jahr 772. Die Gründe, welche Karln bestimmen mochten, mit dieser Unternehmung, seinen Angriff auf die Sachsen zu eröffnen, lassen sich leicht auffinden. Er war dazu genöthigt: denn, hätte er das westliche sächsische Süderland unerobert und unbesetzt liegen lassen, und sich durch Hessen auf Stadtberge, den Quellen der Lippe und zur Weser ge-

*) Im 3ten Bande S. 73.

wandt, so wäre das nahe ripuarische Franken, bis an den Rhein, den Einfällen und Plünderungen der Sachsen offen gewesen, was späterhin wirklich geschah.

Nach der ersten Eroberung ließ Karl auf Hohensyberg fränkische Besatzung, und ging nun auf die Eresburg, eine ähnliche Grenzfeste der Sachsen, los, die er auch bald nahm und zerstörte. Kaum aber hatte er sich nach Italien gewendet, um seinen Schwiegervater zu stürzen, so rührten sich die Sachsen wieder, nahmen, nach einem harten Kampfe, Hohensyberg, ihren wichtigsten und festesten Platz, im Jahre 773 wieder, und drangen verwüstend in Hessen ein. Doch zu ihrem Unglück. Karl kam das Jahr darauf zurück, nahm es ihnen von neuem ab und verwüstete nun ihr Land. Da gaben sie ihm zwar Geißeln und gelobten Frieden, aber, noch nicht über die Alpen zurück, erhoben sich die, nur mit Gewalt niedergedrückten, Sachsen 776 dennoch wieder und belagerten gleich zuerst Hohensyberg. Ehe es aber fiel, war Karl auch wieder da und entsetzte es. Bis zur Lippe verfolgten die siegenden Franken die fliehenden Sachsen, und Karl erbauete hier eine Festung, — vielleicht war es das jetzige Lippstadt, — sie zu bändigen, und traf nun ernstliche Anstalten, künftige ähnliche Aufstände zu verhüten. Dem fürchterlichen Sieger war nicht zu widerstehen. Erschöpft und gedemüthigt, unterwarf sich endlich die ganze Gegend.

Von da an verschwindet die altsächsische Feste auf Hohensyberg aus der Geschichte, und nie wird ihrer wieder gedacht. Daß sie aber einst da war, erkennt man noch

jetzt, nach tausend vorüber geflogenen Jahren, an dem tiefen Graben, der an der nordwestlichen Seite der Bergplatte befindlich ist, und aus den verschiedenen Resten von alten Umwallungen in den Höfen des jetzigen Dorfes Syberg am nordöstlichen Abhange des Berges. Der innere Raum der Feste erscheint hiernach von beträchtlichem Umfange. Die fränkische Besatzung, welche Karl hineinlegte, blieb wohl nicht länger, als bis der Krieg zu Ende, Sachsen zum Christenthum gebracht und beruhigt war. Durch Vergleich traten die Sachsen zum fränkischen Reiche. Sie wurden, als ein freies Volk, nach demselben behandelt, das seine alte Verfassung, in so weit es seyn konnte, behielt. Zu dieser gehörte, daß sie in Friedenszeiten keine besetzten und verschlossenen Festungen auf ihrem Boden duldeten. Unter den nachherigen karolingischen und sächsischen Kaisern, lag wohl sicher die Feste Hohensyberg offen, und verfiel, weil kein auswärtiger oder innerer Krieg ihre Unterhaltung und Besetzung weiter nöthig machte. Die sächsischen Grundeigenthümer wohnten damals und Jahrhunderte hernach noch, auf ihren unbefestigten Höfen, wie die Deutschen der noch ältern Vorzeit, im Lande umher.

Die Erbauung des Schlosses oder der Burg Hohensyberg, deren schöne Ruinen wir jetzt noch am südlichen Rande der obern Bergplatte erblicken, fällt wahrscheinlich in die Regierungsperiode Kaiser Heinrichs IV oder in das 11te Jahrhundert. Heinrich, der sich unter der Leitung des stolzen Erzbischofs Adalbert von Bremen, mit seinem verderbten Hofe so lange in Sachsen aufhielt, daß er den

Einwohnern zuletzt unerträglich ward, kam auch gewiß auf seinen Zügen in diese Gegend. Seine Neigung, alle Hügel und Höhen mit Burgen zu krönen, fand gewiß bald auch den Hohensyberg trefflich dazu geeignet, um so viel mehr, als dieser Boden unmittelbar Reichsdomaine war. Es stieg daher auf seinem Rücken eine Burg empor und zwar zur Beschirmung des darunter gelegenen Reichshofes, jetzigen Fleckens, Westhofen. Die Burgmänner, denen es zur Verwahrung übergeben war, gehörten zu des Kaisers Dienstmannschaft.

Das Daseyn dieser Burg, von ihrer ersten Erbauung bis zu ihrer letzten Zerstörung, begreift einen Zeitraum von höchstens drittehalb Jahrhunderten. Die specielle Geschichte derselben liegt jetzt aber für uns, bis auf einzelne wenige Fakta, leider ganz im Dunkeln. Ob sie, als Heinrich seine Burgen in Sachsen abbrechen lassen mußte, zerstört ward, oder stehen blieb? wie es ihr im langen Kampfe zwischen dem sächsischen Herzoge Heinrich dem Löwen und Kaiser Friedrich I von Hohenstaufen, ging? wie oft sie während des 12ten und 13ten Jahrhunderts belagert, eingenommen, abgebrochen und wieder aufgebaut worden? — alles damals sehr gewöhnliche Begebenheiten, — davon wissen wir fast so viel wie nichts. Das wenige Bekannte ist: daß das Schloß Volmestein zu gewissen Diensten gegen Syberg verbunden war, daß im Jahre 1274, die Burgmänner sich eine päpstliche Bulle über ihre Kirche geben ließen, und daß, während des Interregnums im 13ten Jahrhunderte, die Burgmannschaft

zu Syberg ihre Pflicht vergessen zu haben scheint. Denn das von ihr besetzte Schloß wurde, unter der Regierung Rudolphs von Habsburg, vom Grafen Eberhard von der Mark 1287 belagert, erobert und abgebrochen, aber auch wohl gleich wieder hergestellt. Nicht lange hernach aber erfolgte schon seine letzte Zerstörung und Verlassung.

Mit dem Reichshofe Westhofen, ging auch das, auf dessen Boden gelegene, kaiserliche Schloß, Hohensyberg, im Jahre 1300 an den Grafen von der Mark, als Pfandstück über. Vielleicht, um den Kaisern das Einlösen zu verleiden, oder vielmehr, weil an dieser Stelle den Grafen von der Mark ein Schloß ganz überflüssig, und ein neues anderwärts sehr nützlich war, — wurde es unverzüglich abgebrochen. Das Eisenwerk und andere darin befindliche brauchbare Materialien wurden abgefahren, um in Hörde, ein Paar Stunden von Hohensyberg, bei der Erbauung einer neuen Burg, womit der Graf von der Mark eben beschäftigt war, genutzt zu werden, die Mauern ließ man stehen. Wahrscheinlich gingen damals auch die Burgmänner aus des Kaisers Dienst, in den des Grafen über.

Seit fünf Jahrhunderten stehen nun die alten Mauern Hohensybergs öde und unbewohnbar. Allmählig sinken sie in Schutt, die hohen stolzen Trümmern, doch lange noch werden sie weit umher, in die Augen fallen und des Wanderers Neugier und Verwunderung erregen. Wo vormals des Kaisers Männer wohnten, da hausen jetzt Dachse und Füchse. Wo einst die Becher der Freude und Heldenlieder klangen, da ist jetzt Stille des Grabes, die nur das Ge-

schrei der Krähen und Nachtschatten unterbricht. Seit fünf Jahrhunderten trotzten Hohensybergs Ruinen der Zeit, die alles zerstört. Fürchterlich toben um sie her die Stürme, aber sie haben, jeder Witterung ausgesetzt, den langen Zeitraum dennoch durchdauert. Zu einer Felsenmasse scheint dies unvergängliche Mauerwerk der Alten erhärtet zu seyn. In einem Raume des meist eingestürzten Hauptgebäudes, wo vielleicht einst ein Saal war, haftet noch hin und wieder der Kalk auf den Wänden, erblickt man noch die Nischen, darin das Hausgeräth gestellt ward und die Reste eines hölzernen Balkens, der — das zu verwundern ist — seit einem halben Jahrtausend, freilich morsch ward, aber doch nicht in Staub zerfiel. Noch Jahrhunderte können diese Ruinen stehen. Menschen werden ihnen ihre Stelle nicht rauben; sie ist Felsengrund und taugt zum Urbarmachen nicht. Bausteine geben die Steinbrüche umher, weit leichter und besser in unendlicher Fülle. Geldgier, mit Dummheit und Aberglauben verbunden, werden nicht mehr, wie vordem geschehen seyn soll, in Hohensybergs Trümmern nach verborgenen Schätzen wühlen, die auch dort gewiß nicht zu finden sind.

Die Familie der Freiherren von Syberg, eine der ältesten Westphalens, führt wahrscheinlich von dieser Burg ihren Namen. Nach der Lage und der altdeutschen Verfassung kam gewiß frühe schon, und lange vor der Eroberung Karls des Großen, der sächsische Grundeigenthümer, dessen Besitzungen unten im Thale an Hohensybergs Fuße liegen, in Verbindung mit der Feste. Er mag mannichmal die

Seinen in ihr gerettet und bei ihr im Heerbann gestanden haben. Allein wir wissen davon nichts Historisches. Als das Schloß angelegt und mit des Kaisers Mannen besetzt ward, übernahmen diese Grundeigenthümer Burgmanns-Stellen auf demselben. Vermuthlich bekleideten sie die Oberstelle (das Drostenamt) in der Burg und vererbten sie auf ihre Nachkommen. Folge davon war: daß sie, wie mehrere alte Familien, die ähnliche Aemter verwalteten, ihren Geschlechtsnamen, wenn dergleichen schon damals üblich waren, mit dem der Burg, die ihnen zur Verwahrung anvertraut war, vertauschten und sich von Syberg nannten. Als das Schloß abgebrochen ward, kehrten sie zum Sitze ihrer Vorfahren ins stille schöne Thal zurück und erbauten hier das adelige Haus Busch. Diesem gegenüber, und im Angesicht, liegen die Trümmer der Burg, von der sie den Namen, zum Andenken dessen, was ihre Väter auf derselben einst waren, seitdem führten. Dies Andenken und dieser Name mögen aber auch die einzige Belohnung für die von ihren Ahnherren dem Reiche in jener Burg geleisteten Dienste seyn.

Die Ruinen der Burg Syberg liegen jetzt in einem fast undurchdringlichen Dickicht von Dornen, Flieder, zu Schlagholz gezogenen struppigen Haynbuchen, von Geißblatt, Brombeeren, Winde und andern Rankengewächsen verschlungen. Diese bedecken den Boden der Gräben, der Wälle, der Höfe und das Innere der ehemaligen, jetzt über einander gestürzten Gebäude, zu manchem ist der Zugang fast unmöglich, und zu allen äußerst beschwerlich.

Es gehört schon Behendigkeit dazu, um, ohne zu fallen, den holperigen engen Fußsteig, der zu den Ruinen führt, zurück zu legen. Ist man zu ihnen gelangt, so hemmt jenes Dickicht das Umsehn in der Nähe und Ferne. Nicht hier, sondern auf andern Punkten der Bergplatte muß man daher die dortigen schönen Aussichten suchen; und doch könnte und würde bei den Ruinen unter allen die schönste seyn, wenn man es wollte. Wenn man, zum Beispiel, dem noch gut erhaltenen, viereckigen, östlichen Thurme ein Dach gäbe, ein Zimmer darin anlegte, — gewiß, das schönste Belvedere in der ganzen Grafschaft Mark würde hier seyn.

Mögen diese Wünsche erfüllt werden oder nicht; mag das Dunkel, das auf Hohensybergs Geschichte liegt, aufgehellt werden oder Nacht bleiben; mögen seine Ruinen stehen oder stürzen; mögen wir die Zugänge zu ihnen leichter und ebener oder sie noch wilder verwachsen lassen, — immer ist der Hohensyberg dem Freunde der vaterländischen Natur und Geschichte der merkwürdigste Punkt in der ganzen Gegend umher. Ewig jung und reizend bleibt die dortige herrliche Natur! Im Fortschreiten der Jahrhunderte ward sie bei jedem Zeitalter nur noch schöner. Wie viel schöner ist jetzt die Aussicht von dort aus ins Ruhrthal und Lennethal, als sie es damals seyn mochte, wie Karl der Große diese Thäler vor sich liegen sah. Damals waren sie eine dürftig angebaute Wildniß, jetzt — ein großer Garten. Nicht so die dortigen Werke der Menschen; sie sind veraltet und verschwunden. Aber doch bleiben uns merkwürdig ihr

Andenken und ihre Spuren. Die Erinnerungen an sie und ihr Anblick sind uns lehrreich! — Merkwürdig ist uns Hohensybergs altsächsische Feste. Hier und in ihrer Nachbarschaft kämpften Karl und Wittekind, und Tausende mögen damals gefallen seyn. Hier ward Norddeutschlands Schicksal auf Jahrtausende entschieden. Siegte Wittekind, dann hatten wir eine andere Welt. Aber Karl siegte und nun kam es, wie es gekommen ist. Merkwürdig bleibt uns auch Hohensybergs Burg, die jetzt in Trümmern liegt. Wir knüpfen an ihre Schicksale ernste wehmüthige Erinnerungen an der Zeiten ewigen Wechsel, an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge; an Kaiserhäuser, die abgeblüht und vergessen sind; an Namen und Thaten, einst glänzend, jetzt in Nacht verhüllt; an untergegangene Verfassungen, in denen der Keim zu manchem Vortrefflichen lag; an Sitten und Lebensweisen, von denen keine Spur mehr ist; an Oerter, dahin einst eine ganze Gegend mit Ehrfurcht hinauf sah, die jetzt kaum ein Hirtenknabe noch achtet, wohin jeder Hülfe Suchende ging, von wo aus jetzt Niemand weder Gutes noch Böses thut; an die unselige Mühe, die unserm Geschlechte aufgelegt ist, daß es bauet im Wahn ewiger Zwecke, die doch so bald wegfallen; an das Schicksal ähnlicher Werke unserer Zeit, die über kurz oder lang die Nachwelt eben so unbrauchbar finden und vernachlässigen wird; an den Zerstörungstrieb, welcher, wie es scheint, zu den Grundzügen unserer Natur eben so gut, als andere Triebe, gehört; der ehemals periodisch sehr wirksam war, und in unsern Tagen

mit der wildesten Stärke wirkte und zertrümmerte, was Jahrhunderte stand.

Der Berg Hohensyberg ist einer der vielen einzelnen, aus dem Gebirge des Ardei — welcher Gebirgszug von Osten nach Westen die Grafschaft Mark durchstreichet — ins Ruhrthal hervorspringenden Berge. Die Form desselben ist sehr unregelmäßig und hat mit einer dreieckigen, auf die Hälfte ihrer Höhe horizontal abgeschnittenen, Pyramide entfernte Aehnlichkeit. Das Innere des Berges besteht aus Schichten von Sandsteind, welcher hin und wieder an den Seiten als nackter Felsen hervorragt. Die Bergplatte ist eben und dreieckig. Sie, wie der ganze Berg, hängt im Norden durch einen schmalen, sattelförmigen Rücken mit dem hinterwärts liegenden Ardei zusammen. Von dem einen, dem nordwestlichen Abhange dieses Bergrückens, zieht sich eine enge, jähe, tiefe Schlucht ins Ruhrthal herab. Der andere, der nordwestliche Abhang des Bergrückens, bildet mit dem gegenüber liegenden Berge ein krummes, muldenförmges, zur Ruhr herabgehendes Thal. Von den drei Wänden des Berges ist die erste diesem Thale, die zweite der Schlucht, die dritte, die südliche, der Ruhr zugekehrt, die am Fuße derselben herabfließt. Die erste dieser drei Bergwände ist sanfter ansteigend. An ihr schlängelt sich ein, wiewohl noch immer sehr steiler Weg aus dem Ruhrthale nach Hohensyberg hinauf. Ein zweiter Weg führt aus dem Ardei über den Bergrücken dahin. Die beiden andern Wände, besonders die nach der Ruhr zu abgedachte, sind so jähe, daß sie wohl nur an wenigen

Punkten, und das nur äußerst beschwerlich, würden zu erklettern seyn.

Eine weitere Beschreibung der äußern Gestalt des Berges wäre überflüssig. Ueberhaupt stellen Worte, Dinge, die gesehen werden müssen, unvollkommen dar. Besser gelingt dies dem Pinsel und dem Grabstichel. Beide haben sich an Hohensyberg mehrmals versucht. Zuletzt noch die ꝛc. Prestel aus Frankfurt, die vor 10 bis 12 Jahren die Ruinen Hohensybergs für die Sammlung des Grafen von Brabeck in Söder mahlte. Ob es der Vater der Künstlerin durch den Grabstichel vervielfältigt hat, wie er damals wollte, weiß ich nicht. Aber von Hueck giebt es eine gute und treue illuminirte Ansicht der Ruinen und eines Theils des Berges.

* * *

Vorstehende Nachrichten sind ein Auszug aus der vortrefflichen Abhandlung des verstorbenen Predigers Joh. Fr. Möller in Elsey: „Ueber Hohensyberg die altsächsische Feste, das nachmalige Schloß, dessen Trümmern und andere Alterthümer daselbst," welche sich im 4ten Bande des westphälischen Magazins befindet und aus diesem abgedruckt, auf 64 Seiten auch einzeln erschien in Dortmund 1804. 8.

97.

Zabelstein
im Würzburgschen.

Die Flamme in farbigen Säulen
Durchwogte wild der Gemächer Raum,
Und ich stürzte in Windes Heulen
Und begrub im Falle der Edlen Gebeine;
Da zog der Uhu als Burgherr ein
Und mit ihm, als Knappen, die Eulen.

Th. Körner.

Zabelstein.

Die Ruinen der Burg Zabelstein liegen im Würzburgischen Landgerichte Gerolshofen, auf einem, etwa 500 Fuß hohen Berge des Steigerwaldes, an der Beugung, welche derselbe von Süden gegen Osten macht.

Zabelstein war das Stammhaus des uralten fränkischen Rittergeschlechts gleiches Namens, welches in seinem Wappen eine eiserne Scheere im goldenen Felde, folglich ein ähnliches mit dem Geschlechte, von Scherenberg, nur mit dem Unterschiede führte, daß bei letzterem das Wappenbild roth gefärbt war. Schon im Jahre 1168 soll unter dem Bischof Herold die älteste bekannte Linie, die im Besitze der Burg war, mit Wipricht von Zabelstein ausgestorben seyn, wodurch die Burg, nebst den dazu gehörigen Gütern, an Würzburg vermannt, heimfiel. Eine Nebenlinie dieses Geschlechts wurde hierauf von dem Bischofe wieder damit belehnt, von welcher in Urkunden des

13ten Jahrhunderts drei Brüder vorkommen: Albert, Arnold und Wolfram. — Albert war Kellner des Domstifts zu Würzburg und kommt als solcher in Urkunden desselben, vom Jahre 1222 bis 1245, vor. — Arnold war 1223 Domherr in Würzburg, und lebte noch 1254. — Wolfram, der jüngste Bruder, war Besitzer der Burg Zabelstein und Stammführer. Er kommt schon im Jahre 1231 in einer Urkunde des Bischofs Hermann von Lobdenburg, über den Tausch des Ortes Burkardsroth, als Zeuge vor. Auch hatte er das Schirmrecht über das Kloster Theres am Main, pfandweis von dem Bischofe Heinrich zu Bamberg, inne. Die allzugroßen Bedrückungen aber, die er sich gegen dies Kloster erlaubte, veranlaßten den Bischof Heinrich, dem Bischofe Hermann von Würzburg das Lösungsrecht durch eine Urkunde vom Jahre 1250, zu gestatten. — Wolframs Söhne waren Konrad und Heinrich von Zabelstein. Beide waren besondere Wohlthäter des, nun unter baierschem Besitz untergegangenen, Klosters Ebrach, dessen Geschichte immerfort mit dankbarer Erinnerung sie nennen wird. Konrad schenkte ihm im Jahre 1240 den Weinzehend von Beiersberg unterhalb des Zabelsteins, und Heinrich im Jahre 1274 den in der Nähe des Zabelsteins gegen Osten gelegenen St. Gagolsberg mit der Kirche und allen zugehörigen Gütern, Weiden und Wäldern. Auf diesem Berge erbaute das Kloster in der Folge ein Hospitium für einige Brüder, die den Gottesdienst auf der Burg Zabelstein besorgen mußten. Vor langer Zeit schon ging dies Hospitium ein, aber die Güter

blieben, bis dahin, wo Baiern zum Besitz gelangte, dem schönen Kloster Ebrach. Mögen immerhin Klöster für unser Zeitalter keine mehr passende Einrichtungen seyn, so wird ihnen doch die Nachwelt die Verdienste nie rauben können, die sie hatten. Und wo man sich für berechtigt hält, sie aufzulösen, da sollte es billigerweise nur so geschehen, daß der daraus hervorgehende Gewinn wieder zu frommen und guten Zwecken angewendet würde. Leider fließt er aber gewöhnlich in solche Kassen, die wohl am wenigsten Ansprüche darauf machen könnten, und der, im Stillen nach etwas mehr als Brod seufzende, Schulmann oder Prediger, geht leer aus.

Heinrich von Zabelstein scheint der letzte seines Geschlechts gewesen zu seyn. Man weiß von ihm nur, daß er eine einzige Tochter hinterließ, welche an einen Ritter von Hohenburg an der Werra, vermählt wurde. Sie erhielt, nach ihres Vaters Tode, die Burg Zabelstein, und durch sie kam das Geschlecht derer von Hohenburg an der Werra in den Besitz derselben. Die Hohenburger hausten einige Zeit auf Zabelstein, bis es Thomas von Hohenburg, mit vielen zugehörigen Gütern, dem Bischofe Mangold von Würzburg im Jahre 1303 verkaufte.

Unter den Würzburgschen Bischöfen wurde es, seiner vortrefflichen Lage halber, immer mehr befestigt, wodurch es zuletzt die vorzüglichste Festung des Bisthums und bei eintretenden Vorfällen der Verwahrungsort des fürstlichen Archivs und Schatzes wurde. Die Bewohner erhielten

ihr Wasser theils aus einer sehr tiefen Cisterne, welche zum Ziehbrunnen eingerichtet war, und eine Verbindung mit dem Mainflusse gehabt haben soll, theils aus einer in der Mitte des Berges gegen Norden entspringenden Quelle, der Eselsbrunnen genannt.

Auch wurde es zum Sitze eines eigenen Amtes erhoben, welches hernach den Namen Zabelstein führte, anfangs nur die zum Zabelstein gehörigen Güter und Ortschaften in sich faßte, in der Folge aber durch mehrere andere dahin verwiesene Dörfer, vermehrt wurde. Im Jahre 1530, unter der Regierung des Fürsten Konrad von Tungen, gehörten folgende Ortschaften in das Amt Zabelstein: Altmannsdorf mit 11 Unterthanen, Donnersdorf mit 68, Falkenstein mit 14, Grettstadt mit 91, Kleinerheimfeld mit 17, Obersteinbach mit 51, Prölsdorf mit 28, Schallfeld mit 36, Schönaich mit 5, Untersteinbach mit 26, und Wonau mit 11 Unterthanen. Im 17ten Jahrhundert wurde es durch heimgefallene Lehen und durch andere Erwerbungen mit nachstehenden Ortschaften vermehrt, als: Bischwind, Dampfach, Hundelshausen, Traustadt und Vögnitz, welche bis zu der im Jahre 1687 geschehenen Auflösung dieses Amtes dabei verblieben sind. Der Amtssitz wurde aber schon früher, im Jahre 1652, in das Dorf Traustadt verlegt, weshalb es auch Amt Traustadt hieß. Als der Fürstbischof Johann Gottfried von Guttenberg

eine ganz neue Einrichtung der Aemter des Landes vornahm, da verlor das alte Amt Zabelstein sein Daseyn, und der größte Theil der Amtsortschaften wurde in das Amt Gerolshofen verwiesen. Die Burg Zabelstein diente wegen ihrer reizenden Aussicht, indem man auf derselben mehr als 112 Ortschaften sieht, dem alten Fürsten nun zum Sommeraufenthalte, besonders wegen des daranstoßenden, gegen 18000 Waldmorgen großen Forstes, welcher noch heutiges Tages den Namen Zabelstein führt.

Auch Bischof Johann II, von Brunn, der in der Geschichte des Stiftes Würzburg wegen großer Geistesanlagen, so wie wegen seines großen Hanges zur Verschwendung, gleich bemerkenswerth bleiben wird, scheint Zabelstein sehr geliebt zu haben, denn in dem, 1432 abgeschlossenen, Kizinger Vertrage wurde ihm, bei der gewünschten Niederlegung der Landesregierung, die Burg Zabelstein nebst Aschach zum Aufenthalte angewiesen, und da er es an Heinzen von Thunfeld versetzt hatte, so sollte es wieder von dem Pfandinhaber eingelöst werden. Da die Niederlegung aber nicht erfolgte, so wurde drei Jahre später, zur Zurechtweisung und Beschränkung des Johann, ein neuer, sogenannter runder, Vertrag abgeschlossen, aus welchem man ersieht, daß damals das fürstliche Archiv auf dem Zabelstein verwahrt wurde, und da auch ferner bleiben sollte. Nach Johanns Tode diente Zabelstein der berüchtigten

Anhängerin desselben, Katharine Suptein, zum Gefängnisse, aus welchem sie erst nach einem Jahre wieder entlassen wurde. Die unter Johanns Regierung geschehene Verpfändung des Zabelsteins an Heinzen von Thunfeld, wurde erst unter der Regierung seines Nachfolgers, Bischofs Rudolf von Scherenberg, aufgehoben, indem dieser den, 4000 fl. betragenden, Pfandschilling zahlte.

Im Bauernkriege, der so vielen fränkischen Burgen ihr Daseyn raubte, traf auch den Zabelstein ein gleiches Loos. Im Jahr 1525 zogen am 2ten Mai, 200 Mann Gerolshofer und Haßfurter Bauern vor diese Burg, welche aber Konrad von Giech, Amtmann, Hans von Giech, dessen Bruder, und Hans von Milz, Amtmann zu Wallburg, so wacker vertheidigten, daß die Bauern unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Aber die wilden Menschen kamen nach 14 Tagen, unter Anführung ihres Obersten Hans Luft, zurück, blokirten Zabelstein, fügten ihm großen Schaden durch Brand zu, und drohten es zu bestürmen. Da wurde die Besatzung genöthigt, es mit Kapitulation, am 18ten Mai, zu übergeben, worauf es ausgeplündert, größtentheils abgebrannt und zerstört wurde. Viele Jahre blieb nun Zabelstein in seinen Ruinen liegen, bis es endlich Fürstbischof Julius wieder aufbauen ließ. Im Jahr 1689 ging es aber auf immer unter. Durch einen, in der Wohnung des Forstmeisters ausgekommenen, Brand wurde es zum zweiten Male ein Raub der Flammen,

und kein Julius fand sich wieder, der es nochmals aufgebauet hätte. Es blieb in Trümmern liegen, und da auch hier, wie leider fast überall! der Sinn für Alterthümer dieser Art mangelte, und Niemanden gewehrt war, nach Belieben die Steine der stehengebliebenen Mauern abzubrechen, so sind jetzt die Ruinen des Zabelsteins nur noch unbedeutend und gering.

Ob irgendwo eine Zeichnung oder ein Gemälde dieser Burg, als sie noch stand, aufgehoben seyn mag, ist dem Verfasser dieser Nachrichten nicht bekannt.

98.

Falkenstein

bei Frankfurt am Main.

Mauern sanken, feste Thürme,
Jetzt ein ödes Spiel der Stürme,
Und der Ritter Nam' und Ruhm
Sank mit ihrem Eigenthum.

98.

Falkenstein.

Am östlichen Abhange der Höhe *) vier Stunden von Frankfurt a. M., erhebt sich ein Felsen, unersteiglich von Norden, Osten und Süden; von Westen nur mühsam zu erklimmen und hier mit Laubholz bewachsen. Auf seiner Spitze trauern einsam die Trümmer von Falkenstein. Die Ringmauern mit Rondelen, das Thorgewölbe, und ein viereckiger Thurm, auf der, in der Ringmauer eingeschlossenen, Spitze des Felsens erbaut, sind die einzigen Ueberbleibsel einer Burg, die, Stammsitz eines sonst mächtigen, längst erloschenen Dynasten-Geschlechts, dessen Namen der Nachwelt bewahrt.

*) So heißt das Gebirge, das, am Rhein anfangend, sich nach Hessen erstreckt; dessen höchster Gipfel der Feldberg und Altkönig sind, an deren Fuß Homburg und Kronberg liegen. Die Römer bezeichneten es mit dem Namen Taunus.

In frühen Jahrhunderten blühte in den Dynasten von Mevenberg *) ein Zweig des Salisch-Conradinischen Geschlechts. Hartrad von Mevenberg pflanzte in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts (ungefähr 1032) den Mevenberger Stamm fort; sein Bruder Hetzil, oder Heinrich ließ sich in der Wetterau und an der Höhe nieder. Wahrscheinlich erbaute er auf dem Felsen, der jetzt Falkenstein trägt, eine Feste, nannte solche Nuring, und sich nach diesem Namen. Vielleicht daß schon früher hier eine Burg stand, die er erneuerte, wie der Name Nüring (Neuer Ring) vermuthen läßt. Er war der Stammvater der berühmten Dynasten von Nüring, die Besitzer großer Güter in dieser Gegend und der Wetterau wurden.

In der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts (1169) erlosch deren Mannsstamm, mit Gerhard von Nüring. Seine Töchter Luitgard (Lukardis) und Jutta, erstere vermählt an Kuno I von Münzenberg, letztere an Werner II von Boland, erbten die Nüringischen Besitzungen. Werner II hatte zwei Enkel, von denen Werner IV, den Bolandischen Stamm fortpflanzte, Philipp aber die Gegenden an der Höhe und den größten Theil der Nüringischen Erbschaft in der Theilung erhielt.

Philipp erbaute an der Stelle des alten Stammschlosses Nüring eine neue Burg, nannte sie, und das am Fuße des Felsens liegende Dörfchen Nüring, (nach einem

*) Das Stammschloß liegt bei Weilburg in Trümmern.

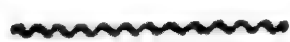
seiner väterlichen Schlösser am Donnersberge,) Falkenstein, und nahm diesen Namen selbst an. Unter dem Namen Philipp I wurde er Stammvater des Falkensteinischen Dynasten-Geschlechts. Doch soll schon seines Großvaters, Werners II von Boland Bruder Philipp, diesen Namen von dem Schloß Falkenstein am Donnersberg, wo die Boländischen Besitzungen lagen, geführt haben. In Urkunden wird ersteres oft Neu-Falkenstein (Valkenstayn) geschrieben. Der Name des uralten Stammschlosses Nüring, änderte sich mit jenem der Dynasten-Familie; doch behielt ihn das ahnherrliche Erbe, und noch auf den heutigen Tag werden in den Kronberger und Falkensteiner Zinsbüchern, mehrere Feldgegenden mit dem Namen Nüringische Güter benannt.

So angesehen und berühmt das Geschlecht der Falkensteiner war, so unvollständig und mangelhaft sind die Nachrichten von demselben. Es gehörte zu den mächtigsten Dynasten der Gegend. Sie besaßen die Grafschaft Königstein, einen großen Theil der Isenburgschen Lande, namentlich Offenbach, wahrscheinlich auch Birstein. Philipp II erwarb durch Heirath und Kauf, den größten Theil der Münzenbergischen Lande, Buzbach, Laubach, und den zum Schloß Hain oder Hagen gehörigen Länderantheil. Seit der Zeit schrieb er sich: Philipp von Falkenstein, Herr zu Münzenberg. Die Comicia und Advocatiam der Wetterau, die ebengenanten Münzenbergischen Reichslehen und die Reichs-Hofkämmererwürde wußte er (1255 und 1256) an sich zu bringen. — Eine Fabel scheints aber,

daß der zum römischen König erwählte Richard von Karnubien (Cornwallis) dessen Schwester Göde (Jutta oder Guta) *) zur Gemahlin gehabt habe. Eben so wenig mag es gegründet seyn, daß gedachter Philipp II, nach Wegzug des Königs Wilhelm Batavi, die Reichskleinodien in Verwahrung gehabt, und solche, nachdem derselbe von den Friesen erschlagen worden (1257), an gedachten Richard ausgeliefert habe.

Kuno von Falkenstein, ein kühner und unruhiger Mann († 1388), ward Coadjutor von Mainz und Köln und Erzbischof von Trier. Werner, der Letzte seines Hauses († 1418 oder 1419), bekleidete die letzte Würde. Es war ein unruhiges kampflustiges Geschlecht.

Der Sitte ihres Zeitalters gemäß, verschmähten sie es nicht, sich mit Rauben zu bereichern. Die ganze Gegend empfand ihre Fehde- und Raublust. Bald allein, bald verbündet mit den Rittern von Selbold, Kronberg, Diez, den Reifenbergern, Hattsteinern, Hönbergern, und andern, übten sie das Faustrecht. Philipp V der ältere, fiel über die Unruhen, die er in der Gegend erregte, ums Jahr 1312 in die Ungnade des Kaisers. Die Grafschaft Nüringen, und mit dieser das Schloß Falkenstein, wurde ihm auf kaiserlichen Befehl durch den damaligen Advokaten



*) Sie war ihrer außerordentlichen Schönheit wegen berühmt, und die am Rhein über Kaub gelegene, gleichfalls den Falkensteinern gehörige, Festung Gutenfels, führt von ihr den Namen.

der Wetterau, Eberhard von Bruberg (Breuberg) eingezogen, doch in demselben Jahre zurückgegeben *).

Philipp VI, sodann Johann und ein anderer Philipp von Falkenstein, halfen dem Kaiser Karl IV gegen Günther von Schwarzburg (1349), und zwar ersterer allein mit dreißig Helmen, letztere beide zusammen mit eben so viel, dagegen versprach Karl dem erstern 4000 Pfund Heller, und den beiden andern gleiche Summe.

Einzelne ihrer Burgen (Haseloch 1351 und 1355) wurden von den Städten und Nachbarn zerstört, aber Ruhe gab es nicht. Kuno und Philipp von Falkenstein behandelten die Gegend stets feindlich. Ein förmlicher Landfriede wurde 1358 auf drei Jahre errichtet, wovon Kaiser Karl IV selbst, Kurfürst Gerlach von Mainz, und Ulrich von Hanau als Advocatus Wettereibe, die Häupter waren. Aber auch dieser half nicht viel, wie aus einem Schreiben des Kaisers an Ulrich von Hanau von 1364 erhellet. In diesem heißt es:

„Wenn wir Schirm Friede vnd Gnade in aller
„Zeyt gerne machen wollen vnd sonderlich in der

---

*) In dem von den Münzenbergern gestifteten Kloster Arnsburg in der Wetterau, liegen Philipp V und sein Bruder Johann begraben. Ihre Grabschriften lauten:

1) A. Domini MCCCXLIII obiit Philippus de Falkenſtein in Vigilia Paraſceves.
2) A. D. MCCCLXV. VII Cal. VIIIbris obiit Johannes de Falkenſtein.

„Wedereube, da viel Zweiunge, Crieg vnd Ir„runge synt rc."

Im Jahr 1365 brach eine neue Fehde zwischen Philipp VI von Falkenstein, Kuno Erzbischof von Trier, aus dem Hause Falkenstein, und deren Helfern Kronberg, Diez und andern einerseits, sodann Ulrich von Hanau, dem Bruder Philipps VI von Falkenstein, Philipp dem jüngern und den vier Wetterauischen Städten andererseits, aus. Die Fehde galt hauptsächlich dem Ulrich von Hanau, der als mächtiger Nachbar und als Advokat der Wetterau von den Falkensteinern gehaßt wurde. Die Fehde war heftig, der Ausgang unentschieden. Kaiserliche Abmahnbriefe waren fruchtlos; deßfalls wurde Philipp VI der ältere von Falkenstein, 1365 in die Reichsacht gethan, und der in Hanau anwesende Kaiser schrieb nach Frankfurt:

„Wann Philips der älter von Falckenstein, der sich „nennet Herr zu Müntzenberg, in vnser und des „H. Reichs Achte ist, vnd auch grozzen Freuel vnd „vnrecht wider vns vnd daz heilige Romische Reiche „vngehorsamlich vnd mutwilclich gethan hat rc.

Jetzt wurde größerer Ernst gebraucht, und der Falkensteiner suchte einen Vergleich, der auch im folgenden Jahr (1366) zu Stande kam.

Im Jahr 1375 stiftete er das vor dem Frankfurter Thor in Buzbach gelegene Hospital zu Ehren des heiligen Wendelin.

Im Jahr 1377 raubten die Falkensteiner und Kronberger der Stadt Frankfurt, 163 Kühe, 13 Kälber und

anderes Vieh. Vergebens bot der Rath dem, der einen der Räuber todt oder lebendig liefern würde, hundert Goldgülden.

Aber nicht immer gelang es ihnen. Die Reifenberger waren 1374 glücklich gegen die Falkensteiner. Sie fingen mit Philipp von Falkenstein (mit dem Spottnamen: der Stumme von Falkenstein, nicht daß er diesen körperlichen Fehler gehabt hätte, sondern, weil er stumm war von Werken) Krieg an, überrumpelten Königstein, und nahmen die Frau Agnes von Falkenstein mit ihren vier Kindern gefangen. Philipp sprang, um sich mit der Flucht zu retten, die Mauer hinunter, that aber einen so unglücklichen Fall, daß er acht Tage nachher starb. Die Sache wurde endlich durch Philipp von Hanau (1375) dahin vermittelt, daß die Reifenberger Königstein und die Gefangenen für 10500 Gulden herausgaben.

Philipp der VII verpfändete 1383 Neufalkenstein an den Ritter von Sachsenhausen in Frankfurt, und wurde, der Erste in der Gegend, vom Kaiser Wenzeslaus König von Böhmen 1397 in den Grafenstand erhoben. Er starb 1410 *).

---

*) Sein Leichnam ruht in Buzbach im Chor der Kirche. Um sein in Stein gehauenes Bildniß steht die Inschrift:

Anno Domini MCCCCX Poſtridie Antonii Die obiit Vir nobil. Dns Philippus Comes in Falkenſtein et Dn. in Münzenberg, cujus anima requieſcat in pace.

Ihm folgte sein Bruder Werner, Erzbischof von Trier, und mit diesem erlosch (1418 oder 1419) der Mannsstamm der Grafen von Falkenstein *). Seine Schwestern, Luitgard, vermählte Gräfin von Eppstein, und Agnes, vermählte Gräfin von Solms, waren seine Erben. Die Burg Falkenstein fiel an die Eppsteinische Gemahlin. Ihr Gemahl Gottfried V gab es 1420 an Nassau und empfing es wieder zu Lehen. Seit der Zeit, und bis jetzt, blieb es unter Nassauischer Lehns- und Oberherrschaft.

In eben gedachtem Jahr 1420 hatte ein Falkensteinischer Vasall, Bechtram von Vilbel, seinen Schlupfwinkel daselbst. Seiner Räubereien wegen berüchtigt, oft und noch Tags vorher gewarnt, überfiel er, auf offener Heerstraße bei Frankfurt, einen Kaufmann, Konrad Schwarz aus Augsburg, und schleppte ihn nach Falkenstein, um Geld zu erpressen. Die Stadtsöldner nahmen nach wenig Tagen den Räuber und zwei seiner Knechte gefangen. Er mußte an seine Hausfrau schreiben, den Gefangenen loszugeben. Kaum war dieser frei und in Frankfurt angelangt, und schon am andern Tage (den 27. August 1420) ließ der Rath Bechtram und seine Knechte öffentlich enthaupten.

*) Das Wappen der Falkensteiner war ein zwerch getheiltes roth- und gold-tingirtes Schild. Auf dem Helm saß zwischen zwei Fahnen ein schwarzer Hund mit langem herabhängendem Schwanze.

Nach Abgang des Eppsteinischen Mannsstammes (1535) fiel Falkenstein, als eröffnetes Lehen, an Nassau, welches die Freiherren von Bottendorf damit belehnte, die sich nunmehr Freiherren von Bottendorf und Herren zu Falkenstein nannten. Aber auch diese Familie ist vor ungefähr 30 Jahren erloschen, und das Lehen an Nassau zurückgefallen.

Weder unter eigenen Dynasten, noch unter den letzten Besitzern, sind ausgezeichnete Schicksale der Burg bekannt. Ihre Lage schützte sie eben so sehr, als die Macht und das Ansehen ihrer Eigenthums- und Lehnsherren. Zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs war sie noch vollkommen im Stande, und im Anfang des Jahrs 1635 von dem protestantischen General Graf Stolberg besetzt. Bei seinem, im Februar gedachten Jahrs erfolgten Rückzug aus dieser Gegend, ließ er die Befestigungen Falkensteins zerstören. Allein die Kaiserlichen, welche am 8ten Februar Kronberg, Reifenberg und jene Gegend eroberten und besetzten, stellten solche wieder her.

Falkenstein, auf der mühsam zu ersteigenden Felsenspitze erbaut, ohnehin von nicht sehr großem Umfang, nur gelegen, die Gegend und Raub zu erspähen, bot in den letzten Jahrhunderten keine sichere und bequeme Wohnung mehr dar. Die Eigenthümer, Besitzer größerer Ländereien und Herrschaften, suchten im Thal anmuthigern Aufenthalt. Allmählig verödete dieser Sitz des Schreckens; die Burg zerfiel, und noch vor ungefähr 50 Jahren wurde ein daselbst befindliches, von einem armen Manne bewohntes

Haus, das einzige, was hier gestanden zu haben scheint, mühsam abgebrochen, damit es nicht, von der Felsenhöhe hinab, auf das an dessen Fuß liegende Dörfchen stürzen möchte. Unter dem Thorbogen sind noch tief dem Felsen Räderspuren eingedrückt; ein Beweis, wie besucht das Schloß gewesen seyn müsse.

Jetzt liegt die Burg öde und wüst. Keine Spur von Leben rührt sich im Burgraum, es müßte denn ein scheuer Vogel seyn, der aus dem Gebüsch auffliegt, oder eine Eidechse, die durchs Gras schlüpft. Stille umgiebt den einsamen Wanderer, der diese Trümmer besucht; das Leben und Treiben der Menschen, tief aus dem Thale, schlägt nicht an sein lauschendes Ohr; und nur leise hallt von den Wiesen, die am Fuße des Felsens abhängig sich ausbreiten, das Geläute der Heerden, die Schalmeyen der Hirten oder das Glockengetön aus benachbarten Dörfern.

Die Aussicht auf Falkenstein ist herrlich. Dort südlich nahe liegt Königstein, vor wenig Jahren noch eine drohende Feste, jetzt in Ruinen *) mit dem Städtchen gleiches Namens am Fuße; hier östlich, noch tiefer Kronberg mit dem Schloß und seinem hohen Thurm, der zerfallene Sitz der erloschenen gräflich († 1692) und freiherrlich († 1704) Kronbergischen Familie. Frankfurt, Hanau, Offenbach,

*) Die Festung Königstein wurde im französischen Revolutionskriege geschleift, und alle Gebäude gänzlich zerstört.

Höchst und eine unzählbare Menge von Flecken und Dörfern liegen in der herrlichen Ebene zerstreut, die der Rhein, Main und Nidda, wie silberne Bänder verbinden. Am fernen Horizont ruhen die Gebirge des Odenwaldes, des Spessarts, des Freigerichts die hohe Rhöne und der Vogelsberg. Links nördlich erhebt sich eine Spitze des Höhe-Gebirgs, der Altkönig, mit den Resten einer Römerburg; am westlichen Fuße des Schlosses zieht sich ein lachendes Wiesenthal hin. Auf der Seite nach Kronberg umlagert den Felsen in senkrecht schwindelnder Tiefe das Dörfchen Falkenstein.

* * *

Diese Nachrichten lieferten vorzüglich: Wenk hessische Landesgeschichte; Kirchner Geschichte der Stadt Frankfurt; Bernhard Wetterauische Alterthümer; v. Lersner Frankfurter Chronik; Winkelmanns hessische Landesbeschreibung; eigene Ansichten. — Von Abbildungen kenne ich: 1) Eine von Krauß radirt, in Aberlischer Manier kolorirt, und in der Prestelschen Kunsthandlung in Frankfurt zu haben. 2) Zwei kleinere von Morgenstern, in dessen malerischen Wanderungen nach dem Altkönig. Die Ansicht auf dem Titelblatt dieses Bandes ist von der westlichen Seite genommen.

Dr. Usener.

99.

Grädizberg
bei Goldberg in Schlesien.

Dort ragt ihr ja mit Moos bekrönten Spitzen,
ihr alten Mauern, einst so fest und stolz,
und aus der hochgewölbten Pforte Ritzen
sproßt, sie erweiternd, Laub- und Nadelholz.
Verwittert sind der Simse Kunstgebilde,
und von dem Helm verfallner Wappenschilde,
wo Wolf und Bär auf goldner Krone saß,
rupft keck und frei ein Zicklein jetzt das Gras.

Fr. Kind.

99.

Grädizberg.

Im Fürstenthum Liegnitz in Schlesien, eine Meile von der Stadt Goldberg, steigt aus einer weiten Ebene der Grädizberg, allein, und ohne von höhern oder gleich hohen Bergen umgeben zu seyn, herauf. Weit umher trägt der Blick von ihm und in weiter Ferne schon sieht ihn der Wanderer nach dem Hochgebirge wie einen Leitstern immer vor sich. Zwar nur ein Berg der zweiten Ordnung, scheint er, wegen seiner isolirten Lage, doch höher als er ist, und bringt eine größere Wirkung hervor, als es in der Nachbarschaft anderer Berge der Fall seyn würde. Was ihn aber vorzüglich zum Schmuck der Landschaft macht, sind die schönen Ruinen einer sonst prächtigen Burg, die auf seinem Gipfel ruhen, und welche wohl Niemand unbesehen läßt, der das schöne Nieder-Schlesien bereist. Man ersteigt den Berg von dem Dorfe Grädizberg, das am Fuße des Berges liegt, ganz unvermerkt bis an die höher und einzeln liegende Kirche. Von da an kann man

entweder einem kurzen aber steilen Fußwege, der an das kleine Pförtchen führt, folgen, oder den um den ganzen Berg sich windenden bequemen Fahrweg einschlagen. Auf dem letztern, auf welchem man von dem Gebüsch sehr wohlthätig gehindert wird, die prächtige Aussicht von oben, zu früh schon zu haben, gelangt man zum Haupteingange der Burg, sonst ein Thor, jetzt eine weite regellose Oeffnung. Ist man durch diese, so findet sich ein weiter Vorhof, auf dem nicht allein viele Gebäude standen, sondern auch noch einige Morgen Land waren, die mit Früchten besäet wurden. Aus diesem kommt man in den innern Schloßhof, dem zur Rechten ein schöner viereckiger Thurm, zum Schutz der Eingänge errichtet, zum Theil noch steht und woran sich links die eigentlichen Burg- und Wohngebäude schlossen. Mehrere Wasserbehälter zeugen noch von der ehemaligen Sorgfalt, mit der alles eingerichtet war, um feindlichen Angriffen und Belagerungen lange widerstehen zu können. In dem noch nicht ganz verfallenen Theile, sind, außer einem großen Rittersaale, zwei gewölbte und deshalb länger erhaltene, an einander stoßende Zimmer. In einem derselben sieht man an der Decke noch die Wappen der Herzoge von Liegnitz, der Familien von Zedlitz und von Rothkirch. Eine Kammer, zu welcher ein verborgener Gang führt, heißt noch — ob mit Recht oder nicht, lasse ich dahin gestellt seyn — das Schlafgemach der Herzogin. Pferdestall, Küche und Prunkzimmer befanden sich unter einem Dache und zwar recht nahe beisammen. Der Ritter- oder Fürstensaal ist das einzige Stück, das

der jetzige Besitzer der Burg, Graf Hochberg zu Fürstenstein, mit vielen Kosten wieder herstellen ließ. Sein hohes weites, noch wohl erhaltenes, Gewölbe ist von außen auf eine unbemerkbare Art gegen die Einwirkung des Wetters geschützt und Fenster sind wieder in die hohen gothischen Bogen eingesetzt worden, aus denen man bei stürmischem Wetter einen großen Theil der Aussicht geschützt und ruhig genießen kann. Jede andere hieher nicht passende Auszierung ist aber klüglich unterblieben. Alle übrigen Theile der Burg liegen mehr oder weniger in Ruinen, doch erfüllt noch immer die Größe, die Festigkeit und theilweise Pracht derselben, mit Erstaunen und Bewunderung, wozu die finstere Farbe des Basalts, aus welchem die Burg, als dem nächsten Bestandtheile des Berges, erbaut war, nicht wenig beiträgt.

Von diesen schönen Resten hinab, hat man ringsum eine Umsicht, die höchst reizend, lieblich, malerisch, die eben hoch genug ist, die ununterbrochendste Uebersicht eines großen Theils von Schlesien zu genießen, und doch wieder nicht zu hoch ist, um das Malerische der Landschaft zu verlieren. Dicht am Fuße des Berges liegt der Ort Gräditz mit den schönen Schloßgebäuden des Grafen Hochberg, von Alleen und einem Garten umgeben. Er ist der Wohnsitz des Besitzers der Herrschaft Gräditzberg, zu welcher mehrere benachbarte Güter und Dörfer gehören, welche, einem schönen Kranze gleich, die alte mütterliche Burg umgeben. Gegen Norden und Osten überblickt man die lachendsten Landschaften und mehrere Städte, worunter

sich vorzüglich Liegnitz, Haynau, Goldberg und das Kloster Wahlstadt auszeichnen. Bei heiterm Wetter erscheint am fernsten Horizonte, wie ein Punkt, Breslau, freilich nur immer so, daß blos der Verstand die Idee von Breslau damit verbinden muß. Westlich schweift der Blick tief in die Lausitz hinein. Die hohe, 8 Meilen entfernte Landeskrone, ein Berg, eine Stunde von Görlitz, setzt ihm erst Grenzen. Am genußreichsten ist der Blick nach Süden. Ersteigt man die Thurmruine als den höchsten Standtpunkt, so sieht man nach dieser Seite hin, das Riesengebirge prachtvoll vor sich hingelagert, kann die mannigfachen Formen, Umrisse, Beugungen, Schluchten desselben bis zu seinem höchsten Gipfel verfolgen und der Schneekoppe zur Seite bis zum Eulengebirge vordringen.

Der herrliche Genuß, den die Umsicht von diesem Inselberge gewährt, führt im Sommer sehr viele Menschen aus der Nähe und Ferne hierher, und der liberale Besitzer hat durch zwei Sommerhäuser, die er für Fremde erbauen ließ, zu gut für ihre Bequemlichkeit und für ihren Schutz gesorgt, als daß man sich nicht hier wohl befinden und ihm recht herzlich danken sollte, der für das Allgemeine so wohlwollend sorgte und auch — ein seltner Fall — für die Sicherheit und Fortdauer der Ruinen Manches that.

Der alte Name des Berges soll St. Georgenberg gewesen seyn. Diesem Heiligen ist wahrscheinlich auch die unten liegende Kapelle geweiht gewesen, denn das Dorf Grädiz hält noch immer seine Kirmeß am Sonntage nach

dem St. Georgentag. Der Berg und verschiedene da herum liegende Dörfer sind, von alten Zeiten her, unmittelbare sogenannte Kammergüter der Herzoge von Liegnitz und späterhin Leibgedinge der verwittweten Herzoginnen, sammt dem Amte Haynau gewesen. So waren die alten Piastischen Herzoge Herren der Burg bis zum Jahre 1675, in welchem diese Linie ausstarb und Kaiser Leopold I Liegnitz, trotz der brandenburgischen rechtlichen Ansprüche, an sich zog, worauf Burggrafen diesen Strich Landes verwalteten. Im Jahr 1708 ward aber die Herrschaft Gräditzberg an den Grafen von Frankenberg verkauft, welcher das neue Schloß am Fuße des Berges erbauen ließ. Sein Sohn verschuldete die Güter so, daß sie sequestrirt und 1749 an den Grafen von Geßler verkauft wurden. Dieser verkaufte sie nach vier Jahren wieder an einen von Schellendorf, dessen Familie noch 1789 im Besitze war. Jetzt ist, wie bereits erwähnt, der Graf Hochberg Eigenthümer.

Von der ersten Erbauung der darauf befindlichen Burg wissen alte Urkunden uns nichts zu sagen, auch schweigen die Nachrichten aus dem Hussitenkriege — die doch so mancher Burg erwähnen — von dem Gräditzberge ganz, woraus man wohl den sichern Beweis nehmen kann, daß ihre Erbauung erst später geschah. Ganz unwahrscheinlich ist es indessen nicht, daß schon früh, und ehe eine feste Burg erbaut wurde, eine Art Wohnung, die wir jetzt ein Jagdhaus nennen würden, hier gestanden hat. Man nennt sogar den Herzog Uladislaus, der um das

Jahr 1141 regierte, als Erbauer desselben. Die Burg aber ist unter Herzog Friedrich I von Liegnitz, um das Jahr 1473, entstanden. Er bestimmte sie nicht zu seiner Wohnung, sondern zu einem sichern Zufluchtsorte in Kriegszeiten, wozu die Lage und Form des Berges auch trefflich geeignet waren. Kaum funfzig Jahre alt, wurde sie, unter dem Sohne des Erbauers, Friedrich II, durch einen Brand sehr verwüstet. Friedrich war eben mit einer großen Anzahl Gäste, worunter auch seine Vettern, Georg I Markgraf zu Brandenburg und dessen Bruder Markgraf Wilhelm, Kanonikus zu Mainz und Köln, zum Vergnügen einige Tage lang auf der Burg, als am 27sten Mai 1523, in ihrer Gegenwart das Feuer ausbrach und die Gebäude zur Hälfte verzehrte. Größtentheils gewölbt und brandfest, ward der Schaden aber bald wieder verbessert und nachher blieb die Burg immer in gutem Stande, und die Herzoge hatten, nach Erfordern der Umstände und der Zeit, stets einen Beamten, einen Kommandanten und Soldaten darauf. Unter Herzog Friedrich III und Heinrich XI, wo die schlechte Bewirthschaftung des Landes eintrat, wurde auf den Grädizberg weniger verwendet und Herzog Georg Rudolph mußte ihn, von 1615 bis 1621, mit großen Kosten ausbessern lassen. Man hat noch im Manuscript ein Inventarium der Burg, das im Jahr 1630 aufgenommen wurde. Je seltner ein solches ist, desto willkommener denke ich, sollen hier dem Leser einige Fragmente daraus seyn, da sie nicht nur über die damalige Einrichtung, innere Verzierung und Möblirung solcher fürstlichen

Wohnungen ein interessantes Vergleichen mit unsern jetzigen zulassen, sondern auch dem, der sie in der Hand, die Ruinen durchwandelt, vielleicht eine deutlichere Ansicht der sonstigen Bestimmung derselben verschaffen werden.

„Im Oberschlosse — so heißt es darin — im Eingange durchs Thor auf der linken Seite, liegt das steinerne große Gebäude, unter dem hat es bald vorne an einen langen Bierkeller mit einem Quelle hinten, aber gegen das alte Gebäude ist ein Milch- und Speisekeller." — Eine Quelle auf dieser Höhe! eine seltene Erscheinung, und wie gut benutzt! — „Ueber diesem Keller, wenn man ins Schloß gehet, zur rechten Hand, ist eine große gewölbte Stube, mit Bänken, Rechen *) und Ofen, einer schönen neuen Thüre, Fenstern und Fensterladen inwendig. Neben dieser Stube ist eine gewölbte Kammer mit Thüre und einem Fenster, wovor ein eisern Gitter. Gegenüber zur Linken ist wieder eine große Stube über dem langen Keller gewölbt. Daneben hat es noch ein Gewölbe, in welchem ein Kamin und dabei eine steinerne Wendeltreppe, auf welcher man in den andern Stock kommt. Bald wenn man hinauf tritt, ist eine gewölbte Stube mit Bänken, Rechen und Tafeln, daneben eine gewölbte Kammer mit Fenstern, welche man der Fürstin Zimmer heißt." — Also Bänke, Rechen und Tafeln in dem Zimmer der Fürstin! Welche Einfachheit! und jetzt — welcher Luxus in

*) Ein Hakenbret, an das man Kleider hängt.

den Zimmern unserer Fürstinnen! — „Gegenüber ein gro-
„ßer gewölbter Saal, mit langer Tafel. Hinter dem
„Saal vorne an ein gewölbtes Stüblein und daneben eine
„gewölbte Kammer der Herzogin, worin jetzt ein weites,
„weißes zweischläfriges Bette steht." — Wohl zu merken:
ein weites zweischläfriges Bette. Wo gäbe es
wohl noch ein fürstliches weites zweischläfriges Bette? Die
Mode hat sie aus den Schlössern und noch weiter herab
aus den Wohnungen verbannt, hat sie getheilt und mit
dieser Theilung, auch gar oft die eheliche Eintracht getheilt.
Wie manches erloschene fürstliche Haus blühte noch jetzt,
wäre es bey der alten guten Sitte der zweischläfrigen Bet-
ten geblieben! — „In dieser Kammer der Herzogin sind
„auch zwei Gänge, in welchen man in und auf der Mauer
„gehen kann. Vorne an gegen den Schloßhof ist auch ein
„schöner steinerner Gang, auswendig wie eine Bühne.
„Ueber diesem andern Stock ist das Dach, so etwas schad-
„haft ist: der Boden ist nicht wohl gebaut. An diesem
„Wohngebäude stehen, an der Mauer aufwärts zwei
„Thürme, darinnen sind drei kleine Gewölbe. Hinter die-
„sem steinernen Gebäude, zwischen diesem und dem alten
„Hause, ist ein alter Thurm, in welchen das Wetter
„einige Mal geschlagen, unten aber ist ein gewölbter Wein-
„keller. Ueber dem Keller eine finstere Kammer, ohne
„Thüre und ohne Fenster, hat ein Kamin gehabt." —
Wahrscheinlich ist dies ein Gefängniß gewesen. — „In dem
„alten Stocke aber, hinter dem steinernen Gebäude, hat es
„zum Eingange zur linken Hand, eine schöne Stube, darin

„wohnt der Amtmann, zur rechten Hand ist die Küche, „daran ist ein kleines Gewölbe zu Speise- und Küchen- „sachen. Ueber dem Gewölbe eine hölzerne Kammer für „den Amtmann, über des Amtmanns Wohnstube ist der „andere Stock, da ist eine große Kammer, aus welcher „man auf einem Gange, in den steinernen Stock gehen „kann, dabei wieder ein Stübel. An das alte Gebäude „stößt ein runder Thurm, in dem jetzo der Amtmann schläft; „das Dach ist gut. Neben diesem alten Hause ist das „Brauhaus mit allem Zubehör und in dem Brauhause „ein neuer Kuhstall, darüber ein Söller." — Also in der Nähe des Kuhstalls ein Söller oder Altan. Eine angenehme Nachbarschaft für die edlen Burgfräulein, wenn sie hier, harrend auf den Ersehnten aus der Ferne, liebetrunken saßen und ihre Seufzer von einem „Muh" aus dem Kuhstall herauf begleitet wurden. — „Nebenan ist das „Backhaus mit 2 Backöfen; in dem Backhause ist eine „Back- und eine Badestube. Neben dem Backhause ist „ein schön gemauerter Windebrunnen mit Wasser, darauf „folget ein rundes Thürmchen, mit eiserner Thür verschlos- „sen, darin ist jetzo des hingerichteten Neudorfer Herrn „Daniel von Stange sein Rüst- und Reitzeug. Vorn an, „gegen den Eingang des Schlosses, ist der größte gevierte „Thurm, in welchem unten drei Gewölbe, darüber aber „noch 6 unordentliche Gewölbe, dabei ein Schüttboden „und Kammer. Gegen diesen großen Thurm, auf der „andern Seite, neben dem Thore, sind drei gemauerte „Ställe für Pferde. Dieses Thor selbst ist wohl verwahrt

„mit einem starken eisernen Gitter und einer Aufziehbrücke.
„Neben dem großen Thore, im Vorhofe, ist das Zeug„haus, darüber die Rüstkammer, alles mit eisernen Thü„ren, darüber ein Schüttboden. Im Vorhofe stehn auch „zwei Thürme, der eine steht an dem Kretscham *), darin „Pulver. Der Kretscham hat zwei große Stuben über „einander, zwei Kammern, steinerne Küche, auch Kuh„stall, vor der Thüre ist eine Zisterne. Bei der Brücke, „im Vorhof giebt es wieder zwei Zisternen, davon die „kleine recht sehr tief ist, daneben hat der Vogt sein höl„zernes Haus." — An Wasser fehlte es der Burg nicht, ein Umstand, der bey Belagerungen von nicht geringer Wichtigkeit war. — „Beim äußern Thore des Vorhofs „steht ein neues Wohnhaus, mit einer Stube und Kam„mer, daneben eine Schmiedeesse. Unten an dem Berge „steht eine Scheure u. s. w."

So war die Burg kurz vor ihrer Zerstörung beschaffen und darin, wie man sieht, recht gut für alles gesorgt, was eine Feste der Art bedurfte. Im dreißigjährigen Kriege lagen, im Jahre 1633, Anfangs die Sachsen in dieser Gegend, welche sich aber späterhin in die Lausitz zurückzogen. Hierauf überschwemmten die räuberischen Horden Wallensteins die ganze Gegend. Viele vornehme

*) So heißt in Schlesien eine Schenke, Kretschmar ein Schenkwirth.

Familien hatten sich selbst und ihre Schätze auf die Burg des Gräditzberges geflüchtet, wohin schon früher große Kostbarkeiten, auch das Silbergeschirr der benachbarten Kirchen, gebracht war. Dies war dem Wallenstein, — er hatte sein Hauptquartier in Pilgramsdorf — und seinem Heere nicht unbekannt. Sie lüstete nach den Schätzen und alle ihr Trachten ging dahin, die Burg zu erobern. Allein sie war zu fest und gut verwahrt, als daß diese Absicht so leicht hätte erreicht werden können. Wahrscheinlich wäre sie auch nie erreicht worden, wenn nicht Verrätherei mitgewirkt hätte. Kaspar von Schindler, Befehlshaber der Besatzung der Burg, hatte seine bei sich habende Beischläferin beleidigt. Diese, — so ist die gemeine Sage, — spann, um sich zu rächen, eine Verrätherei unter der Besatzung an, welche bei der wenigen Achtsamkeit ihres Kommandanten nur zu glücklich ausgeführt ward. In der Nacht vom 5ten zum 6ten October des Jahres 1633, half sie, unter Mitwirkung eines alten Weibes, den Wallensteinschen Soldaten, die sich, von einem dichten Busche gedeckt, der Burg genähert hatten, auf dem schmutzigsten der Wege — durch das heimliche Gemach, — in das große Schloß. Sie wurden hinaufgezogen und als ihrer genug oben waren, brachen sie mit Geschrei in das Zimmer der Frauen; die wenige Besatzung des Vorhofs konnte sich nicht halten und ward zum Theil niedergemacht, so daß sie gar bald Herren der Burg waren. Nun begann das Rauben, Plündern und alle die Schandthaten, die bei einer

solchen Gelegenheit nicht fehlen. Viele hundert Menschen kamen so um das ihrige, das sie hier in die größte Sicherheit gebracht zu haben glaubten und die Gebäude gingen obenein noch in Feuer auf, doch wurden die eigentlichen Festungswerke nicht gänzlich zerstört. Damals war noch die gute Sitte, daß die Prediger die Schicksale ihres Orts in das Kirchenbuch einschrieben, und da fand man in allen der umliegenden Dörfer die Wallensteinschen Soldaten als die Zerstörer der Burg angegeben. Wenn daher der Historiker Thebesius sagt, die Schweden seyen es gewesen, so möchte er hierin wohl keinen Glauben verdienen.

Nach dem westphälischen Frieden hielt man solche kleine Bergfestungen dem Lande mehr schädlich als nützlich und da wurden die Festungswerke von Gräditzberg vollends zerstört. Der größte Theil des schönen festen fürstlichen Wohnhauses blieb aber stehen. In seinem untern Stock sind noch einige erhaltene Gemächer, der obere ist aber durch die Zeit zerstört.

* * *

Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien in den Jahren 1810, 11, 12. von D. J. G. Büsching. Breslau 1813. 8. — Weigel Beschreibung von Schlesien, 5ter Band.

In der malerischen Reise durch Schlesien von D. Salfeld, 1tes Heft. Berlin 1812, querfol., ist eine, 1808 von Reinhardt gezeichnete, Ansicht der Ruinen auf dem Gräditzberge, die D. Berger gestochen hat. Sie ist 9½ Zoll hoch, 15 Zoll breit, kolorirt und stellt den Eingang der Burg ganz in der Nähe dar. Daß es außer ihr noch mehrere Abbildungen dieser schönen Ruinen giebt, ist mir bekannt, aber sie näher anzugeben, vermag ich nicht.

100.

Achalm

bei Reutlingen.

Wie schmiegt der Bäume Wipfel,
wie Rebe sich und Halm
um deinen schlanken Gipfel,
du herrliches Achalm.

Gustav Schwab.

100.

A ch a l m.

Die Burg Achalm, hohe Achalm, oder wie sie in ihrer Umgebung genannt wird, Achel, verdient nicht nur als Stammsitz der ehemaligen Grafen dieses Namens, sondern auch wegen der Aussicht, — von welcher „Rößler in seinen Beiträgen zur Naturgeschichte Württembergs" sagt: daß sie ohne alle Vergleichung sey, — unter den uralten Ritterburgen Schwabens, eine nähere Beleuchtung und Erwähnung; besonders auch für den, dessen Geist sich gern in den Bildern der deutschen Ritterzeit und in den merkwürdigen Denkmalen der vaterländischen Geschichte belustigt.

Der Achelberg, worauf sie liegt, erhebt sich $\frac{1}{4}$ Stunde von der württembergischen Oberamtsstadt Reutlingen, kegelförmig. Seine Höhe beträgt nach Bohnenbergers Berechnung 2180 par. oder 2472 württemberg. Fuß über dem Mittelmeer, und ist viele Meilen weit in der Umgegend Reutlingens, von den benachbarten Albgebirgen zu unterscheiden, von denen er auch durch das Ehinger Thal abgesondert ist.

Ohne Zweifel geschahe diese Trennung durch eine vormalige große Ueberschwemmung; denn man findet noch, sogar auf dem Haupte des Berges, viele versteinerte Seegeschöpfe. Daß sie durch vulkanische Erschütterungen, wie Einige glauben, geschehen seyn sollte, ist darum nicht wahrscheinlich, weil man weder im Thale noch auf dem Berge vulkanische Erzeugnisse findet. Die Vertiefung auf der vordern Feste scheint, nach dem Umkreise zu urtheilen, mehr von einem eingestürzten großen und tiefen Brunnen herzurühren, als ein vormaliger Krater zu seyn. Der Achelberg besteht, so wie die benachbarten Albgebirge, aus Kalkstein. Der Fuß des Berges ist mit den schönsten Baumgütern und Weinbergen angebaut. In der Mitte desselben liegen Meierhöfe, worunter sich das, vom Bürgermeister Cämmerer neuerbaute Haus, durch seine Einrichtung und die dabei befindlichen ökonomischen Anlagen, vorzüglich auszeichnet. Das Haupt des Berges ist mit einem Wald umkränzt, durch welchen die ehrwürdigen Trümmern der vormaligen Feste durchschimmerm, und die den Berg ringsum umgeben.

Ungefähr in der Mitte, oder vielmehr auf der vordern etwas höher gelegenen Festung, stehet ein sehr hoher viereckiger Thurm, dessen Eingang noch Crusius sahe; er diente zum Gefängniß und zu Beobachtungen. Auch findet man noch mehrere unterirdische Gewölbe und Keller, die von Ducksteinen erbauet sind; so wie man auch noch die Eingänge selbst sieht.

Die Aussicht von Achalm übertrifft die von dem höhern Roßberg um Vieles, wenn sie auch südöstlich durch das Albgebirge etwas beschränkt wird, das sich mit dem Stüffelberg endigt. Oestlich setzt dem Auge des Beobachters ein Gebirge Grenzen, das sich gegen Neuhausen an der Erms hin erstreckt. Außerdem stehet dem Auge ein völliger Halbzirkel offen, von Hohenstaufen an, über Würtemberg, Hohenheim, die Solitüde, und die höchsten Gegenden des Schwarzwaldes bis an die Zochen bei Bahlingen. Nördlich stößt zunächst ein Hügel an die Achalm, der vormals ein dunkler Wald war, jetzt aber mit Bäumen und Reben bedeckt ist. Er heißt Scheibengipfel. Am Fuße dieses Hügels gegen Südwest, ist ein Wiesenthal, zwischen welchem und der Stadt Reutlingen, die schönsten Gärten, die sich durch ihre guten und nützlichen Anlagen eben sowohl, als durch das Abwechselnde ihrer Gartenhäuser auszeichnen. Reutlingen nimmt sich von dieser Seite mit seinen hohen Thürmen und Mauern, am besten aus. Wendet man sich gegen Süden, so erblickt man die Albgebirge, mit finstern Wäldern bedeckt, aus denen das Schlößchen Lichtenstein sein Haupt empor hebt. Etwas mehr gegen Westen liegt das offene Städtchen Pfullingen nächst dem St. Georgenberg, worauf noch die Trümmern einer ehemaligen Kapelle stehen, die, von Weinbergen und Baumgütern umgeben, ein wahrhaft romantisches Gemälde darbieten Südwestlich liegt der schon genannte Roßberg und eine Stunde von Reutlingen, die Alteburg, auf welcher ehedem auch eine Burg stand. Näher dieser

Stadt liegt auf einer Anhöhe der Geisbühl, ein Meierhof. Nordöstlich ist die Aussicht noch mannichfaltiger; bald bemerkt man Dörfer, bald Ackerfelder, bald wird das Auge durch den Glanz der Echelz, die zwischen Gebüschen hindurch strahlt, dahin gerissen und bezaubert. Nicht minder reizend ist die Aussicht gegen Mitternacht, wo man eine große Ebene vor sich sieht, die wie mit Dörfern besäet ist; besonders zeichnet sich der vormalige schöne Landsitz Hohenheim aus, der einst so herrlich geschmückt, die allgemeine Bewunderung verdiente, die man ihm zollte.

Die frühe Geschichte der Burg Achalm, und ihrer Bewohner, verliert sich im grauen Alterthum. Nach einer von Figion geschriebenen Chronik, vom Jahr 1600, soll sie noch vor Christi-Geburt erbauet worden seyn. Nach seiner Angabe schreibt sich das Urgeschlecht der Grafen von Achalm aus Frankreich her, wo ihre Eltern Großhofmeister waren.

Die ältesten gewissen Nachrichten findet man von ihnen im Jahre 603, wo sie als Halbriesen bekannt und in ganz Schwaben gefürchtet waren. Der erste, mit Namen angeführte, Graf aus diesem Geschlechte, hieß: Luithold. Er soll, nach Figions Chronik, im Jahre 761 in einer Schlacht geblieben seyn, an der Stelle, wo jetzt Mezingen steht, welche Stelle ehemals Ettenhain hieß. Nach des Mönchs Ortlieb Chronic. Zwifalt. aber, der ihn einen comitem de Pfullingen nennt, kam er im Jahre 725 ums Leben.

Nach Rebstocks Annalen kommt im Jahre 936 ein Graf Wilhelm vor, dem man die Erbauung Mezingens zuschrieb. Pipin überfiel im Jahre 761 Lanfried, Herzog von Schwaben, und eine gräßliche Schlacht fiel im Thale Ettenhains vor. 12000 Schwaben blieben, die Mauern von Ettenhain wurden geschleift und die Stadt in einen Steinhaufen verwandelt. 175 Jahre hernach habe Graf Wilhelm auf der Wahlstadt eine Kirche erbauen lassen, um welche sich nach und nach Pilgrimme niedergelassen. Er erschien 938 unter Kaiser Heinrich dem Vogler bei einem Turnier in Magdeburg und kämpfte nach biederer Ritter Weise. Nach ihm nennt die Geschichte einen Grafen Wolfgang von Achalm, der als Bischof in Regensburg 999 starb. Zu den Zeiten Kaiser Konrads, 1006, nach Andern 1050, lebten die Brüder Egino und Rudolph, die Wiedererbauer der Burg Achalm. Von diesen soll die Burg Achalm den Namen haben, denn als Rudolph seinen sterbenden Bruder fragte: wie die Burg heißen solle? rief dieser aus: Ach Allm..... Er wollte sagen: Ach Allmächtiger! aber er starb plötzlich und Rudolph nannte zum Andenken an den letzten Laut seines Bruders die Burg, Achalm.

Egino war ein tapferer und kriegerischer Mann und gegen seine Feinde holdselig. Er fing die Burg zu bauen an, um daselbst einen Ruhesitz zu haben, aber der Tod übereilte ihn vor der Ausführung seines Plans. Rudolph, den das Chronic. Zwifalt. de Mutelingen nannte, vollendete den Bau. Er heirathete die Tochter des Grafen

Luithold von Mömpelgardt, oder nach Andern, von Wulfelingen, eine Tochter des Grafen von Wulfelingen und eine Schwester des Grafen von Mömpelgardt. Die fruchtbare Adelheid gebar ihm 7 Söhne und 3 Töchter. Jene hießen Kuno, Luithold, Egino, Rudolph, Hunfried, Beringar und Werner. Diese, Williburg, Mechthilde und Beatrix.

Rudolph starb in Dettingen, seinem Lieblingsaufenthalt, und wurde mit zweien seiner Söhne, Hunfried und Beringar, in Zwiefalten beigesetzt. Williburg heirathete einen Grafen von Gröningen. Sie wird, nach Pfisters Geschichte von Schwaben, als die Mutter des Grafen Werner von Gröningen und als Gemahlin Konrads von Württemberg, des Stammvaters des württembergischen Hauses, angegeben. Mechthilde heirathete einen comitem de Horebure, mit welchem sie Burkhard von Wittlingen erzeugte. Beatrix ward Aebtissin.

Kuno und Luithold stifteten das Kloster Zwiefalten, das im Jahre 1089 mit Mönchen besetzt wurde. Ersterer liebte den Prunk, und lebte in unrechtmäßiger Ehe mit Bartha, einer Leibeignen des Grafen Hartmann von Dillingen, und zeugte mit dieser einen Sohn, den Grafen Luithold von Dillingen. Er starb 1095 auf seiner Burg Wulfelingen.

Luithold hingegen war einfach, keusch und mäßig sein Leben, sein Herz friedfertig und mild gegen Freund und Feind. Er hatte ein beschwerliches Alter, eine Nervenkrankheit krümmte seine Glieder, er mußte am Stabe ge-

bückt gehen. Als er sein Ende herannahen sahe, ging er nach Zwiefalten, wo er nur 3 Tage war, als er im September 1098 starb. Dieser Graf ist es wahrscheinlich, der in der Sakristei in Mezingen abgemalt ist. Ein großes Kreuz steht aufrecht da, rechts kniet ein Priester, links der betende Greis mit gefaltenen Händen. Oben stehen die Worte: In vulneribus Jesu Christi acquiesco, und weiter: In fide ne sis lassus, cum dira haec prote sim passus. Ueber dem Haupt des Grafen ist sein Wappen: sieben gelb und blau abwechselnde Federstriche mit sieben Sternen in den blauen Feldern. Auf dem Schild ein Blumenkrug mit einem Pfauenschwanz.

Diese beiden Grafen kamen öfters mit geistlichen Herren zusammen und unterredeten sich über geistliche Angelegenheiten. Unter Kaiser Heinrich IV flüchtete sich Adalbert, Bischof von Würzburg, zu den Grafen auf Achalm und diese nahmen ihn mit offenen Armen auf. Egino und Werner, ihre Brüder, nahmen die Parthey Heinrichs, welcher 1079 den Bischof Werner befehligte, die Mönche in Hirschau zu züchtigen. Werner saß schon im ganzen Harnisch zu Pferde, als er vom Schlag getroffen, plötzlich zu Boden stürzte.

Im Jahr 1159 kommt ein Graf Albert von Achalm vor, der dem Stift Weißenau das Dorf Bernloch schenkte.

Noch lebten einige von den Abkömmlingen des alten Grafen Burkard und Otto, comit. de Horeburi und Söhne der Gräfin Mechthilde. Diesen that es wehe, die großväterlichen Güter in den Händen der Mönche zu sehen;

sie baten daher um einigen Ersatz; es wurde ihnen aber nichts bewilligt, als Wulfelingen und Buch.

Werner, Graf von Gröningen und Württemberg, ein Sohn der Gräfin Williburg, widersetzte sich dieser Schenkung noch kräftiger. Die Vornehmsten des Landes kamen in Benzflingen zusammen und schlossen einen Vergleich, nach welchem er das Dorf Dettingen und die Hälfte des Kirchenschatzes daselbst, so wie das halbe Dorf Mezingen und die Hälfte des Kirchenschatzes hier und zu Ehingen, und endlich noch die ganze Dienerschaft und Miliz nebst der Burg Achalm erhielt, dagegen aber allen weitern Ansprüchen an das Kloster Zwiefalten und die demselben geschenkten Güter entsagen mußte.

Auf diese Art kam die Hälfte von Mezingen, nebst der Burg Achalm an Württemberg. Achalm hat in der Folge vielerlei Schicksale erlebt. Bald war es in württembergischen, bald in des Reiches Händen. Konradin verpfändete dem Grafen Ulrich von Württemberg 1262 die Güter zu Reutlingen und Achalm um 400 Mark Silbers. Kaiser Rudolph zog die Burg wieder zum Reiche und setzte den Grafen Albert von Hohenberg 1275, zum Reichsvogt darauf.

Im Jahre 1330 übergab Kaiser Ludwig dem Grafen Ulrich von Württemberg die Burg Achalm, aber schon im Jahre 1370 verpfändete Oesterreich Achalm und Hohenstaufen, an Hans und Wilhelm von Vietheim um 12,000 ungarische Gulden.

Im Jahre 1378 erkaufte Graf Eberhard von Würtemberg beide Schlösser von dem erwähnten Vietheim, welcher Kauf durch Gerlach von Hohenloh, im Namen des Kaisers, bei dem kaiserlichen Hofgericht in Nürnberg bestätigt wurde. Dieser Besitzstand war besonders der Stadt Reutlingen sehr ungelegen, daher entstanden viele Irrungen. So zogen in diesem Jahre die Reutlinger gegen Urach aus, zündeten das Dorf Dettingen an, und machten große Beute. Graf Ulrich, Eberhards Sohn, bemerkte dies, und rüstete sich, ihnen die Beute abzunehmen. Es entstand eine blutige Schlacht, indem die Reutlinger mit 600 Mann den Ihrigen zu Hülfe, und dem Grafen durch einen Umweg, vom hohen Schild her, in den Rücken kamen. Es blieben 86 Adelige und 13 Reutlinger. Der Graf mußte sich, um zu entkommen, unter einer Brücke versteckt halten. Endlich, im Jahre 1387, befahl Kaiser Wenzel, die württembergischen Grafen in ihrer Gerechtigkeit an ihren beiden Festen nimmer zu irren. Aber im Jahre 1519 entstanden *) wieder die größten Zwistigkeiten. Gerade in der Zeit, als dem verstorbenen Kaiser Maximilian zu Ehren Exequien zu Stuttgard gehalten wurden, da Ulrich so eben mit seinen versammelten Prälaten zu Tische war, kam die Nachricht, daß Bürger von Reutlingen seinen Burgvogt von Achalm erschlagen hätten; sie wollten sich wegen des Todes eines ihrer Mitbürger

*) Spittler Geschichte Württembergs.

rächen. Keinen weniger als den Reutlingern konnte er verzeihen; sie hatten ihm so oft in seinen Seen gefischt und in seinen Forsten gewildert, und nun vollends einen seiner Jäger in ihren Mauern ermordet. Alles brach von der Mahlzeit auf, alles war in einem Lärmen vor Reutlingen; ehe 8 Tage vergingen, war die Stadt erobert; die alte Reichsstadt, die Württemberg so lange gepocht hatte, wurde zur Landstadt gemacht. Der Herzog glaubte gesiegt zu haben, und selbst, wenn der schwäbische Bund derselben sich annehmen sollte, so war seine Macht so groß, daß er sich nicht zu fürchten hatte. Die siegreiche Rechnung betrog aber. In den letzten Tagen des Jänners wurde Reutlingen erobert, und schon am Ende des Mai war Asberg, die letzte Festung im Württembergischen, von schwäbischen Bundesvölkern besetzt.

Vierzehn Jahre lang mußte Ulrich sein Land verlassen, und in dieser Zeit die bittersten Widerwärtigkeiten erfahren, welche einen Fürsten treffen können.

Durch den Vertrag zu Cadau 1534, als Kaiser Karl V Württemberg inne hatte, blieb der Besitzstand gesichert, aber nach der Schlacht bei Nördlingen 1634, nahm die Erzherzogin Claudia abermals die Burg Achalm in Besitz.

Endlich kam im Jahre 1648 der westphälische Friede zu Stande, worin es ausdrücklich heißt: Restituatur (domus Wirtemb.) in Dynastias: Achalm, Stauffen rc. Damals waren von der ehemaligen Festung nur noch Ruinen übrig.

Im Jahre 1764 wurde Achalm an zwei Bürger von Ehingen um 13000 Fl. verkauft, für die der Besitzstand und Benutzung damals um so vortheilhafter hätte seyn können, als sie von allen Abgaben, Zehenden, Steuern ꝛc. völlig befreiet waren.

Wann diese Burg in einen Schutthaufen verwandelt worden, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten. Nach Figions Chronik glaubte man damals, daß sie unter Karl IV 1630 zerstört worden sey, wenn er sagt: „darnach wir schon oft gehört, der Schloßberg worden sey „zerstört, wie man noch heutigen Tag solche Wahrzeichen „haben mag ꝛc." Andere glauben, daß Achalm im Bauernkriege, 1524, zerstört worden sey.

Schließlich füge ich noch die Bemerkung hinzu, daß sich in der Genealogie und Chronologie vielleicht manche Unrichtigkeiten befinden mögen; die Berichtigung derselben überlasse ich aber dem Geschichtsforscher, indem es mir als Arzt, die Muße nicht erlaubte, in die Geschichte des grauen Alterthums tiefer einzudringen, und schließe mit der Bitte und mit dem Wunsche, daß diese gewiß merkwürdige uralte Burg, von erfahrnen Geschichtsforschern näher beleuchtet werden möge, wie sie es in jeder Hinsicht verdient.

Dr. Memminger,
Hofmedikus.

101.

B o c k e

bei Paderborn.

Was suchst du hier? Die Stunden sind verweht.
Vergangenheit nahm sie in ihren Schooß.
Die Blume stirbt — ein neu Gebild entsteht,
Und keine Stunde reißt sich wieder los.

Sophie Mereau.

101.

B o c k e.

Von dieser alten Ritterburg, wovon uns Fürstenberg in seinen monumentis paderbornensibus S. 127 eine Abbildung liefert, und sie daselbst in lateinischen Versen auch sehr schön besingt, ist leider! nichts mehr zu sehen, da ein Vetter dieses Fürstenbergs, der noch lebende Fürstbischof von Paderborn und Hildesheim, Franz Egon Freiherr von Fürstenberg, die davon noch übriggebliebene Ruine, im Jahr 1800 hat abbrechen, und die Materialien derselben für 100 Rthlr. verkaufen lassen. Sie lag in dem, mit niedrigen Wällen eingeschlossenen, Pfarrdorfe Ringbocke an der Lippe, drei Stunden von Paderborn entfernt. Zu fürstbischöflichen Zeiten war daselbst eine Drostei, die mit einem Beamten besetzt war, und es zählte das ganze Amt, so auch Küchenamt hieß und aus drei Kirchspielen bestand damals, 2860 Seelen.

In der frühern Geschichte des Bisthums Paderborn spielt der Ort Bocke keine unbedeutende Rolle; denn schon zu Kaiser Karls des Großen Zeiten war derselbe bekannt.

In den annalibus Francorum bei Canisius und J. Reuber, so wie bei Regino in seinem Chronico, wird der Name dieses Orts mit dem Namen Bukhi bezeichnet. Der Astronom in annal. rerum gestarum a Caroloch bei J. Reuber in S. R. G., erwähnt auch schon dieser festen Burg, wenn er schreibt: „Eresburgo Castro quod dirutum erat, *restaurato alioque Castello super Lippiam* exstructo, et in utroque non modico praesidio relicto, ipso in Galliam reversus." Der paderbornische Geschichtsforscher Gabelinus Persona in seinem Cosmodromio, und der Jesuit, Johann Horrion, in seinem Panegyrico Paderbornensi, (bei von Fürstenberg a. a. O.) sind der Meinung, daß jenes, von Karl dem Großen, an der Lippe neu erbaute Schloß, kein anderes, als dieses Bocke gewesen sey. — Alle fränkische Annalen, so wie auch der Verfasser des Lebens Karls des Großen bei Pithans, sagen einstimmig, daß im Jahr 775 die Angrivarier (Engerer) *) mit ihrem Herzog Bruno **) sich Karl dem Großen hier zu Bukke (Bocke) unterworfen, und ihm, zur Versicherung ihrer Treue, Geißeln gegeben hätten.

Die von dieser Burg ½ Stunde entlegene Pfarrkirche, ein unansehnliches Gebäude, ist von dem paderbornischen Bi-

*) Bekanntlich wurde das alte Sachsen eingetheilt in Westphalen, Engern oder Angrivarien, und Ostphalen.

**) Dem bekannten Erbauer des Brunsberges.

Bischof Badurad im Jahre 836, wo er die Gebeine des heiligen Landelin *) aus Cambray erhielt, erbauet, und derselben von ihm geschenkt worden.

Hier ist eine große Lücke in meinen Nachrichten, die ich mit wahrer Wehmuth ansehe. So wichtig es mir gewesen wäre, zu wissen, wer nach dem Abzuge der Franken, dieses von ihnen hinterlassene Kastell, wieder bekommen, und ob solches, nachdem dieselben es verlassen, neu erbauet sey, oder nicht, so konnte ich doch nichts weiteres erforschen, als daß diese Burg, im 11ten Jahrhundert, eine Familie von Padberg bewohnt habe. Ist es mir verstattet, eine Muthmaßung anzubringen, so ist diese Burg höchst wahrscheinlich von dieser Familie in der ersten Hälfte des 11ten Jahrhunderts erbauet worden. Gegen das Jahr 1030 kommt der Name Padberg in unserer vaterländischen Geschichte vor. Die Grafschaft dieses Namens **) und mit ihr, Flechtorp, hat bekanntlich Kaiser Konrad II dem paderbornischen Bischof Meinwerk im gedachten Jahre geschenkt. Die Nachfolger dieses Bischofs haben in der Folge eine adelige, davon benannte, Familie

*) Landelin hatte sich, als ein edler Franke, mit der Ausbreitung des Evangeliums beschäftigt. Vergl. dessen Lebensgeschichte beim Surius ad diem 15. Juny. Er starb 660. Wo diese Reliquie nachher geblieben, erzählt Schaten in annal. ad ann. 1101.

**) Die jetzige Herrschaft Padberg liegt im Herzogthum Westphalen. Vergl. Büschings Erdbeschreibung.

mit derselben belehnt, und von dieser Familie war einer auch, Erpo von Padberg, der die Burg Bocke im 11ten Jahrhundert besessen *), und, wie wir in der Folge noch hören werden, eine wahre Geißel seines Zeitalters gewesen ist. Als im Jahre 1101 derselbe auf Zurathen und durch Beihülfe des paderbornischen Bischofs, Heinrich von Werla, hier zu Bocke über die Gebeine des vorerwähnten heiligen Landelin, ein Benediktiner-Mannskloster stiften wollte, so widersetzten sich diesem Vorhaben die Grafen von Nitehe, indem sie vorgaben: sie wären nach dem Tode der Beatrix, Gemahlin des Erpo von Padberg, die nächsten und wahren Erben dieses Orts und dieser Gegend. Er sah sich daher genöthigt, den schon angefangenen Klosterbau hier einzustellen, und begann und vollführte denselben nun auf seinem vorhingedachten Gute, Flechtorp, im jetzigen Fürstenthum Waldeck, so damals noch zur paderbornischen Diöces gehörte. Den Beweggrund zu diesem Klosterbau giebt er selbst, der Graf Erpo von Padberg, in der Stiftungsurkunde **) folgendermaßen an:

---

*) Es ist aus Schatens paderb. Annalen zur Genüge bekannt, daß die Familie von Padberg im 11ten Jahrhundert und in dem folgenden, die Kirchgüter hieselbst, und in der umliegenden Gegend dergestalt beunruhigt hatten, daß man sie als wahre Kirchenräuber betrachten kann.

**) Sie ist bei Schaten in annalibus Paderbornens. Part. I. und in monument. paderbornens. p. 129 et 130, auch Hange fol. in annal. circul. Westpal. Lib. III. pag. 282 — 284 zu finden.

„Auf daß ich aber (schreibt er) dieses gute und heilige „Werk desto geschwinder und eifriger zu Stande bringe, „so hat der barmherzige Gott mich faulen und saumseligen „Sünder, mit seiner Zuchtruthe angetrieben, und auf fol„gende Art zu seiner Erkenntniß gebracht. Es hatten die „Einwohner zu Horhusen *), ohne Zweifel aus gerechten „Ursachen, mich sehr beleidigt, und meinen Zorn gereizt, „daß ich bei mir beschloß, sie und alle ihre Güter mit Feuer „und Schwerdt zu verheeren, und als ich wirklich mit „Brennen den Anfang machte, liefen einige Ortseinwoh„ner in die Kirche des heil. Martyrers Magnus, holten „aus derselben das Bild des, am Kreuz hangenden Chri„stus und kamen mir Wütherich damit entgegen. Ich „aber, vom Zorne geblendet, erdreistete mich, die Dornen„krone, auf dem Haupte des Bildnisses Christi, mit mei„nem Schwerdte in Stücken zu zerhauen. — Als nun „ein Theil derselben zur Erde fiel, spürte ich gleich die „Rache Gottes an mir, denn meine Hand, die das „Schwerdt zückte, wurde gleich mit einem unbeschreiblichen „Schmerz gequält, so daß die davon erkrümmte. — In „dieser Pein und Qual hätte ich böser und verstockter „Sünder mich in den Abgrund der Verzweiflung stürzen „können, aber ich machte mir glauben, daß ich von der „Barmherzigkeit Gottes geliebt würde, weil geschrieben „stehet, welchen Gott liebt, den züchtiget er, und nimmt

*) Ein eingegangener Ort in der Feldmark der Unterstadt Stadeberg im Herzogthum Westphalen belegen.

„ihn auf, deswegen habe ich mit Einwilligung meiner „Ehegattin bei mir beschlossen, der Kirche des heil. „Magnus ein zweipflügiges Erbe *) und dem Kloster Flech„torp alle meine beweglichen Güter zu geben." — Auch bewirkte er, daß die Gebeine des heil. Landelin, von Bocke nach Flechtorp in das von ihm gestiftete Kloster gebracht wurden.

Die Ministerialen des Stifters, die jetzt Ministerialen des neuen Klosters mit seiner Bewilligung wurden, sollten ihre Begräbnißstätten in der Klosterkirche haben, und dafür dem Kloster Flechtorp als ihrem neuen Herrn, wie ihren bisherigen, bei ihrem Absterben das beste Pferd zu den Fehden (ad arma) des Klosters hinterlassen. — Nach seinem Tode sollte das Kloster in das andere Jahr einen Vogt, aber nicht aus der nemlichen Familie erwählen, damit die Vogtei nicht erblich würde rc. Dieser Graf Erpo von Padberg starb 1113 unbeerbt, und sein ebenfalls unbeerbter Bruder, Thietmar, soll die Grafschaft Padberg an das Erzstift Köln gebracht haben. — Nach gänzlicher Erlöschung dieser Familie haben, höchst wahrscheinlich, die Grafen von Nethe (Nitehe) die Burg Bocke erhalten, da diese, wie oben gesagt, Ansprüche darauf be-

---

*) Die geplünderte Stadtkirche zu Horhusen bekam eine Manse Landes, und statt an eine Entschädigung für die armen Einwohner dieses Ortes zu denken, bekamen die damaligen Benediktiner-Mönche zu Flechtorp alle beweglichen Güter des Grafen v. Padberg.

gründeten. Wie lange sie bei dieser Familie verblieben, läßt sich, aus Mangel an diplomatischen Nachrichten, nicht bestimmen; darf man aber wieder eine Vermuthung wagen, so haben sie solche bis ins 14te Jahrhundert besessen, und hierauf ist sie an die Familie von Hörde gekommen.

Hermann Stangefoll, in opere chronologico et historico Circuli Westphalici, Lib. III. pag. 450 schreibt:

„Anno Christiano 1371 Indict. 9. hat der Ritter „Bernard von Hörde, und dessen Sohn das Schloß Bocke „neu erbauet und zum Offenhaus des Bischofen Heinrich „zu Paderborn und dessen Nachkommen gemacht, und es „ihm mit den dazu gehörigen Gütern aufgetragen."

Der Sohn dieses Bernard von Hörde, der auch Bernard hieß, hat bei diesem Schlosse 1495 eine Kapelle erbaut, welche dessen Enkel, Philipp von Hörde, Marschall von Westphalen und Engern, reichlich mit heiligen Geräthen, heiligen Gebeinen und Ablässen versehen hat. Als dieser im Jahre 1572 starb, hinterließ er drei Töchter, welche sich in dessen Güter theilten. Mit der einen kamen die Güter zu Thüle, an die Familie von Alten. Mit der zweiten, Hermanna, die zu Winkhausen, an die Familie von Fürstenberg. Die dritte, welche unverehlicht geblieben war, hatte die zu Bocke behalten, welche nach ihrem Absterben, der Fürstbischof Dietrich von Fürstenberg als ein eröffnetes Lehn zu sich nahm. Dieser errichtete nun daselbst eine Vogtei, und seit dieser Zeit hat Bocke den Fürstbischöfen zu Paderborn wieder zugehört.

Das Schloß nebst Kapelle haben im Jahre 1646 die Schweden verwüstet. Der Bischof Dietherich Adolph zu Paderborn, stellte beide aus ihren Trümmern wieder her, und befestigte das Schloß.

Es waren noch in neuern Zeiten mehrere Ueberbleibsel von den Festungswerken vorhanden, auch standen noch Ruinen der Burg, aber, wie gleich zu Anfang gesagt worden ist, leider! nicht mehr vorhanden sind.

Dr. J. P. Rosenmeyer.

102.

Schauenburg
am Thüringer Walde.

Die alte Sage spricht es kaum
Noch halbvernehmlich nach,
Wie einst die Burg auf diesem Raum
Vor zorn'ger Fehde brach.

Gustav Schwab.

102.

Schauenburg.

Für die Bewohner Thüringens kann es kein ehrwürdigeres Denkmal aus der früheſten Geſchichte ihres Landes geben, als die Ruinen der Schauenburg. Hier war es, wo der Stamm der mächtigen Landgrafen von Thüringen für Jahrhunderte hinaus wurzelte, von wo die Kultur für einen ſo großen, noch unangebauten, noch im roheſten Zuſtande der Natur ſchlummernden Theile dieſes Landes ausgieng. War es daher überhaupt nothwendig, die Monumenten-Spielerei unſerer Zeit mitzumachen und bedeutende Koſten dem Andenken einer Urkunde aus der Vorzeit Thüringens zu opfern, ſo weiß ich nicht, welcher von beiden Ruinen, der, der Kirche bei Altenberga *), oder der, der Schauenburg, der Vorzug gebührt hätte.

*) Im Jahr 1811 errichtete man, zum Andenken an die erſte chriſtliche Kirche in Thüringen, wofür die Ruine einer Kirche bei Altenberga im Gotha'ſchen gehalten wird, einen großen Kandelaber von Sandſtein.

Graf Ludwig mit dem Barte, der thüringischen Landgrafen Stammvater, erbaute um das Jahr 1036 die Schauenburg. Die alten Geschichtschreiber leiten seinen Ursprung von den Nachkommen Karls des Großen oder der Karolingischen Dynastie in Frankreich ab. Man kennt nun zwar schon dieser alten Herren Sucht, ihre Helden aus recht vornehmem Geblüte entspringen, aus recht fernen Landen herkommen zu lassen; denn es wollte sich, nach ihren Begriffen, ja nicht schicken, daß eine Regentenfamilie aus gemeinem Stande hervorgegangen sey; aber dies Mal scheint es doch, als ob jene Ableitung nicht zu verwerfen wäre. Als nach einer kurzen Regierung von 14 Monaten, König Ludwig V von Frankreich im Jahr 987 ohne Kinder starb, endigte mit ihm, dem Faulen, (diesen Beinamen führte er,) der Stamm der Karolinger, welchen der thätige Karl der Große 219 Jahre zuvor, so fest gegründet zu haben wähnte. Zwar grünte noch ein Zweig des Stammes, Ludwigs Oheim, Karl, und ihm gebührte mit Recht der französische Thron, aber er hatte in den Augen der Nation einen Fehler begangen, den sie ihm nicht vergeben konnte. Er hatte sich im Jahre 977 schon, vom deutschen Kaiser Otto II, mit dem Herzogthum Niederlothringen beleihen lassen, über dessen unmittelbaren Besitz, Deutschlands und Frankreichs Beherrscher seit vielen Jahren schon stritten. Sich dafür an ihm zu rächen, verwarfen sie ihn jetzt als König. Hugo Kapet, Herzog von Isle de France, Graf von Paris und Orleans, ein aus deutschem Geblüte Entsprossener, und mit einer deutschen Prinzessin Vermähl-

ter, setzte sich auf den Thron und schmückte sich mit der Krone, deren Vasall er bis dahin war. Karl, dem immer noch Viele anhingen, suchte zwar den Usurpator, mit den Waffen in der Hand, zu verdrängen, aber es mißlang. Er gerieth selbst in Gefangenschaft und starb bald darauf. Sein ältester Sohn folgte ihm in Niederlothringen, starb aber kinderlos, und dessen Brüder, Ludwig und Karl, vermochten nicht einmal, ihre Ansprüche auf Lothringen geltend zu machen. Als daher im Jahre 1025 Kaiser Konrad II, auf einer Reise durch seine Provinzen, auch nach Lothringen kam, so nahmen diese beiden Prinzen zu ihm ihre Zuflucht und folgten ihm nach Deutschland. Den ältesten, Ludwig, behielt der Kaiser an seinem Hoflager und gab ihm eine der ersten Hofstellen *). Den jüngern, Karl, welche die thüringischen Chronikenschreiber Hugo nennen, empfahl er dem Erzbischof, Erkenbald von Mainz. Dieser nahm ihn auch an seinen Hof und belohnte die treuen Dienste, welche ihm Karl oder Hugo leistete, mit vielen Gütern. Karl starb 1030. Sein einziger Sohn, Wichmann, war der Erbe seiner Güter. Aber der neue Erzbischof, Aribo hieß er, vergaß Karls Verdienste um den bischöflichen Stuhl, nahm dem Sohne die Güter des Vaters, und schenkte sie einem andern. Wichmann, erbittert über diese schreiende Ungerechtigkeit, sammelte einige Bewaffnete, ging damit nach Mainz und tödtete hier, im Angesichte des Erzbischofs und des Domkapitels, den In-

*) Summus et praepotens in aula regia effectus est.

haber seines Erbes. Zwar wollte er nach vollbrachter That fliehen, aber man ergriff und tödtete ihn sogleich in derselben Versammlung.

Kaiser Konrad, der Ludwigen wohl wollte, vielleicht aber selbst außer Stande war, dies nach Wunsch zu können, benutzte die Gelegenheit, sandte Ludwig nach einiger Zeit nach Mainz zum Erzbischofe Bardo, welcher indessen zur Regierung des Krummstabs gelangt war, mit dem Ersuchen, Ludwigen einige dem Erzstift lehnbare Güter in seinem Kirchsprengel zu ertheilen. Bardo war hierzu gleich bereit. Er schickte Ludwigen nach Thüringen, gab ihm da viele Lehngüter und ernannte ihn auch, was jedoch nicht ganz erwiesen ist, zum Statthalter über seine eignen thüringischen Besitzungen.

Dieser Ludwig nun ist unser Ludwig der Bärtige, der Stammvater der nachherigen Landgrafen von Thüringen. Im Jahre 1036 kam er nach Thüringen, die erhaltenen Güter in Besitz zu nehmen und seinen Posten anzutreten. Er kam, wie die Chronikenschreiber erzählen, schwarz gekleidet, und mit einem Gefolge von zwölf Edelleuten. Als mainzischer Statthalter hätte er Erfurt oder irgend einen andern Ort zum Wohnsitze wählen können, aber er that, was man nicht erwartete, und ließ sich in einer, am Thüringer Walde gelegenen, meistens unangebauten Gegend nieder. Hier kaufte er von einigen Herren des Landes, unter welchen Günther von Käfernburg und Biso von Gleichen die vorzüglichsten waren, verschiedene Güter, welche in den kleinen Walddörfern Altenberga, Reinhards-

brunn und in den da herum liegenden Rodeländereien bestanden. Der Kaiser Konrad fügte, auf Ansuchen seiner Gemahlin Gisela, ein ansehnliches Stück des Thüringer Waldes, die Loibe genannt, hinzu, und so entstand ein Bezirk, welcher jetzt einen großen Theil des südlichen Fürstenthums Gotha ausmacht. Ueber den Besitz dieses Bezirks ertheilte ihm der Kaiser (1039) eine feierliche Bestätigung, und befreiete ihn zugleich von aller fremden Gerichtsbarkeit.

Seit dieser Zeit war dieser Theil Thüringens ein erb- und eigenthümliches Gut Ludwigs, welchem der Kaiser den Titel und das Amt eines Grafen beilegte. An der Zuverlässigkeit dieser Begebenheit läßt sich um so weniger zweifeln, da nicht nur die Bestätigungsurkunde Konrads, sondern auch die seines Nachfolgers, Kaiser Heinrichs III. auf uns gekommen sind *). Heinrich ertheilte Ludwigen sogar die Erlaubniß, sich eine feste Burg zu erbauen, und da erbaute dieser, um das Jahr 1039 oder 1040, die Schauenburg. Bei Friedrichrode, im jetzigen Sachsen-Gothaischen Amte Reinhardsbrunnen, thürmte er sie, in einer noch unangebauten, vom dichtesten Walde bedeckten, Gegend, auf einem nicht gar hohen Berge auf. Die Sorgfalt, mit der er sein Ländchen regierte, schuf Wüsten bald in fruchtbare Gegenden um. Ein Dörfchen entstand nach dem andern, wovon noch jetzt manches vorhanden ist,

*) Die Originale verwahrt das herzogliche Archiv in Gotha.

und da, wo man noch kurz zuvor nur des Wildes Spuren und die des Jägers erblickt hatte, da lebten durch ihn nun Menschen, welche die Erde bebauten und in Ruhe ihre Erzeugnisse genossen.

Ludwig, den man, wegen seines langen Bartes, den Bärtigen nannte, lebte mit seinen Nachbarn in guter Freundschaft, wurde von allen hochgeachtet und in ihren Streitigkeiten als Schiedsrichter oft erwählt. Sein kluges Benehmen gründete das Ansehen, zu dem sich sein Haus in der Folge emporhob. Schade ist's, daß die Chronisten seiner Zeit uns so wenig von ihm aufgezeichnet haben. Er starb auf einer Reise nach Speier, in Mainz 1056, und da liegt er auch in der Albanskirche begraben. Seine Gattin war Cäcilie, eine Tochter Ludolfs, Markgrafen zu Sachsen, den die nachherige Kaiserin Gisela mit ihrem ersten Gemahle, Bruno II, erzeugt hatte. Sie war also eine Enkelin der Kaiserin, woraus sich deren Zuneigung zu Ludwig sattsam erklärt. Mit ihr erhielt Ludwig die Herrschaft Sangerhausen, als Heirathsgut, zu welcher 700 Hufen Landes gehörten.

Die Schauenburg blieb nach Ludwigs Tode nicht lange mehr der Wohnsitz seiner Familie. Es ging ihr, wie so mancher Burg jener, und wie so mancher Residenz unserer Tage. Sie wurde durch eine neue verdrängt. Ludwigs Sohn, der uns schon einigemal vorgekommene Ludwig II, oder der Springer, der Erbe der Grafschaft Thüringen, jagte einst in der Gegend von Eisenach. Hier fand er die Lage eines Berges und die Umsicht von da so

angenehm, daß er auf demselben eine Burg zu bauen beschloß, und die vor unsern Augen noch stehende Wartburg erbaute. Die nähern Umstände, unter denen dies geschah, sind bereits bei der Geschichte der Wartburg erzählt worden. Diese neue Burg nun verdrängte die Schauenburg, denn Ludwig residirte lieber hier oder in Neuburg (über der jetzigen Stadt Freiburg an der Unstrut, das er auch erbaute), und einsam im Gebirge ließ er die Burg liegen, in deren Mauern er des Lebens erstes Licht erblickt, die Tage seiner Kindheit verlebt hatte. Ja, funfzig Jahre später ward sie gar von ihm veräußert. Hierzu gab der Krieg Anlaß, der im Jahre 1112 wegen der Succession in die Güter des erloschenen Geschlechts der Grafen von Weimar und Orlamünde, zwischen dem Kaiser Heinrich V und dem Pfalzgrafen Siegfried ausbrach. Dieser hatte ein gegründetes Erbrecht darauf, jener wollte sie als heimgefallene Lehen einziehen. Beide hatten ihre Anhänger, unter denen auch unser Ludwig, auf der Seite Siegfrieds, war. Der Kaiser behielt jedoch die Oberhand, die Feinde wurden geschlagen und die Hauptanführer zum Theil gefangen. Dies Schicksal hatten auch Ludwigs Söhne. Sie wieder zu befreien, unterwarf sich Ludwig, wurde darauf selbst verhaftet und nur durch Erlegung einer großen Summe Geldes in den Schatz des Kaisers, wurden sie alle wieder auf freien Fuß gesetzt. Um diese aufzubringen, verkauften sie unter andern auch die Schauenburg, nebst vielen dazu gehörigen Dörfern im Jahre 1114, an das Kloster Reinhardsbrunnen für 40 Mark Silber.

Die Schauenburg war nun ein Eigenthum des Klosters, das Ludwig dreißig Jahre zuvor erst selbst gestiftet hatte. Ihre Schicksale unter dem Besitze der geistlichen Herren weiß man nicht. Es scheint aber, als ob sie von ihnen vernachlässigt worden sey; denn es ist bekannt, daß sie nach 150 Jahren ziemlich verfallen war, und um diese Zeit, im Jahre 1260, vom damaligen Abte ganz wieder hergestellt wurde. Die Veranlassung dazu war der neunjährige Erbfolgekrieg über den Besitz Thüringens, der sich nach dem Tode des Landgrafen Heinrich Raspe zwischen seinen nächsten Verwandten erhob. Während desselben, wo Thüringen ohne Oberhaupt war, suchten die kleinen Herren dieses Landes den möglichsten Vortheil für sich aus diesem Zustande zu ziehen. Sie durchstreiften das Land, plünderten, raubten, befehdeten sich, und ließen Raubnester in Menge auf allen Bergen aufsteigen, denn diese waren ja das sicherste Mittel gegen Verfolgungen und zum ruhigen Genuß des Genommenen unentbehrlich. Diese von Jahr zu Jahr immer wachsende Neigung, Burgen zu erbauen oder alte auszubessern, erregte bei dem damaligen Abte von Reinhardsbrunn die Besorgniß, daß Jemand den Gedanken haben könne, die fast zerfallene Schauenburg auch wieder herzustellen. Um nun diesem zuvorzukommen, bauete er sie selbst wieder auf, und räumte sie dem Grafen Hermann von Henneberg ein, der sie während der Dauer dieser unruhigen Zeit immerfort behauptete und besetzt hielt. Als aber Markgraf Heinrich von Meißen, mit dem Zunamen des Erlauchten, im Jahre

1264, durch das nicht erwartete Glück seiner Waffen, Herr von ganz Thüringen ward, und eine bedeutende Anzahl Burgen vernichten ließ, da ging auch die Schauenburg mit unter und nie wurde sie wieder hergestellt.

Bei der Summe von Jahren, welche seitdem an ihren Trümmern vorüberzog, ist es leicht begreiflich, daß man jetzt nur noch Steinhaufen da sieht, wo sie einst stand und im dichten Gebüsch auch diese kaum aufzufinden vermag.

* * *

Falkensteins thüring. Chronik 1738. 4. Galetti Geschichte Thüringens, 2ter und 3ter Bd. 1783. Dessen Geschichte des Herzogthums Gotha, 3ter Band, 1780. Schumachers sächs. Nachrichten, 1ste und 2te Sammlung, und Melissantes Bergschlösser S. 129, sind hier benutzt worden. — Eine Abbildung der Schauenburg oder ihrer Ruinen kenne ich nicht.

103.

Staufeneck

bei Göppingen.

Alles Erhabene herrscht, das fühlten die Väter und bau'ten
Im Bewußtseyn der Kraft, näher dem Himmel sich an.

Orion Julius.

103.

Staufeneck.

Staufeneck auf einem mäßig hohen Berge, der ein Theil des Rehgebirges ist, und gerade da, wo das Lauterthal aufhört und das Filsthal anfängt, eine Ecke bildet, auf dessen Felsen es sich in die Höhe thürmt.

Man kommt in zwei kleinen Stunden von Göppingen, auf dem Wege über Salach, dahin. Es liegt gerade über Groß- und Kleinsüßen an der Fils und macht mit Hohenstaufen und Hohenrechberg *) ein Dreieck, dessen Seitenlinien aber ungleich sind. In einer Stunde geht man auf dem Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Hohenrechberg, von Südwesten nach Osten, mit einander verbindet, von ersterm nach der alten Burg Rechberg, und von dieser in der Richtung von Norden nach Süden, auf dem nemlichen Erdrücken, ebenfalls in $1\frac{1}{2}$ Stunde nach Stau-

*) Beide haben wir schon im 2ten und 3ten Bande kennen gelernt. F. G.

feneck, nur sinkt jetzt die Höhe des Bergrückens merklich tiefer herab. Die Linie von Staufeneck nach Hohenstaufen führt in das Thal nach Salach hinab, über Krumwälden zwischen Wäldern und Wiesen nach Hohenstaufen hinauf, und ist wohl zwei Stunden lang.

Von Kleinsiessen aus muß man einen ziemlich steilen Waldweg hinaufsteigen, um in die Burg zu kommen; von Saloch her führt eine längere Berglinie, und folglich gemächlicher dahin. Die Fahrstraße geht durch Salach und ist zum Theil zunächst am Schloßberge mit Pappeln besetzt. Von Hohenrechberg kommt man auf fast ebenem Wege her. Seinen Namen mag es daher erhalten haben, weil es mit der ehemaligen Kaiserburg Staufen eine Ecke macht.

Der Vorhof der Burg ist ein großes Viereck, welches mit Oekonomie-Gebäuden geschlossen ist. Sie sind alle von neuerer Bauart; nur ein einziges, links, zunächst an der Brücke, ist noch von 1592, welches Konrad von Rechberg aufführen ließ. Die in Stein gehauene Aufschrift heißt:

„Ao Dni hat der wolgeborne Herr Herr Conrad „Freyherr von Rechberg von Hohenrechberg, Herr zu „Hohenrechberg, Staufenegg, Falkenstein vnnd Oberwaldstetten 2c. diesen Paw angefangen zu Pawen „vnserem Stamm zu Ehren all vnsern Vorfaren die „aus diesem löblichem Stamm geboren allhie gewont „vnnd verschieden seindt deren vnd aller Glaubigen „seelen Gott Gnadt."

In der Mitte des Hofes befindet sich ein laufender Brunnen, der an der Straße von Hohenrechberg her, hereingeführt wird. Dem Vorhofe liegt das alte Schloß erhöht in der Fronte. Man geht mittelst einer steinernen Brücke über den tiefen Schloßgraben, der nun in einen Grasplatz oder Garten mit den schönsten Fruchtbäumen besetzt, umgeschaffen ist. Die gothische Spitzwölbung des Thores ist vermauert, und erscheint jetzt als ein oben rundgewölbtes Thor. Durch dieses kommt man in den engern Hof der Burg, welcher von den zwei Hauptgebäuden derselben gebildet wird und ehemals eine tiefe Zisterne hatte, die aber nun verschüttet ist. Rechts steht das sogenannte neue und links das alte Schloß. Mit diesem ist der äußerst kolossale runde Thurm verbunden, welcher 42 württembergische Ellen im Umkreise, und gegen 54 Ellen in der Höhe hält. Er ist von unten bis oben von den schönsten Quadern aus harten gelben Sandsteinen erbaut, und alles spricht an ihm ein hohes Alterthum aus. Er hat unten keinen Eingang. Erst in der Höhe von etwa 30 Fuß ist eine Thür, die sich aber auf der Seite des alten Schlosses befindet, von dem man in den Thurm kommt. Der innere Raum ist ohne Fenster, und diente vermuthlich immer zu einem Gefängniß. Der Boden, auf den die Thüre führt, ist mit Dielen belegt, von denen man eine aufheben kann, um die Gefangenen in den untersten Theil hinunter lassen zu können. Hier befällt auch die Rohesten Schauer und Jammer über die Unglücklichen, welche in dieser Tiefe ihr Leben vollenden mußten. Die Luft darin ist so mephitisch,

daß das Licht in einer hinuntergelassenen Laterne augenblicklich erlischt. Unten trifft man nichts mehr an, als einen eisernen Sessel oder Stuhl mit Armlehne. Auf der entgegengesetzten Seite, einen Stock höher, hat der Thurm noch eine Thür, die in ein menschlicheres Gefängniß führt. In dem obersten Stocke des alten Schlosses öffnet sich eine dritte Thür in diesem Thurme, durch die man auf Stiegen auf die oberste Ruine desselben gelangt, wo Fenster durchgebrochen sind, durch die man eine kleine Welt vor sich liegen sieht. Oft schon ist dieser kolossale Thurm vom Blitz getroffen worden, daher auch das Dach nicht im besten Zustande ist, das wahrscheinlich auch in den ältesten Zeiten eine ganz andere Form als jetzt hatte.

Das alte Schloß ist durchaus von Stein bis auf den obersten Stock aufgeführt, welcher von Holz ist. Die ganze Einrichtung und Bauart ist sehr alt und wird von dem protestantischen Pfarrer von Salach bewohnt. Er hat im zweiten Stocke des Schlosses, eine Kapelle, in der er alle vierzehn Tage mit seinen Pfarrkindern Gottesdienst hält. Sie ist aber nicht mehr die alte Schloßkapelle, worin Ber von Rechberg den 22. October 1432, in honorem Sti Cypriani et Sociorum eine eigene Kaplanei für die Burg stiftete; denn die ganze Einrichtung ist weit jünger, vermuthlich erst aus dem Ende des 17ten Jahrhunderts, wo zwei Raugräfinnen hier wohnten. Der Theil, in welchem der Pfarrer seine Wohnung hat, ist eigentlich allein noch bewohnbar. Man hat von ihm die angenehmste Aussicht auf das nur eine halbe Stunde entfernte Donzdorf, auf das obere

Filsthal, Klein- und Großsiessen, und weiterhin an die schwäbischen Gebirge.

Das neue Schloß ist von Grund auf bis unter das Dach von Stein gebaut, und zeigt auch Spuren eines jüngern Zeitalters. In diesem wohnten die zwei Raugräfinnen, von denen unten mehr vorkommen wird; auch war es ehemals die Wohnung des herrschaftlichen Obervogts. Die Aussicht dehnt sich da gegen Süden und Westen über Salach, Großeißlingen und Hohenstaufen tief in das Württembergische aus. Jetzt ist es ganz unbewohnt und gar nicht eingerichtet.

Der Zugang zur Burg wurde ehemals von dem Schloßhofe aus, durch einen tiefen Graben geschützt, der wahrscheinlich mit Aufziehbrücken gänzlich gesperrt war. Gegen die andern Seiten war es durch die gerade Abdachung des Felsen, worauf die Burg steht, und durch Vorwerke gesichert. Der hohe Thurm mag dazu gedient haben, nicht nur jede Bewegung der anrückenden Feinde zu beobachten, sondern auch den herannahenden durch den Wurf von großen Steinmassen und Pfeilen von der Stürmung abzuhalten. Die Burg war zu diesem Zwecke noch mit vielen Thürmen und Vorwerken umgeben, so viel man aus den Ueberbleibseln der Ruinen bemerken kann. Gegenwärtig ist sie aber gar nicht mehr dazu geeignet, den geringsten Widerstand zu leisten, und es mußte daher jedem, der in der Nachbarschaft lebte, höchst lustig vorkommen, daß man dieses Bergschloß am Ende des Julius 1796 in allen Zeitungen und Journalen, von den Franzosen im Sturme

den Oesterreichern wegnehmen ließ. Es sollten dabei so gar viele Oesterreicher geblieben seyn, und doch büßte kein Mann sein Leben ein. Die Oesterreicher hatten einen kleinen Beobachtungsposten hier, der sich bei der Annäherung des Feindes nach Donzdorf auf die Straße plänkelnd zurückzog.

Uebrigens ist der Berg noch von Waldungen umgeben, von denen das Schloß in älteren Zeiten noch enger eingeschlossen wurde; denn jetzt ist eine beträchtliche Strecke zwischen dem Schloß und Walde gegen Mittag und Abend in die schönsten Wiesen, die mit den edelsten Obstbäumen besetzt sind, umgewandelt, und in dem Theile gerade unter dem Felsen gegen Süden, ließen die Raugräfinnen von der Pfalz einen Weinberg anlegen, wozu sie die Reben und Weingärtner aus der Pfalz verschrieben. Er soll jährlich gegen 80 Eimer guten Wein ertragen haben, jetzt ist er aber ebenfalls Wiese.

Einzig in seiner Art ist der Schloßgarten, der einen ziemlichen Umfang hat, vor dem Thore und am Wege nach Hohenrechberg liegt. Er ist zwar jetzt nicht mehr regelmäßig angelegt, weil weder eine Herrschaft noch ein Beamter hier wohnt; aber er bringt doch die besten Gemüsesorten hervor und ist mit den edelsten Obstgattungen besetzt. Merkwürdig macht ihn aber die weit ausgedehnte Aussicht über Dörfer, Weiler, Höfe, Berge, Thäler, Wälder und Felder, die wie auf einer Karte vor Augen liegen, und selten möchte man in einem Garten auf einem Berge durch eine solche unerwartete Erscheinung überrascht werden.

An dem Ende des Gartens, am Wege nach Hohenrechberg, steht noch ein Haus, welches anfangs zu einem Wirthshause bestimmt war, nun aber einem Taglöhner zur Wohnung dient. Auf diesem Platze befand sich ehemals das herrschaftliche Brauhaus.

Wir gehen nun zur Geschichte von Staufeneck über.

Ludwig von Staufen hat um das Jahr 1080 Staufeneck erbaut. Er war ein Sohn Friedrichs von Büren, und Bruder Friedrichs, des ersten Herzogs in Schwaben aus dem Bürischen Hause, welcher 1105 starb. So nimmt es Crusius, im Einverständniß mit Gabeltover an. Allein mir scheint es, mit Prescher, nicht so ganz ausgemacht, daß dieser Ludwig des Herzogs Friedrich Bruder gewesen sey. Er könnte wohl zu einer ältern Linie des Bürischen Hauses gehört haben; denn es möchte nicht wohl anzunehmen seyn, daß dieses bloß in dem einzigen Vater Friedrich von Büren bestanden.

Von Ludwig, dem Erbauer von Staufeneck, giebt uns die Geschichte außer diesem keine Nachricht, und seitdem wird durch das ganze 12te Jahrhundert nicht einmal der Name Staufeneck in den vielen, in unserer Nachbarschaft ausgestellten Urkunden genannt. Erst um die Mitte des 13ten Jahrhunders erscheint ein besonderes Geschlecht, das sich von Staufeneck nannte, und zwar mit allen Auszeichnungen des damaligen hohen Adels. Es besaß viele andere Güter, die überall herum, zwischen und unter den Büri-

schen oder Staufischen Gütern, zerstreut lagen. Es gab zwar viele Adelige in der nemlichen Gegend; allein es sind einzelne Höfe, welche sie ohne das geringste Zeichen einer Vogteilichkeit und Herrlichkeit inne hatten. Staufeneck und Rechberg sind die einzigen, welche unter denen von Büren, wie Kinder einer Familie lebten, von welchen ein jedes den Grafen-Ambacht des Gesammthauses auf seine Linie hinüber erbte, und bloß die Oberherrlichkeit des durch Glück emporgehobenen Bruders zu Staufen anerkennen mußte.

Nachdem es unser unermüdeter Alterthumsforscher, Hr. Pfarrer Prescher zu Geswend, (Alt-Germanien 2. Heft S. 38) so laut ausgesprochen, so wird es mir wohl auch erlaubt seyn, meine schon lange zurückgehaltene Vorstellung an die seinige anzuschließen: Büren, Rechberg und Staufeneck sind eine Familie, die sich (vielleicht sehr lange vor dem Herzog von Staufen) in drei Linien theilte; sie sind das Löwen- oder Heldengeschlecht, welches sich auf unserem ansehnlichen Rehegebirge *) und an dem Fuße desselben umher ausdehnte. Nicht nur das enge Zusammenwohnen der drei Familien, sondern auch ihr Wappen stimmt mit dieser

*) Rechberg ist so viel als Reh-Berg. Ich bitte das nachzulesen, was ich hierüber in dem Aufsatze von der Burg Hohenrechberg im 5ten Bande dieses Werks sagte, welches mit der dort geäußerten Meinung, über den Ursprung von den Brüdern mit den rothen Löwen, nicht im Widerspruche steht.

Ansicht überein. Die von Rechberg führten von jeher zwei aufrecht stehende, zum Raub begierige, rechts und links sehende, die Zungen herausstreckende, Löwen mit aufwärts in einander geschlungenen Schwänzen, Anfangs im weißen, dann im goldenen Schilde. So sieht das Wappen des Ulrich von Rechberg, Bischofs zu Speier, von 1189 aus, wovon man eine authentische Zeichnung von dem dortigen Domkapitel bei der Familie besitzt. Auf dem Helme ist ein Rehbock wegen Rechberg.

Nach dem Siegel, welches an der Urkunde Friedrichs von Staufeneck von 1274 noch unversehrt hängt, führte er einen aufrecht stehenden, zum Raub begierigen, rechts sehenden Löwen, mit aufwärts geschlagenem Schwanz und zwei Lilien links und rechts des Löwen; auf dem Helme zwei gegen einander gekehrte Hörner. Die Farbe ist natürlich in diesem Zeitraume nicht angegeben, aber in Fürsts Wappenbuch ist der Löwe roth und der Schild golden.

Die von Büren oder Staufen sollen, nach Crusius, drei zum Lauf gerichtete, links sehende, gelbe Löwen *) in einem schwarzen Schilde, auf dem gegitterten Helme eine auf gelbem Grunde stehende, mit Gold gekrönte weiße Säule, aus der ein Pfauenbüschel hervorwuchs, geführt haben. Mit der Gelangung zum Herzogthum aber sollen die Löwen roth **) und der Schild golden geworden seyn,

*) Fulvi leones.

**) Sollten die Löwen erst schwarz geworden seyn, um den grausamen Tod des letzten Herzogs von Schwaben zu bezeichnen?

der Helm gekrönt, woraus sich ein weißer Adler erhob *). Allein ich kann mit Crusius nicht übereinstimmen. Das von ihm angegebene und überall vorkommende Wappen, halte ich für das Wappen des Herzogthums von Schwaben, wenigstens bedienten sich die Herzoge von Staufen noch eines andern, welches ich für das eigentliche Stammwappen ansehe. Dies fand ich auf dem Sigill, welches an einer von Herzog Friedrich von Staufen 1188 dem Kloster Steingaden ausgestellten Urkunde hängt **). Friedrich sitzt hier gekrönt zu Pferde, hält eine unbemalte Fahne, und in der Rechten einen dreieckigen, unten etwas abgerundeten Schild, in welchem ein einziger, links sehender, zum Raub begieriger, den Schwanz aufwärts schlagender und die Zunge herausstreckender, Löwe steht, gerade wie der linke Rechbergische Löwe.

Die Wappen der drei Familien sind also Löwen-Wappen, und einander sehr ähnlich, worauf doch bei Familien nicht wenig ankommt, und dies bei drei Familien, die von ihren Stammburgen einander in die Fenster sehen konnten und deren Güter unter einander lagen. Vielleicht war Rechberg gar der ältere Bruder, welcher das ganze Wappenbild des Stammes beibehielt, und die andern zwei, einer den rechts, der andere den links sehenden Löwen in seinen Schild aufnahm.

*) Schwäb. Chron. I. 370.

**) Monumenta Boica, P. VI. fol. 498.

Wir führen nun die in den Urkunden vorkommenden Individuen der Familie Staufeneck an, welche uns bekannt wurden:

1259 übergab Friedrich von Staufeneck seinen Zehent zu Altbach dem Kloster Adelberg. Cruſ. P. III. L. 2. c. 12.

1266 im Monat Mai unterschrieb Friedrich von Staufeneck die Schenkungs-Urkunde Konradins für Ludwig von Baiern, und darauf den 1. Nov. eine nemliche für Ludwig, und Heinrich von Baiern: Ulricus de Stauffeneke. Falkenstein Gesch. von Baiern II. fol. 181.

1271 ſecundo idus Aprilis (12. April) schenkte Friedrich von Staufeneck mit seinen Söhnen Eberhard Canonicus (zu Konstanz) und Friedrich Laicus einige Güter zu Zell an das Kloster Adelberg bei Göppingen.

1274 den 20. Jul. verkaufte Friedrich von Staufeneck mit Konsens seiner Söhne, Eberhard Domherr zu Konstanz, Friedrich und Ludwig Laicorum, für 122 Pfund und 10 Solid. seine Güter zu Oberwälden und Wangen an das Kloster Adelberg und nennet in der Urkunde Konraden von Rechberg seiner Mutter Bruder. Unter diesen Gütern war aber das Patronatrecht nicht begriffen. In der lateinischen Urkunde hierüber spricht Friedrich von sich: Nos Fridericus de Stauffenegge deliberatione praehabita etc.

1284 in vigilia S. Bartholomaei (23 August) de dato Geppingen quittiren die beiden Brüder Eberhard von Staufenegge Canonicus eccleſie Conſtantienſis, und

Ludwig, die empfangenen 113 Pfund Denariorum Monetae hallensis für die verkauften Einkünfte der Kirche zu Wälden an das Kloster Adelberg.

1292 den 13. April begab sich Graf Ulrich von Helfenstein des Vogtrechts über den Kloster-Adelbergischen Hof Michelsberg bei Spitzenberg. Diese Urkunde war besiegelt: nec non Sigillis nobilium virorum Ludovici militis de Stouphenegge et Cunradi militis de Blochingen.

1293 den 8. Sept. verkaufte Herr Ludwig von Stopheneke drei Höfe zu Schniklingen an das Kloster Gotteszell bei Gmünd, worüber Konrad von Rechberg und sein Sohn Albrecht, die Urkunde ausstellten.

1302 den 23. Sept. übergab Ludwig von Staufeneck, Miles ministerialis aulae, und dessen Sohn, Eberhard, den Kirchensatz zu Usingen an das Kloster Adelberg.

1303 den 30. Mai ist Ludwig von Staufeneck Mitsiegler eines Kaufbriefs Graf Diepolds von Aichelberg für die Gerichtsbarkeit und Güter zu Zell und Altbach an das nemliche Kloster Adelberg, wo er sich nennt: Pincerna, Commendator domus hospitalis in Hall.

1304 verkaufte Ludwig von Staufeneck seine Güter nebst dem Pfarrsatz zu Zell, für 600 Pfund Heller an Adelberg.

Um 1309 befehdete Graf Ulrich von Helfenstein mit Eberhard von Staufeneck, Alberten von Rechberg, nahmen ihm sein Schloß Scharfenberg bei Donzdorf im

Stur-

Sturme weg, und raubten und zerrissen ihm seine Kapital- und andere Briefe.

1330 kaufte Niklas von Löwenstein von Konrad von Hohenried und seinem Schwager, Eberhard von Staufeneck, die halbe Burg Hohenried.

1333 den 13. December besiegelte Friedrich von Staufeneck eine Verkaufs-Urkunde Graf Albrechts von Aichelberg, über einige Güter und einen Theil des Kirchensatzes zu Uhingen, und in der nemlichen nennt sich Konrad von Rechberg von Staufenegg.

Von dieser Zeit an gehört Staufeneck Konraden von Rechberg, den man den Biedermann nennt, und dessen Nachkommen, und die Staufenecker verschwinden aus den Urkunden unserer Gegend. Auf welche Weise sie Konrad erworben, und was zur Burg noch gehörte, ist unbekannt; vermuthlich Salach und Bärenbach, vielleicht aber auch der halbe Theil von Siessen.

Dieser Konrad war ein Sohn Alberts von Rechberg, des Reichsvogts in dem Bezirk Achalm und Reutlingen. Er hatte einen einzigen Bruder, der, wie der Vater, Albert hieß. In der brüderlichen Theilung erhielt dieser, als der ältere, das Stammhaus Hohenrechberg mit Zugehörde; Konrad aber bekam zu Staufeneck und Ramsberg, Reichenbach, Winzingen, Wißgolding, Waldstetten, halb Straßdorf, Beuren mit der Wäschenburg, dem ehemaligen Stammhause derer von Büren oder Staufen, und Donzdorf.

Konrad hatte drei Söhne, die Albert, Gebhard und Konrad hießen. Der letzte starb ohne Erben zu hinterlassen. Albert erhielt zum Haupttheil Staufeneck, wo seine Nachkommen sich fortpflanzten, und eine Hauptlinie der Rechbergischen Familie bildeten, welche die Staufeneckische hieß. Sie bestand bis 1599 den 9ten October, wo der letzte Sprößling derselben starb, nemlich Albrecht Hermann in einem Alter von neun Jahren.

Die Staufenecker Rechberge gehörten zu den Begüterteſten der Familie. Ihnen gehörte nicht nur Staufeneck mit dem Dorfe Salach, Bärenbach, Winzingen, halb Donzdorf und Reichenbach, Wäschenburg mit dem Markt Wäschenbeuren, sondern auch im Oberlande die Herrschaften Mindelheim und Babenhausen, Heufelsburg mit Oberwaldstetten, Autenried, und im Brenzthale Falkenstein und Eselsburg.

Mit dem Tode Albrecht Hermanns kamen nun die noch übrigen Staufeneckischen Güter an seine Mutter und an seines Vaters und Großvaters Schwestern. Seines Vaters einzige Schwester, M. Magdalena, trat ihr Erbschaftsrecht an den Herzog Friedrich von Württemberg ab, und dieser ließ Staufeneck im November 1599 mit Gewalt wegnehmen, weil man ihn nicht gutwillig einlassen wollte. Weil aber Gertraud von Burgmilchlingen, die Mutter, ihren Wittwensitz hier hatte, so zog er die Mannschaft wieder weg, und verordnete nur einen verpflichteten Thorwart dahin.

In der Theilung erhielt der Herzog mit der Rechbergischen Mutter Gertraud, Staufeneck und das Dorf Salach. 1604 den 16. Febr., überließ der Herzog der Mutter seinen halben Theil am Schloß Staufeneck im bisherigen Anschlag für 15000 fl.; aber den halben Theil am Dorfe Salach behielt er, und führte dort die lutherische Confession ein.

Die Mutter, Gertraud von Burgmilchlingen, des Heinrich Hermanns von Burgmilchlingen Tochter, blieb nicht lange im Wittwenstande, sondern verheirathete sich an den Grafen Ludwig von Löwenstein. Vermuthlich war ihnen Staufeneck von ihren andern Besitzungen zu weit entfernt, und vielleicht mit Verdrießlichkeit wegen des condominalen Salachs verbunden, sie verkauften es daher an Georg Ludwig von Freiberg, zu Justingen, an den der Herzog Friedrich seinen halben Theil von Salach, 1608, ebenfalls verkaufte, wobei sich dieser bedung, daß die evangelische Confession auf ewige Zeiten in gedachtem Dorfe ungeändert bleiben solle, was viele Einwohner desselben, die nun einmal von einer Religionsänderung nichts wissen wollten, auf lange Zeit sehr unglücklich machte.

Georg Ludwig besaß die Herrschaft bis 1631, wo er starb, und sie seinen Söhnen Georg Ludwig und Hieronymus von Freiberg, zu Justingen und Oepfingen, hinterließ. Sie standen unter der Vormundschaft des Bischofs Heinrich von Augsburg, der seines Geschlechts von Knöringen war. Dieser verkaufte Staufeneck 1642 an Johann Wilhelm Freiherrn von Guyn, General-Oberst-Wachtmeister,

welcher mit der Schwester der minderjährigen Freiberg, Anna Margaretha von Freiberg, vermählt war.

1665, nach seinem Tode, veräußerte sie als Wittwe und A. Barbara Freiin von Welz, geb. von Guyn, die Herrschaft Staufeneck an den Freiherrn Ferdinand von Degenfeld, der sie aber eigentlich für seine Schwester Louise, Raugräfin von der Pfalz, kaufte. Diese war die Tochter des Freiherrn Martin von Degenfeld und der Freiin A. Maria Adelmännin von Adelmannsfelden. Sie war sehr schön, voll Verstand und Kenntniß, in der lateinischen und mehrern andern Sprachen sehr erfahren. Dadurch gewann sie die Liebe des Kurfürsten Karl Ludwigs von der Pfalz, der sie sich, im Anfange des Aprils 1657, zur linken Hand antrauen ließ, und ihr mit kaiserlicher und agnatischer Bewilligung den Titel einer Raugräfin von der Pfalz ertheilte. Sie gebar ihm vierzehn Kinder; aber in der letzten Kindbette starb sie, am 18. März 1677.

Sie hinterließ einen Sohn und zwei Töchter, auf die nun die Herrschaft Staufeneck überging. Der Raugraf Karl Moritz wurde 1670 geboren, starb aber bereits den 13. Jun. 1702. Die Raugräfin Amalia Elisabetha wurde den 22. März 1663 geboren und starb am 13. Jul. 1709 zu Heidelberg. Die Raugräfin Louise wurde den 15. Jan. 1661 geboren und starb erst den 6. Febr. 1733 zu Frankfurt als Großhofmeisterin der Kurfürstin von Braunschweig-Lüneburg, im 73sten Jahre ihres Alters. Die Herrschaft Staufeneck vermachte sie ihrer Nichte, der Gräfin Christoph Martin von Degenfeld-Schonburg, einer gebornen

Herzogin von Schonburg, von welcher der den 17. April 1814 verstorbene Graf August Christoph von Degenfeld-Schonburg, die Herrschaft auf die minderjährigen Söhne seines erstgebornen Sohnes Gustav, der vor dem Vater starb, vererbte.

Ich habe jetzt nur noch eine tragische Begebenheit zu bemerken, die sich im Schloß Staufeneck im Jahre 1761 zugetragen hat. Die Frau des damaligen Graf Degenfeldischen Obervogts, Henrica Friderica Peitmann, wurde durch Eifersucht, wozu ihr Anlaß gegeben worden seyn soll, so verwirrt, daß sie sich vom obersten Stock des neuen Schlosses über den Felsen hinunter stürzte, um ihrem unglücklichen Leben ein Ende zu machen. Sie erreichte ihren Zweck, aber erst 24 Stunden nach dem schauerlichen Sturz.

* * *

Diese Nachrichten sind meistens aus Urkunden und andern Archival-Schriften entworfen worden, vom Verfasser der Materialien des Aufsatzes über die alte Burg Hohenrechberg im 3ten Bande dieses Werks.

R.

104.

Alt-Boymburg
bei Kreuznach.

In den bebuschten Rittersaal
Kommt mit dem Raub der Weih' geflogen,
Der Ahorn streckt hinab ins Thal
Die Arme aus dem Fensterbogen.
Es wankt der Zinnen letzter Rest,
Es grünt das Gras aus jeder Scharte,
Und unter Tannen baut sein Nest
Der Habicht auf der Felsenwarte.

A. Schreiber.

104.

Alt-Boymburg.

Ehemals Boimeneburg, Boineberg (das alte deutsche Wort Boimene, Boumene, Boyme, Bömmel ist gleichbedeutend mit dem jetzigen Baum — Bäume).

Diese weitläufige Ruine war der Sitz der ehemaligen Raugrafen von Boimeburg, die im Nahegau an der Mosel und Maas stark begütert waren, und deren Schlösser, Alt- und Neu-Boymburg, Dirmstein, Hohlenfels, Lindelbron, Stolzenberg und Lichtenberg, dem Wanderer als Zeichen ihrer vormaligen Macht und Größe, noch stolz in ihren Trümmern sich zeigen.

In der jetzt wieder deutsch gewordenen Pfalz, einer der schönsten Edelsteine Deutschlands, erheben sich diese Denkmale der Vorzeit. Kaum eine Stunde von Kreuznach, nach Osten hin entfernt, am Felsenufer der Nahe, verläßt man den Fluß links zwischen dem Adlerneste Pfalzgrafenstein und der steilen Feste Ebernburg, und verfolgt nun die Krümmungen der Alzei. Fichten- und Kiefer-

wälder mit Laubwaldungen abwechselnd, bedecken die Kronen der Gebirge; immer enger und enger rücken wie Coulissen die Wände zusammen — noch einmal krümmt sich der Fluß und ein schmaler Felsenrücken, der das Thal zu verschließen scheint, stellt sich plötzlich dem Auge dar, wo die gigantische Boymburg noch majestätisch auf das, an seinen Fuß sich anschmiegende Dörfchen gleiches Namens, herabschaut.

Von der Mittagsseite des Berges und Dörfchens führt ein noch gangbarer Fahrweg zum Schloß durch Weingärten hinauf, nachdem man rechts auf einer Nebenhöhe noch einige Reste einer alten Burg findet, deren Namen Treuenfels oder Trauenfels gewesen ist, von deren Bewohnern uns die Geschichte nichts mittheilt. Jetzt gehören sie, nebst einigen Grundstücken, den Freiherren von Sturmfeder. Ein breiter Felsengraben trennt die Burg von der Plattform des übrigen Berges. Ein steiler Fußstieg und eine kleine Oeffnung durch die dicke Hauptmauer ist nur noch der einzige zugängliche Weg in das Innere. Ohne Umgebungsmauern erblickt man gleich die Hauptseite des einen Schlosses auf der Nordseite. Die innern Wände sind eingestürzt, die äußern, wahrscheinlich dicker, werden noch lange dem Zahne der Zeit Trotz bieten! Eine darin angebrachte schmale Treppe ist noch wohlbehalten genug, um bis zum dritten Stock der Fensteröffnungen aufzusteigen, und die äußerst beschränkte Gegend zu durchspähen. Rechts, von dem jetzt unzugänglichen Haupteingangsthore, ragen noch die Ueberreste eines runden

Thurmes hervor. Drei Fuß ist nur der Diameter davon, und so eingefallen die Höhe der äußern Mauer ist, so tief blickt man in das Innere hinein, welches durch alle den hineingestürzten Schutt noch nicht ausgefüllt worden ist. Ohne Zweifel war seine Bestimmung, die hier Eingekerkerten nie das Tageslicht wieder sehen zu lassen.

Voll von Trümmern ist der große Vorhof, und der Besuchende muß von einem Bruchstücke zum andern springen, bis er eine Felsenterrasse erreicht, die dieses Schloß in drei Theile getheilt hat. Dunkelrothe Karthäusernelken und einige andere Gartenblumen wuchern auf dieser, spärlich mit Erde bedeckten, Felsenebene, und lassen noch deutlich errathen, daß hier der Garten war. Auf der andern Seite dieser Terrasse gelangt man zur zweiten Abtheilung des Schlosses — die sogenannte Mittelburg. Hiervon ist nichts mehr als die Grundmauer übrig, und nur die Urkunden bestätigen solches, indem sonst keine Merkmale mehr übrig sind. Hier befindet sich auch gegen Norden die Burgkapelle. Manche gothische Steinverzierung, wovon sich noch unter andern die vier Eckkarpieße am besten erhalten haben, trifft man darinnen noch an. Ueber eben so viele Steinmassen erreicht man das dritte Schloßgebäude am Ende der Mittagsseite. Ueppig umzieht Epheu die innern und äußern Seiten der Mauer. Sonderbar schmiegt er sich durch die in den Wänden angebrachten Kamine hinauf, und malerisch umzieht er die all-fresko bemalten Mauern, wo nur noch Hauptfarben, als blau und roth, durch das Dunkelgrün mannigfaltig schattirt

werden. Obgleich kein Holzwerk mehr übrig ist, so nimmt man noch deutlich die geräumige Küche und den Prunksaal wahr. Dieser Theil des Schloßgebäudes scheint noch am spätesten bewohnt gewesen zu seyn. Die Verbindungsmauer der beiden Schlösser, die auf beiden Seiten den schmalen Felsenrücken umlaufen, haben mehrere Vertheidigungsthürme gehabt, die jetzt eingestürzt, mit der Mauer fast gleiche Höhe haben. Aber kein Wahrzeichen läßt vermuthen, daß ein größerer höherer Thurm, wie sonst bei allen Schlössern der Vorzeit der Fall war, unter den kleinern hervorgeragt habe.

Die ältere Geschichte der Burg ist fast eben noch so unbekannt, als es die genealogische Geschichte ihrer Besitzer, der Raugrafen, wäre, wenn nicht Senkenberg einiges Licht darin verbreitet hätte. Ob aber das jetzige gräfliche und freiherrliche Geschlecht Boyneburg und Bömmelberg, (oder wie sie sich ehemals als Dynasten, Boimeneburg, Besitzer des Reichsschlosses Boimeneburg jetzt Boyneburg, nannten, wodurch die Landgrafen von Hessen Sitz und Stimme am Reichstage erhielten und dadurch im Jahre 1292 vom Kaiser Adolph mit Zustimmung der Dynasten gefürstet worden sind,) einerlei Ursprung mit den Raugrafen haben, hat man bis jetzt durch keine Urkunde auffinden können. Einerlei Wappen, schwarz und weiß getheilte Felder, führen aber beide Häuser gemeinschaftlich, und mehrere Individuen werden in den Geschlechtsregistern von beiden Seiten zu den ihrigen gezählt. Die jetzt verfallene Burg Hohenstein bei Armesheim nebst einigen andern Gü-

tern von den raugräflichen Besitzungen, womit Pfalzgraf Ludwig der Schwarze im Jahr 1475 die Boyneburgische Familie in Hessen von neuem belehnte, diente vielleicht auch zu einem Beweise, eben so: daß Graf Philipp Wilhelm von Boyneburg, Statthalter zu Erfurt, der durch seinen frühzeitigen (wie man sagt durch Gift herbeigeführten) Tod, der kurfürstlichen Würde in Mainz beraubt ward, im Anfange des vorigen Jahrhunderts Ansprüche auf die raugräflichen Besitzungen machte.

Das Jahr der Erbauung von Boymburg ist ebenfalls unbekannt. Da aber Emicho, Raugraf von Boimeneburg, in einer Urkunde von 1155 erscheint, so muß sie wohl damals schon existirt haben. Fast hundert Jahre nachher erhielt sie den Beinamen alt, als im Jahre 1242 Rupert, ein jüngerer Bruder von Konrad, zwei Stunden davon ein anderes Schloß, Neu-Boimeneburg, erbaute, und der Stifter einer neuen Linie ward. Als nun die ältere Linie zu Alt-Boimeneburg im Jahre 1364 ausstarb und die jüngere erbte, so blieb ersteres seinem Schicksal überlassen, und je mehr das Schloß und die Umgebung von Neu-Boimeneburg, wahrscheinlich durch die viel reizendere Lage, sich hoben, und das Dörfchen zum Städtchen wurde, welches noch jetzt mit seinem Schlosse malerisch prangt, um so mehr blieb die Umgebung von jenem und bis jetzt, ein unbedeutendes Dörfchen.

Innerhalb eines Zeitraumes von 50 Jahren, bestiegen drei Brüder und ein Brudersssohn den bischöflichen

Stuhl zu Worms (1257 — 1299). Die Geschichte zeichnete ihre Namen sowohl als Staatsmänner, als auch, was sich freilich nicht recht gut mit der Würde eines geistlichen Oberhaupts verträgt, als tapfere und eifrige Kriegsmänner aus! Der letzte Besitzer der Burg aus diesem Geschlechte, war der Raugraf Otto, der, als er nach und nach alle seine Besitzungen und Schlösser verpfändet und verkauft hatte, endlich im Jahre 1475 an Pfalzgrafen Friedrich I, auch das Schloß Boineburg für die Summe von 4000 fl. veräußerte. Seine Nachkommen blühen jetzt noch unter dem Titel der Grafen und Raugrafen in den Niederlanden. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts wurden die Freiherren von Mudersbach mit dem Schlosse und der Herrschaft Beumberg, vom Kurfürsten von der Pfalz beliehen. Mit einer Erbtochter, Elisabeth, der letzten ihres Geschlechts, die an Hartmann, Erbherrn von Cronenberg, um das Jahr 1596 verheirathet war, kam es an dieses Dynastengeschlecht, das mit dessen Enkel, 1704, ausstarb. Als ein heimgefallenes Lehen, belieh der Kurfürst seinen General Kempt von Waldecker damit, und als 1755 diese Familie ausstarb, trat es der Kurfürst an die Herzoge von Zweibrücken ab. Von diesen vertauschte es der Herzog Friedrich, nebst Zubehör und mit allen seinen Rechten, an die Fürstin von Isenburg gegen das nicht weit davon entfernte Dorf Bosenheim, welche bis zur französischen Revolution im Besitz blieb. Im 30jährigen Kriege ging es 1646 mit Kapitulation an den schwedischen General Grafen Sparre über.

Die Zerstörung von Alt-Boymburg geschah vermuthlich in dem sogenannten orleanischen Erbschaftskriege, im Jahre 1689, wo durch Louvois Raubhorden die ganze Pfalz in Rauch und Flammen aufging.

Zum Schluß dieser wenigen Nachrichten dürfte wohl hier noch das traurige Ende der Marie von Brabant, Gemahlin Ludwig des Strengen, Pfalzgrafen beim Rhein, im Jahre 1256 erwähnt werden, indem der unschuldige Urheber davon, einer aus dem Geschlechte der Raugrafen war.

Die Chronik- und die Geschichtsschreiber erzählen die Ursache des fünffachen Mords des Pfalzgrafen mit folgenden Worten: Marie schickte durch einen Boten Briefe, sowohl an ihren Gemahl, der in einer Fehde begriffen war, als an dessen Waffengefährten, den Raugraf Heinrich von Boimeneburg, einen Anverwandten und Gespielen ihrer Jugend am väterlichen Hofe. Um diese Briefe unterscheiden zu können, da der Bote nicht zu lesen verstand, war der eine roth, der andere schwarz gesiegelt. Der Bote verwechselte aber dennoch die Briefe und gab sie unrichtig ab. Ludwig erklärte einige Ausdrücke in dem erhaltenen Briefe auf eine falsche Art, gerieth in einen so heftigen Zorn, daß er den Boten sogleich erstach, und eiligst nach Donauwerth, den Aufenthaltsort seiner Gemahlin, ritt. Sein Blut, anstatt abgekühlt, war vielleicht noch mehr durch den eiligen Ritt in Wallung gerathen. Er erstach den auf der Zugbrücke ihm entgegenkommenden Schloßhauptmann mit seinem Schwerdte. Im Vorzimmer fand er das Kammerfräulein, Helika von Prennenberg, stieß ihr den Dolch in

die Brust, und die Hofmeisterin ließ er aus dem noch gezeigten Erker in die Donau stürzen. Alles dieses war ein Werk des Augenblicks und die That eines 27jährigen Jünglings. Die grausame Scene beschloß seine Gemahlin, der er des andern Tages den Kopf vor die Füße legen ließ. Der Raugraf war der einzige Glückliche, er entkam durch eine schnelle Flucht. Mit der Zeit entdeckte sich beider Unschuld. Vor Reue und Betrübniß sollen jenem plötzlich die Haare grau geworden seyn, und, um seine Missethat — wo möglich — abzubüßen, bauete er die Benediktinerabtei Fürstenfeld, welche er fürstlich dotirte. Die Geschichtsschreiber geben, nach damaliger Sitte, ihm den Beinamen des Strengen.

Albert Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.

* * *

Eigene Besichtigung, und schriftliche Urkunden. Widders historische rc. Beschreibung der Pfalz 1786, und Aventinus annales scriptores rer. Palat.

105.

Karlstein

bei Prag.

Sic toties versa est fortuna locorum.

Ovid. Metam. 15. 261.

105.

Karlstein.

Fünf Stunden südwestlich von der alten Königsstadt Böhmens, liegt in einsamer Gegend, von Bergen umschlossen, Karlstein, eine in der böhmischen Geschichte einst sehr wichtige Burg. Noch immer, wohlerhalten, steht sie da, ein wunderbares Denkmal vergangener Herrlichkeit, erinnernd an die Zeiten Kaiser Karls IV, der hier so gern war, an den jeder Böhme noch gern denkt und seine Regierungszeit das goldene Zeitalter Böhmens nennt.

Hoch, auf einem Jaspis- und Marmorfelsen liegt Karlstein, zu welchem ein einziger gesprengter Weg hinan führt. Auf drei Absätzen des Felsens erbauet, ist ihre Ansicht von jeder Seite schön und giebt von ihrer vormaligen Festigkeit und Stärke einen klaren Begriff. Fast ganz noch erhalten steht Karlstein mit seinen schauerlichen Gewölben, Gefängnissen und Richtstätten, mit seinen leeren, mit alter Pracht verzierten Kapellen und Gemächern, und ein heimliches Grauen ergreift den Wanderer durch die einsamen Hallen und leeren, stillen Gänge.

Die größte äußere Zierde von Karlstein ist der Thurm. Er steht auf dem höchsten Punkte des Felsens, ist im länglichen Viereck erbauet, besteht aus fünf Stockwerken, ist 121 Fuß hoch, 85 lang und 57 breit und die Dicke der Mauer beträgt 13 Fuß. Einzig in seiner Art ist dieser Thurm-Riese, und schwerlich irgendwo ein zweiter, ihm gleicher zu finden.

Die Aussicht von ihm ist vortrefflich. Ueberall öffnen sich zwischen den umliegenden Bergen ziemlich weite Thäler. Am weitesten trägt das Auge nordöstlich. Mehrere Oerter bieten sich hier dem Blick in mäßiger Entfernung dar. Am Fuße des Burgberges zieht sich, in den Schluchten hin, der kleine Flecken Budnian, worin die dem heiligen Palmatius gewidmete Kirche steht, die Karl IV erbauen ließ.

Dieses Karls Regierungszeit nennen die Böhmen, wie gesagt, ihr gesegnetes, ihr goldenes Zeitalter, und wer Karls Geschichte genau kennt, wer es weiß, wie sehr dieser Fürst für Böhmen wohlthätig wirkte, freilich oft auf Kosten des übrigen Deutschlandes, wie er durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände, den Flor des Landes durch eine lange Reihe von Friedensjahren in allen Zweigen hob und seine Einwohner geistig ausbildete, der wird sich des dankbaren Sinnes der späten Nachwelt erfreuen müssen.

Unter die vielen Denkmale, welche Böhmen noch von Karln aufzuweisen hat, gehört auch die Burg Karlstein. Eine doppelte Absicht hatte er bei Erbauung derselben. Er

wollte hier eine Burg haben, die für damalige Zeiten uneinnehmbar, und daher der Ort seyn sollte, wo alles Wichtige und Köstbare seiner Krone sicher verwahrt seyn könne, und dann sollte sie ihm auch der Ort seyn, wohin er sich aus der Hauptstadt in kurzer Zeit zurückziehen konnte, wenn er ungestört und sich selbst leben wollte. Deshalb wählte er diese einsame und doch angenehme Gegend, und gerade diesen Felsen, deren er zwar weit höhere hätte finden können, die aber von der Natur vielleicht nicht so schicklich und unersteigbar als dieser gebildet gewesen wären. Deshalb häufte er hier, auf dieser mäßigen Höhe, zwei Kirchen und zwei Kapellen über einander, füllte sie mit einer sehr großen Menge von heiligen Reliquien, verband Kunst mit Pracht, und Andacht mit Schimmer. Deshalb umgab er den ganzen Bau mit doppelten Bollwerken, schützte ihn mit doppelten Thoren, mit äußerst starken, zwei- auch dreifachen, an manchen Stellen 8 bis 9 Fuß dicken Mauern, schützte die schwächste Stelle mit jenem gewaltig hohen Thurme, unterstützte diesen wieder durch mehrere kleine Vorder-Kastelle, und schuf, mit einem Worte, eine Burg, die noch jetzt in ihrem Verfall, für ein Muster alter Befestigung gelten kann.

Matthias von Arras, der bekannte Baumeister der Prager Schloßkirche, leitete auch diesen Burgbau, der erst binnen neun Jahren vollendet ward. Im Jahre 1348 begann er. Karl ließ da den Grundstein durch den Erzbischof von Prag legen und die Einweihung geschah 1357, mit vielem Gepränge und in Gegenwart vieler Großen

des Reichs und auswärtigen Regenten, durch eben denselben. Alle vier, zum Gottesdienst bestimmte Oerter, in der neuen Burg, zeugten von der Andacht und Hoheit ihres Stifters. In der heiligen Kreuzkirche aber, die sich in der Mitte des hohen Thurmes befindet, grenzte diese Pracht an Verschwendung. Wo man hinsah, erblickte man Gold, edele Steine oder andere Kunstwerke. Das Gewölbe stellte das Firmament dar, mit Sonne, Mond und Sternen, alles von Gold mit kostbaren Steinen reich besetzt. Alle Wände waren brunirtes Gold mit Jaspis, Agathen, Amethysten, Chrysoliten, Topasen und noch edlern Steinen ausgelegt. Die Fenster bestanden aus durchsichtigen farbigen Steinen, in vergoldetes Blei gefaßt. An 1330 Kerzen erleuchteten diese prachtvolle Kirche. In doppelten auch dreifachen Reihen hingen 133 Gemälde, die berühmtesten Heiligen der Kirche vorstellend, welche von den ersten Meistern an Karls Hofe, alle auf Goldgrund gemalt waren. Unter ihnen hingen, im Vordertheile der Kirche, die Schilde der heiligen Ritter von gediegenem Golde oder Silber. Auf dem Hochaltar ward in einer Vertiefung, mit stark vergoldetem Gitter, unter dreifachen Schlössern, die Reichskrone aufbewahrt, und unter ihm stieg man in ein verborgenes Gewölbe, wo die übrigen Kleinodien und Privilegien des Reichs verwahrt lagen. Kurz, was nur an Pracht und Glanz in einem Tempel anzubringen war, fand man hier vereinigt.

Die Beschützung der Burg war einer ansehnlichen Besatzung übertragen und das Amt des Burggrafen war

eins der wichtigsten im ganzen Reiche, das nur geprüften Männern des ersten Ranges übertragen wurde.

Auch für die Verschönerung und den sorgfältigen Anbau der nächsten Umgebung seines schönen Karlsteins sorgte Karl. Weinberge ließ er anlegen, und in dem am Fuße des Berges liegenden Flecken erbauete er die, schon erwähnte, schöne Palmatiuskirche.

Die bedeutende Anzahl von Reliquien, welche Karl auf seinen Reisen mit vieler Mühe und sehr großen Kosten gesammelt hatte, die er mit ungeprüfter Anhänglichkeit verehrte und wie überirdische Schätze und Heiligthümer hier verwahren ließ, hatte den seltsamen Befehl erzeugt: daß auf Karlstein keine weibliche Person übernachten durfte, weil dadurch die Ehrfurcht gegen jene Alterthümer verletzt werde. Hiervon war selbst die Kaiserin nicht ausgenommen und deshalb für sie und ihren Hofstaat das Schloß Karlik, wovon jetzt nur wenige Spuren übrig sind, 1 Stunde von Karlstein erbauet, um hier sich aufhalten zu können, wenn Karl auf Karlstein war.

Während seiner ganzen Lebenszeit brachte Karl gewöhnlich die Sommermonate hier zu und viele seiner Stunden widmete er ernsthaften Betrachtungen in der Katharinenkapelle der Burg, worin er sich einschloß, und durch eine Oeffnung, die man noch zeigt, sich Briefe und Nahrungsmittel zuschieben ließ.

Karl starb 1376. Sein Sohn und Nachfolger, Wenzel IV, weniger religiöser Schwärmer als Karl, benutzte Karlstein nur zum Aufenthalt, wenn er in der Ge-

gend jagte, und erhielt es, um einen festen Punkt zu seiner eigenen Sicherheit zu haben, da er mit seinen Unterthanen oft in bedenkliche Verhältnisse gerieth, und diese ihn auch zu einem, ihn stets beschimpfenden Gewaltstreich veranlaßten, der auf Karlstein erfolgte.

Wenzel war nemlich bei den Großen seines Reichs durch sein Benehmen verhaßt. Dies veranlaßte einige derselben, ihn im Jahre 1394 gefangen zu nehmen, und nur, unter ziemlich harten Bedingungen, kam er wieder los. Ein heimlicher Groll zwischen beiden Theilen blieb aber zurück. Am gefährlichsten schienen Wenzeln vier seiner obersten Räthe: von Janowitz, von Opozna, von Martiniz und von Worutiz, welche an seiner Verhaftung Theil gehabt, sehr begütert waren und vielen Anhang hatten. Sie zu greifen und richten zu lassen, wollte er eben so wenig, als selbst gegen sie gewaltsam verfahren. Er suchte sich ihrer daher durch einen Dritten zu entledigen. Hierzu war ihm Herzog Johann von Troppau und Ratibor, sein treuer Vasall, behülflich, der damals eben das Burggrafen-Amt auf Karlstein bekleidete. Unter dem Vorwand wichtiger Berathungen, ladete dieser alle königliche Räthe von Prag nach Karlstein. Er sprach mit ihnen über Wenzels vorhabende Reise nach Deutschland, aber mitten in der Unterredung entfernte er sich in ein Nebengemach, berief drei der Anwesenden, von Michelsberg, Schwamberg und Riesenburg, welche ihm zu seiner Absicht die tauglichsten Gehülfen schienen, zu sich, entdeckte ihnen kurz den königlichen blutigen Auftrag und fand sie zu dessen Aus-

führung bereit. Nun ließ er die vier Schlachtopfer auch herein rufen, als bedürfe er ihrer Meinung zu etwas sehr Geheimen. So wie sie eingetreten waren, rief er ihnen mit grausender Stimme entgegen: daß sie es wären, die den Kaiser immer abriethen, seine deutschen Provinzen zu durchreisen und ihm die deutsche Krone rauben wollten, und ohne ihre Antwort abzuwarten, durchbohrte er schnell den von Janowitz, seine Helfershelfer stachen die andern nieder, die, bis auf Markold, auf der Stelle entseelt blieben. Markold starb erst nach einigen Tagen an den erhaltenen Stichen und soll noch die im Werke gewesene Verschwörung gegen Wenzeln, eingestanden haben. Die Thäter eilten nun nach Königshof zu Wenzeln und berichteten diesem ihre Schandthat. Wie zufrieden Wenzel mit der Nachricht war, ist daraus ersichtlich, daß Herzog Johann die Güter, welche Janowitz in Schlesien besessen, als Lehn erhielt, und Schwamberg zum Burggrafen von Prag ernannt wurde. In einem offenen Briefe an die Reichsstände versicherte er sodann: daß die Getödteten an Ehre und Leib ihn verrathen wollen und ihnen daher Recht geschehen sey.

Schändlich beschimpft und entheiligt war nun Karlstein durch diese Mordthat, wo man noch lange die Blutspuren in dem Mordgemach zeigte, wo früher vielleicht der gottergebene Karl gebetet hatte. Herzog Johann aber erhielt und behielt den Namen Meister Janusch, weil damals ein Scharfrichter schlechtweg nur Meister hieß.

Karlstein wurde nach der Zeit immer mehr von Wenzeln entweiht. Mancher Gefangene verschmachtete hier in den unterirdischen Gemächern, von denen eins, das noch zu sehen ist, Czerwenka, das Rothkehlchen, heißt, welcher Name wahrscheinlich aus dieser Zeit herrührt. Hatte man früher sich der Burg Karlstein nur mit einer gewissen Ehrfurcht und einem heiligen Schauer genähert, so floh man es jetzt wie einen Abgrund und betrat es nur mit Furcht und Angst.

Wenzel IV starb 1419, und gleich darauf brachen die bekannten Hussitischen Unruhen aus, die Böhmen so schrecklich verheerten. Der größte Theil des Landes und selbst Prag, erklärte sich zwar gegen den neuen Kaiser Siegmund, indessen war doch auch ein großer Theil des Adels, viele wichtige Städte und alle königliche Vesten für diesen. Unter letztern befand sich auch Karlstein. Siegmund kam daher auch nie nach Böhmen, ohne nicht auch Karlstein, wenn auch nur auf wenige Stunden, besucht zu haben.

Am merkwürdigsten für Karlstein, nicht nur während des Hussitenkriegs, sondern auch während seiner ganzen Dauer, war das Jahr 1422, in welchem es eine Belagerung traf, die zu den merkwürdigsten in den böhmischen Jahrbüchern gehört. Die böhmischen Stände, des schon dreijährigen innern Krieges müde, wünschten, zur Beruhigung des Vaterlandes, den Thron des Reichs wieder besetzt zu sehen, da ihrer Meinung nach Siegmund seiner verlustig geworden. Sie trugen daher dem polnischen Könige Wladislaw die Krone an, und da dieser sie ausschlug, dem Großherzoge Vitold von

Lithauen. Dieser nahm sie an, schickte aber, da er nicht gleich selbst kommen konnte, als einstweiligen Reichsverweser, seinen Neffen, den Prinzen Koribut, von 5000 Reitern begleitet, mit welchen dieser am 17. Mai 1422, in Prag anlangte, und jubelnd empfangen ward. Die Stadt legte ihm den Eid der Treue ab. Die Häupter der Taboriten, selbst der furchtbare Ziska, erkannten ihn als Reichsverweser, und da er, um das Volk zu gewinnen, beim Genusse des Abendmahls aus dem Kelche trank, so war der größte Theil der Hussiten ihm eine Zeitlang aufrichtig ergeben. In diesem ersten Taumel der Freude, beschlossen die Prager sogleich, Karlstein, das in Siegmunds Händen war, zu erobern, um theils die da verwahrten Reichskleinodien nebst der böhmischen Krone, zu erhalten, theils auch um Herren dieser wichtigen und so nah gelegenen Veste zu seyn. Der Burggraf auf Karlstein ließ jedoch schleunig und ins Geheim die Krone nach dem, an der baierschen Grenze gelegenen, Schlosse Welhartitz bringen und erwartete nun das feindliche Heer. Dies bestand aus der, für damalige Zeiten, erstaunlich großen Anzahl von 24000 Mann, welche vier Büchsen oder große Stücke Geschützes, 5 Blieden und 45 Doppelhaken bei sich hatten. Ringsum auf allen Bergen lagerte sich das Heer, beschoß nicht nur die Burg heftig, sondern schleuderte ihr auch Steine, Fässer mit Feuer, stinkendes Aas und Menschenkoth, der aus Prag in großen Fässern herbeigebracht ward, zu, gegen deren Gestank und schädliche Ausdünstungen die Belagerten sich nur durch ungelöschten Kalk schützen konnten. Ein

gleichzeitiger böhmischer Geschichtschreiber *) sagt: daß über 1800 Fässer mit solchem Unrath hineingeschleudert und über 10900 Schüsse auf die Burg geschehen wären. Auch erzählt er, daß die Belagerten einen gefangenen Prager Bürger, an einem Stricke zum großen Thurme hinaus hingen und ihm einen langen Stab mit daran gebundenem Fuchsschwanz in die Hand gaben, womit er, zum Spott der Feinde, die Kugeln, wie mit einem Fliegenwedel, abzuwehren scheinen sollte.

Mehrere Male wurde Waffenstillstand gemacht, während dessen einige aus der Burg in das Lager geladen und köstlich bewirthet wurden. Diese machten viel Prahlens von den großen Vorräthen an Lebensmitteln, welche sie noch in der Burg hätten, — obwohl es in diesem Punkte sehr trübselig aussah und es schon schmale Bissen gab, — meynten, daß sie die Belagerung wohl noch drei Jahre aushalten könnten, rühmten sich, viel frisches Fleisch und Wildpret zu haben und dergleichen mehr. Dies verursachte eine unzufriedene Stimmung im Lager, wo man des Belagerns schon müde war. Ein anderes Mal baten die Belagerten um einen Ruhetag, weil eine Hochzeit auf der Burg gefeiert werden solle, und da er bewilligt war, so ließen sie an dem Tage Musik machen, jubelten und lärmten, wiewohl es weder Braut noch Bräutigam, weder Fleisch noch Wein gab. Das machte die Belagerer noch

*) Hayeck.

verdrießlicher und meynten, daß die Burg unterirdische Gänge haben müsse, durch welche ihr die Lebensmittel zugeführt würden, und sie daher niemals Herr davon werden könnten. Als die Belagerten nun Tags darauf vollends ein Viertel ihres letzten geschlachteten Ziegenbockes, auf das sie gar künstlich Rehhaare gestreut, als sey es das Viertel eines eben erst erlegten Rehes, in das Lager schickten und für die ihnen zur Hochzeitsfeier gegönnte Ruhe danken ließen, da brachen die Belagerer auf und zogen davon und in der Burg freute man sich nicht wenig der gelungenen List. Auch war man noch so glücklich, während des Abzugs der Völker, einen Vetter des Herzogs Koribut, den Prinzen Wiasylko von Lithauen, mit einem Doppelhaken zu tödten.

Ob jene Kriegslisten zur Aufhebung der Belagerung wirklich viel beigetragen haben, möge dahin gestellt seyn. Das Geschichtchen von dem Bocke wird von so mancher Burg erzählt, daß man allerdings Zweifel darin setzen muß, ob es hier wirklich vorgefallen ist, oder ob jener alte böhmische Geschichtschreiber es nur zur Ausschmückung seiner Erzählung hinzufabelte. Mehr mochte wohl zum Entschlusse, die Belagerung aufzuheben, der Umstand beigetragen haben, daß sich die königlich gesinnten Böhmen wieder gewaltig erhoben und auch Willens waren, die Belagerer anzugreifen, daß die Hussiten unter sich uneins wurden, die Taboriten kein sonderliches Behagen mehr an dem Reichsverweser und an dem erwählten Könige Koribut fanden, und endlich der nahende Winter den Aufenthalt in

einem offenen Lager höchst beschwerlich machte. Bewundernswerth bleibt aber der sechsmonatliche Widerstand der Veste gegen eine solche fürchterliche Belagerung.

Während der Hussitischen Unruhen hatte Karlstein keine weitere Anfechtung, aber es litt in so fern, daß das, was bei der Belagerung zerstört war, nicht wieder hergestellt wurde, und daß Kaiser Siegmund den bedeutendsten Theil der Kostbarkeiten zu Gelde machen ließ, um davon sein Kriegsheer zu lohnen. Selbst den größten Theil der Reliquien versetzte er an die Stadt Nürnberg für 50,000 Gulden.

Auch durch die Ausbildung der neuern Kriegskunst verlor Karlstein an Wichtigkeit. Man sah es nun nicht mehr als unüberwindlich an, sondern nur noch als einen sichern Verwahrungsort der böhmischen Reichskleinodien und der vorzüglichsten Urkunden der böhmischen Landstände. Das Burggräfthum auf Karlstein blieb indessen immer noch eine bedeutende Würde, denn die tiefe und untergebene Ehrfurcht, mit welcher man damals noch die Insignien der königlichen Würde zu betrachten pflegte, und nicht selten das Zeichen mit dem Bezeichneten verwechselte, gab dem, unter dessen Obhut die Reichskrone sich befand, keinen geringen Vorzug.

Bis zum Jahre 1541 schweigt die Geschichte ganz von Karlstein. Da aber wird sie wieder erwähnt, indem, nach dem entsetzlichen Brande von Prag, worin auch die Landtafel in Rauch aufging, bestimmt wurde, daß künftig zwei Landtafeln geführt, und eine davon, für den Nothfall,

auf Karlstein niedergelegt werden solle. Dies gab auch Veranlassung zur Wiederherstellung und fernern Unterhaltung der Burg.

Kaiser Rudolph II verwendete wieder sehr viele Kosten auf ihre Wiederherstellung, so daß ihn die damaligen Geschichtschreiber, den zweiten Erbauer von Karlstein nennen. Noch jetzt sieht man seinen Namen und sein Wappen an mehreren Orten innerhalb und außerhalb der Burg angebracht.

Im Laufe des 30jährigen Krieges erwarb sich Karlstein keinen sonderlichen Ruhm, verlor vielmehr seinen alten. Es wurden nemlich 600 Mann von den englischen Hülfstruppen als Besatzung hineingelegt. Als aber, nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, Buquoi einen Theil seines Heeres, unter Lichtensteins Anführung, abschickte, sie zu vertreiben, räumten die Britten auch gleich bei der ersten Aufforderung ihren Posten und zogen unrühmlich ab. Dies war auch die letzte Gelegenheit, wo Karlstein, wenigstens den Anschein noch, von einer Veste hatte. Bald darauf verschwand auch dieser. Denn, im Jahre 1622, hob Kaiser Ferdinand II das Burggrafen-Amt auf und übergab die Burg und Herrschaft Karlstein, seiner Gemahlin und allen künftigen Königinnen von Böhmen, als ein Leibgedinge und Tafelgut. Alle Reichskleinodien und Landesurkunden wurden in der Prager Schloßkirche aufbewahrt und auf Karlstein blieben nur noch — Reliquien. Aber auch diese verlor es einige Jahre nachher. Denn da die Herrschaft Karlstein im Jahre 1626 an Jo-

hann von Rziczan für 50,000 Gulden verpfändet wurde, und der Krieg um diese Zeit von neuem in Böhmen heftig wüthete, so ließ sie der Pfandinhaber, aus Furcht, daß sie geraubt werden möchten, heimlich in sein Haus nach Prag bringen, von wo sie erst, nach seinem Tode, 1645, mit großem Gepränge in die dasige Domkirche geschafft wurden.

Bis in das Jahr 1702 blieb Karlstein pfandweise bei der Familie Rziczan. Da brachte sie Graf Norbert Liebsteinsky von Kolowrat, gegen Erlegung von 100,000 Gulden, an sich. Erst im Jahre 1705, also nach achtzig Jahren, wurde sie für die verwittwete Kaiserin Eleonore Magdalene Theresie, als böhmische Königin, wieder eingelöst und dem böhmischen Hofrichter von Gimnich in Erbpacht überlassen.

Nach Eleonorens Tode, 1720, wurde sie Kaiser Karls VI Gemahlin, Elisabeth Christinen, als Leibgeding eingeräumt. Als Elisabeth 1750 starb und keine böhmische Königswittwe mehr am Leben war, fiel Karlstein der Krone wieder anheim und Marie Theresie schenkte es, nebst der dazu gehörigen Herrschaft, nicht als Königin, sondern in der Eigenschaft eines böhmischen Königs, dem von ihr auf dem Prager Schlosse errichteten Damenstifte, welchem es noch jetzt gehört.

Nach so mannigfachen Schicksalen und nach der völligen Preisgebung von Karlstein seit 200 Jahren, können freilich die ihr jetzt noch übrigen Merkwürdigkeiten, mit ihren sonstigen, gar nicht mehr verglichen werden. Dennoch

noch findet der Freund des Mittelalters hier manche schöne Erinnerung an die Vorzeit, manches, was eines Besuchs des Karlsteins werth seyn möchte und ihm ein sprechendes Bild ehemaliger Jahrhunderte, im Gegensatz der jetzigen Zeit, entwirft, was ihn ernst und heiter, nachdenkend und empfindend ergreifen wird.

So viel auch von den Werken des Karlsteins theils eingestürzt, theils verschüttet, theils durch die Zeit verwittert ist, so kann doch ein, in dergleichen Ansichten geübtes Auge, mit Hülfe der Einbildungskraft, sich das Ganze noch lebhaft zusammensetzen. Am besten möchte man dies von der obern Gallerie des, oben schon erwähnten, Thurmes können, der unter allen noch stehenden Gebäuden, das merkwürdigste Stück bleibt. Er ist ein wahrer Koloß und wird am längsten der Witterung und der Vernachlässigung trotzen. In ihm ist die Kreuzkapelle, die freilich jetzt nur noch ein Schatten gegen sonst ist. Alle die Kostbarkeiten, womit sie Karl einst so überschwenglich schmückte, sind verschwunden, man trifft aber doch noch Spuren in Menge, welche jene Pracht bezeichnen. Von den kostbaren Fenstern ist nur noch ein 5 bis 6 Zoll breites Ueberbleibsel da; von den Steinen, womit Gitter, Wände und Decken verziert waren, nur die weniger edeln; von den Gemälden aber noch viele, die, wenn sie auch nicht als Meisterwerke gelten können, doch als Proben einer frühen Kunst der genauern Beobachtung werth, und ein Schatz für die Geschichte der ältesten Malerei sind. Es sind jetzt noch gegen 122 Staffelei- und 8 Wandgemälde, alle von Dietrich, Karls IV.

Hofmaler, da, die auch größtentheils noch gut erhalten sind, so wie von den Plafonds in den Fenstergewölben einige. Besonders gut sind noch ein englischer Gruß und eine Anbetung der heiligen drei Könige. Eins der Wandgemälde stellt das apokalyptische Lamm mit sieben Hörnern dar, welches die sieben Kurfürsten anbetend verehren. Für die Kunstgeschichte am wichtigsten und für das Auge am anziehendsten, sind die Heiligenköpfe, Brustbilder, etwas über Lebensgröße. Sie sind sämmtlich auf geblümten Goldgrund gemalt, die Gewänder theils einfarbig, meistens blau und roth, theils mit goldenen Blumen und Sternen besäet. Die ganze Kapelle muß, als noch alles frisch war, einen prachtvollen und fast blendenden Eindruck vom höchsten Farbenglanze gemacht haben, da überall Wände und Gewölbe, von Gold und hellen Farben schimmernd, auch mit Sinnbildern und bedeutenden Zierathen reichlich geschmückt waren, unter denen besonders die gevierten deutschen Kreuze häufig angebracht sind.

Ob nun gleich die durchaus ähnliche und gleiche Behandlung einer so großen Anzahl von Bildnissen etwas Einförmiges hat, so muß man doch gestehen, daß die Köpfe fast durchgehends groß gedacht und in einem hohen Style sind.

Zunächst dem Thurme an Wichtigkeit steht die Marienkirche. Doch weniger ihrer selbst willen, — denn da sie in spätern Zeiten renovirt, oder vielmehr überkleistert ward, so hat sie blos noch in dem dreifachen Bilde Karls IV und seiner beiden Söhne, Wenzel und Siegmund, eine Erinnerung an ihren Stifter erhalten, — sondern wegen der

daran stoßenden St. Katharinenkapelle. Diese, wo Karl jährlich seine Bußübungen vornahm, gleicht jener Kirche zwar nicht an Größe, noch an der Menge der Kunstwerke, aber sie ist ebenfalls auch ein Denkmal von Karls Neigung zu grenzenloser Pracht. Auch in ihr waren die Wände mit geschliffenen Halbedelsteinen ausgelegt, die Fugen und das Gewölbe mit Gold bedeckt und kostbare Juwelen machten die Schlußsteine. Manches davon ist durch die Zeit erblindet und noch mehreres entwendet worden, doch hat sich diese Kapelle im Ganzen noch besser als jene erhalten. Karls Bild ist hier zwei Mal zu finden, wovon das eine sprechender und freundlicher ist, als es irgendwo sonst angetroffen wird. Auch sind hier, ein Marienbild von Alabaster und zwei hölzerne Stühle, welche man für Arbeiten Kaiser Karls selbst ausgiebt. Da man weiß, daß er gern schnitzelte und dies selbst that, wenn ihm von Dienern oder fremden Personen Vortrag von etwas geschah, wobei er doch immer die passendsten Antworten gab, so hat die Sage viel Wahrscheinliches.

Der Brunnen auf Karlstein verdient auch noch einer Erwähnung. Man soll an ihm sieben bis 8 Jahre unausgesetzt gearbeitet haben. Vielleicht gehört er zu den tiefsten, die auf hochgelegenen Burgen gefunden werden. Als sich im Jahre 1761 ein unglückliches Mädchen in ihn absichtlich gestürzt hatte, und er deshalb wieder gereinigt wurde, fand man die Tiefe bis zum Wasserspiegel 170 Fuß, das Wasser selbst 66 Fuß und den Schutt, der sich nach und nach darin angehäuft hatte, 54 Fuß hoch.

Die ganze Tiefe betrug daher 290 Fuß. Auf der Sohle des Brunnens stieß man auf einen, 8 Fuß hohen und 1½ Fuß breiten, in den Felsen gehauenen Stollen; wie weit er sich aber erstreckte, blieb ununtersucht.

Dies die Geschichte und Beschreibung der Burg Karlstein, welche unter der sehr großen Anzahl von verfallenen und noch stehenden Burgen Böhmens, eine der wichtigsten und bemerkenswerthesten ist. Wer von den Schönheiten, welche die böhmische Königsstadt Prag sowohl in Hinsicht der Natur als der Kunst darbietet, auch ganz ersättigt wäre, der muß doch nicht die nahe Karlstein-Burg unbesucht lassen, die der Genüsse gar mancherlei darbietet, die, auch in ihrer schon halb verfallenen Gestalt, lebhaft in die alte Zeit des Kämpfens und der Faust zurückversetzt, eine Fülle großer historischer Erinnerungen erregt, an Karln, den rastlosen, nie unthätigen, Regenten, an die gräuliche Hussitenzeit, an so manche hier im Verborgenen geschehene furchtbare That der Gerechtigkeit oder der grausamen Rache, aber auch an die Frömmigkeit jener verschwundenen Zeit, an ihre Kircheneinrichtung und an den damals auch in diesen Gegenden schon erwachten Kunstsinn, erinnert.

* * *

Größtentheils sind diese Nachrichten aus Meißners historisch-malerischen Darstellungen aus Böhmen; Prag

1798, querfolio, mit 14 illum. Kupfern, — ein Prachtwerk, dessen Fortsetzung sehr zu wünschen wäre, — genommen; aber auch Pelzels Regierungsgeschichte Kaiser Karls IV und das Journal, Deutschland, lieferten Beiträge dazu.

Ansichten von Karlstein giebt es mehrere. Die besten möchten wohl die zwei großen Blätter des Professors Kohl seyn. Zwei kleinere hat Anton Balzer geliefert und C. G. Günther nach Ludwig eine, im Jahre 1792 in querfolio. Das oben genannte Werk von A. G. Meißner enthält auch eine illuminirte Ansicht von F. H. Wolf, welche vorzüglich die umliegende Gegend und das Verhältniß der Burg zu den sie umgebenden Bergen, zeigt. Nachstiche davon findet man in den Natur- und Länder-Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthums, 4ter Band 1809, mit abgedruckter Meißner'scher Beschreibung, und in den malerischen Wanderungen in Sachsen und Böhmen von A. v. Dz...i; Dresden 1815, quer 12. Im Meißner'schen Werke ist auch ein topographischer Grundriß von Karlstein.

Wevelsburg
bei Paderborn.

Siehe mit seiner Thürme himmelan-strebendem Haupt, auf
Uraltem Fels aufgeführt, zeigt sich die Wevelsburg dir,
Einst dem Vaterland vor den unbändigen Hunnen ein Hort, that's
Mehr als ein Mal wohl, auch eigenem Vaterland Noth,
Als der trotzige Friedrich darinnen mit feindlichen Waffen
Hauste, die, racheversöhnet, später der Neffe geführt.
So im Wechsel verschiedenen Schicksals und Herrschaft ergangen,
Unterwarf 's sich zuletzt, Theodor, deiner Gewalt,
Ueberglücklich, hätte die gierige Flamme der Schweden,
Was nicht der Hunne berührt, deine Schätze verschont.

F. v. S.

(nach der lateinischen Inschrift des Fürsten Ferdinand von Fürstenberg, in den monumentis Paderbornensibus.)

106.

Wevelsburg.

Zwei Meilen von Paderborn und drei kleine Meilen von Lippstadt, liegt die Wevelsburg auf einem steilen Felsenberge des Almethales. Tiefe Schluchten trennen in Osten und Westen diesen Berg von dem höhern waldigen Bergrücken, mit welchem ihn südlich eine schmale Landenge verbindet, bedeckt mit den Häusern und Hütten des Dorfes Wevelsburg. Nördlich bespült die Alme des Berges Fuß. Aliso nannte der Römer den Fluß und so auch das Kastell an seinem Ausflusse in die Lippe, wo jetzt das Dorf Elsen steht; Alma und Almanga hieß er in den Zeiten der Ottonen, einem Gaue, den Namen gebend, jetzt, die Alme.

Wann und von wem die Wevelsburg erbauet ward, ist nicht mehr zu erforschen. Vielleicht war aber die Quelle, die noch jetzt zwischen den alten Resten sprudelt, — eine seltene Erscheinung auf einer solchen Höhe, — eine Veranlassung mit dazu, diese Höhe mit einer Burg zu bebauen.

Gabelinus Persona nennt den heiligen Mainolph, einen edlen Sachsen, den Karl der Große über die Taufe hielt, in seiner Lebensgeschichte, als Besitzer und Bewohner der Burg, wie er durch eine himmlische Erscheinung veranlaßt, in einem einsamen Thale, von seinem väterlichen Erbe das Domfrauenstift Büdeken, für Frauen und Fräulein aus ritterlichem Stamme, begründet, und dem schwächern Geschlechte Schutz- und Schirmherren (advocati et ministrales) unter den benachbarten Rittern angeordnet habe, die er dafür mit Gütern belehnte. Die von Büdeken, — von deren Familie Meinolph war, — die von Brenken, von Graffen und Ettlen, sollen die ersten Schirmvögte gewesen seyn. Bischof Rotho soll, um das Jahr 1040, die edlen Herren von Büren, von deren Stamme er war, aus dem Clevischen in das Fürstenthum Paderborn eingeführt, und mit der Herrschaft Büren, nach ihnen benannt, sie belehnt und als die nächsten Dynasten ausgestattet haben. Diese wurden denn auch advocati, und Vögte des Stiftes zu Büdeken. Nach alter Sage soll Wevelo von Büren, von der Aebtissin zu Büdiken, die Erlaubniß sich erbeten haben, an der Stelle, wo früher schon eine Burg gestanden, sich ein Jagdhaus zu erbauen, und dies, wegen des Ortes Gelegenheit, nachmals zur Burg erhoben, und nach ihm Wevelsburg genannt *) worden seyn.

---

*) So hebbet us de Oltsetten geseght, der noch eyn Devel levet, nun By Namen de olde Kort von Graffhen, dat em syn Vader plachte seggzeheden, wo

Friedrich Graf von Arensberg fand 1120 den Ort tauglich zu einer festen Burg, entsprechend seinem wilden Gemüthe, und seinen feindseligen Absichten gegen den Bischof Heinrich II von Paderborn, und der gesammten Geistlichkeit. Ein frommer gottesfürchtiger Mann, Norbert, den man später den Heiligen nannte, durchzog um diese Zeit, auf einem Esel, Belgien, Burgund und Deutschland, das Wort Gottes nach reiner apostolischer Weise verkündigend, wo er Hörer fand, und mahnend zur Besserung, und Ablassen vom sündhaften Leben. So fand er Freunde unter den Frommen, mehr noch Feinde unter den Bösen. Graf Gottfried von Kappenberg hörte ihn in Köln. Ihn ergriff des Frommen begeisternde Rede, und er und seine Gemahlin Judith, Graf Friedrich von Arensberg Tochter, widmeten ihre sämmtlichen Güter einer Stiftung nach den Regeln Norberts. Da ergriff Friedrich den Vorwand, seine Tochter sey durch Ueberredung des Eiferers Norbert um ihr Eingebrachtes verkürzt; sagte dem Schwiegersohne offene Fehde an, und drohte Norberten, wo er ihn fände, sammt seinem Esel am nächsten

---

syn elder Vader pleghe tho seggen, dat de Wevel von Büren der Elbdyssen affbeden den Berg, dar aldinges ene Burg upstanden, dar de Wevelsburg unter tyt lycht, dat se dar musten eyn Pagehuyß tymmern der neyne verhundert Jare syn, darunner so steyt de Berg uppe des guden sünte Meynolves Erve. (MS. vom Jahre 1444.)

Baume aufzuknüpfen. Kaiser Heinrich IV hatte indessen Graf Gottfrieds Schenkung bestätigt, und Friedrich vor den Fürstentag in Utrecht gefordert, daselbst Rede zu stehen ob seiner Gewaltthaten. Des Kaisers und besonders des Herzogs von Schwaben Vorwürfe und Strafworte, bändigten Friedrichs Trotz, und er versprach, sich mit dem Schwiegersohne zu vertragen. Die Veste Kappenberg hatte er belagert, erobert und viele von Norberts Freunden und Jüngern gefangen. Norbert selbst, so argen Frevel nicht ahnend, war seinen Feinden in die Hände gefallen, und lag auf der Wevelsburg in einem tiefen, im Felsen gehöhlten Burgverließ, welches noch bis diesen Tag das Norbertsloch heißt. Ob nun gleich anfangs Friedrich zu jedem Vergleiche bereit schien, so brach er doch plötzlich ab, als Gottfried, der Gefangenen Befreiung als erste Bedingung forderte. Während man im Rittersaale an brechenden Tafeln praßte, fastete der arme Norbert im Burgverließ. Doch den Verbrecher ereilte die Strafe. Friedrich borst inmitten von einander, und mit den zur Erde rollenden Gedärmen, verließ ihn sein Leben. Dies geschah im Jahre 1123, und Norbert war befreit *).

Friedrichs Sohn, und Enkel Heinrich, setzten die Fehden gegen die Fürstbischöfe von Paderborn fort. Des Haders Ursache war die Wevelsburg. Im Jahre 1143 kam es unweit dem Städtchen Geseke zur Schlacht, zwi-

*) Er starb 1134 als dreizehnter Bischof von Magdeburg.

schen Heinrich von Arensberg, und dem Fürsten Bernhard von Paderborn und seiner Ritterschaft. Heinrich wurde durch einen Knappen, Otto von Brenken, vom Pferde gestochen. Dieser, im folgenden Jahre, vom Kaiser Konrad zum Ritter geschlagen, lebte nachmals in Baiern *).

Die Grafen von Waldeck wurden nun Besitzer der Wevelsburg. Ob sie ihnen verpfändet, oder ob sie damit belehnt wurden, ist ungewiß. Sicher aber ist es, daß Bischof Otto, 1301, Berthold den jüngern von Büren, mit der Burg, sammt allen dazu gehörigen Gütern belehnte, mit Vorbehalt jedoch des Rechtes gemeinschaftlicher Besatzung und Wehre in Zeit des Krieges. Als aber Simon, edler Herr von Büren, im Jahre 1384, Burg und Amt mit Vorbehalt des Wiederkaufsrechtes, an Simon II Bischof von Paderborn, vom Stamme der Grafen von Sternberg, verkauft hatte, verpfändete Fürst Simon in demselben Jahre die Burg, sammt 27 dazu gehörigen Dörfern und Höfen, für 428 Gulden rheinisch, an den Ritter Friedrich von Brenken, welchen Chroniken und Urkunden den Beinamen — Strenuus — geben.

In den Jahren 1389 und 1390 durchstreifte Friedrich von Padberg, mit seinem Anhange, Bengeler genannt, — von silbernen, zum Kennzeichen auf die Brust gehefteten Stäben, — raubend und plündernd die Gegend. Die Wevelsburg war der Waffenplatz des Fürstbischofs Robert von Paderborn und seiner Ritterschaft gegen diese streifen-

*) Monum. Boica, Tom. I.

den Haufen, und mit gutem Erfolge wurden von hin mehrere Ueberfälle gemacht, und Hinterhalte gelegt, zuletzt aber der Bund gesprengt. In diesen Zeiten steter Fehden und Unruhen ward das Frauenstift Büdeken zerstört und seit dem Jahre 1379, als Wennemar von Fürstenberg zu Waterlapp in einer Fehde gegen die von Brenken, Kirche und Wohnungen verbrannt hatte, waren klösterliche Zucht und Ordnung verfallen und die Fräulein sämmtlich geflüchtet. Wilhelm, ein Graf von Berg, Administrator von Paderborn, veränderte, 1409, nicht ohne Widerspruch der Ritterschaft, welche mit vollem Rechte hierin Schmälerung ihrer alten Rechte, und Beraubung einer Stütze ihrer Fortdauer erkannte, das weltliche Frauenstift in ein Augustiner-Mannskloster. Die Mönche mischten sich in die Händel der benachbarten Ritter und strebten nach steter Vergrößerung ihrer Habe, erweckten so Neid und stete Anfeindungen, wobei die von Brenken, Burgmänner und Amtleute zu Wevelsburg, ihre heftigsten Widersacher waren. Sieben Verträge und Vereinbarungen beendigten eben so viele Fehden, deren letzte 1513 auf Konrad von Brenken den päpstlichen Bannstrahl zog, zu dessen Sühne er nach Palästina pilgerte. Er war der letzte Besitzer der Wevelsburg, vom Stamme derer von Brenken *). Jo-

---

*) Welchem Erich, Herzog zu Braunschweig und Bischof zu Osnabrück und Paderborn, im Jahre 150[illegible] erlaubte, auf dem Erpernbreische, die Burg Erdbernburg zu erbauen.

hann und Berthold, edle Herren von Büren, bekamen sie nun für 2936 rheinische Gulden verpfändet.

Fürstbischof Dietherich von Paderborn, von der Familie von Fürstenberg, löste Burg und Amt im Jahre 1589, von Johann von Büren dem ältern und seinem Sohne, für 3536 Gulden ein, und erbaute 1604 bis 1607, mit einem Aufwande von 36000 Rthlr., Dienste und Frohnfuhren nicht gerechnet, ein neues Schloß auf dem Grunde der alten Burg. Des Schlosses Schönheit und Stärke preisen gleichzeitige Schriften. Mit einer kleinen kaiserlichen Besatzung versehen, wurde es schon 1646, von einer Abtheilung des schwedischen Heeres unter Krusemark, der indessen Paderborn berennte, belagert, geplündert und fast ganz zertrümmert. Theodor Adolph von der Reck, Fürstbischof von Paderborn, begann 1658 bis 1660 die Herstellung nach dem Vorbilde des kaum zerstörten; vollendet wurde es jedoch nie, daher der jetzt nahe, gänzliche Verfall. — Seitdem war die Wevelsburg der Sitz fürstlicher Amtleute und Rentmeister, die Gerichtsbarkeit versah ein Drost, vom Fürsten aus der Ritterschaft ernannt, auf Lebenszeit. Der letzte derselben war der Freiherr von Wolf-Metternich zu Wehrden und Löwendorf.

Seit 1802 preußische Domaine, wurde Wevelsburg 1808, vom Attila der neuern Zeit, als Lohn des Sieges einem französischen General zu Theil, und mußte sieben lange Jahre diese Schmach erdulden.

„So im Wechsel verschiedenen Schicksals und Herrschaft ergangen,
„Unterwarf 's sich zuletzt Friedrich Wilhelm Dir!
„Ueberglückliche, hätte der gierigen Franken Gewalt,
„Was nicht der Hunne geraubt, deine Schätze verschont."

Am 11ten Januar 1815 zündete ein Blitz das Kuppeldach des größesten, nördlich stehenden Thurmes, der, schon längst alles innern Gebälkes beraubt, vor mehreren Jahren einen starken Riß von oben bis in die Mitte herab erhalten hatte.

In der Form eines rechtwinkligen Dreiecks ist die Wevelsburg erbaut, mit zwei kleineren und einem großen, vorspringenden Thurme, auf den äußeren Winkeln. Nordöstlich ist die Lage der Hypotenuse, die längere Kathete westlich, die kürzere südlich Front machend, nordwärts auf dem äußersten Vorsprunge des Felsens der größte der Thürme. Tiefe Graben, Thor und Brücke trennen die Burg von dem Bergrücken, dessen Vorsprung der Burgberg ist. Das einzige Thor führt von Osten, etwas links von der Mitte der Hypotenuse, in den, von drei durch die Thürme abgesonderten Gebäuden, geschlossenen Burghof. Rechts sind unten Pferdeställe, oben wüste Gemächer, weiterhin der Eingang in den großen Thurm — sonst Burgkapelle, wie noch jetzt die Inschrift sagt, und noch vor 15 Jahren der Altarstein, umgeben von zwölf Säulen, welche die Balken des zweiten Geschosses trugen, bezeugte. — Große gewölbte Hallen sind im untern Geschosse

schosse des westlichen Gebäudes, im obern, zu dem eine Wendelstiege in dem Winkel heraufführt, der Rittersaal, 72 Schritte lang und 25 breit. Der Balkon in der Mitte hatte eine herrliche Aussicht im Ulmenthale hinauf. Als Fruchtboden benutzt, fällt jetzt nur sparsames Licht durch einige Luken der vermauerten Fenster, auf Thiergestalten, in Fresko auf den Wänden gemalt. Säulen ersetzen das künstliche Hängewerk, welches vordem die Decke des Saales trug. Das südliche Gebäude, nebst den zwei Thürmen, noch besser erhalten als die andern Theile, ist die Wohnung des königlichen Rentmeisters. Hier der Eingang in die Keller, und das Burgverließ, Norbertsloch genannt. Schwere eiserne Ringe und Ketten in den Mauern und Wänden eingeklammert, die oft der natürliche behauene Kalkfelsen bildet, in einigen kein Strahl des Tageslichtes, und sämmtliche Mauern neun bis zehn Fuß dick.

Die seltene Dreiecksform des Schlosses, sein ruhmvolles Alter, und ein Roman, Kuno von Kyburg betitelt, der vor zwanzig Jahren erschien, doch mit allen seinen Gefährten den Spuk-, Raub-, Mord- und Rittergeschichten jener Zeit vergessen ist, locken nicht selten Besucher zur Wevelsburg. Ein seltener Gast war jedoch einst ein englischer Lord. Zur Zeit der französischen Umkehrung und Auswanderung begab sich nemlich ein Franzose, dem der deutsche Sinn vielleicht nicht länger behagen mochte, in den Schutz des großmüthigen Albions, und siedelte sich unfern der Wohnung eines My-

lords an, der keck und kühn behauptete, sein dreieckiges Schloß sey einzig in der Welt. Der Franzmann erzählte ihm hierauf, in Westphalen schon eins dergleichen gesehen zu haben. Der Mylord, der vielleicht eine, damals in unserm Vaterlande leider noch seltene, Ahnung von gallischem Winde haben mochte, nöthigte den Franzmann zur Begleitung, und machte sich sofort auf den Weg. Auf der Wevelsburg angelangt, besah er diese genau, und nach hinlänglicher Ueberzeugung, daß des Franzosen Worte diesmal Wahrheit seyen, reiste er wieder zurück, mit dem Vorsatze, sein Schloß sofort abbrechen zu lassen.

* * *

Außer der Abbildung in den Monumentis Paderb. des Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg und einer Ansicht der Wevelsburg, Erdbernburg, und des Dorfes Brenken, gezeichnet vom Freiherrn Friedrich von Brenken, preußischer Lieutenant der Kavallerie, und von Riepenhausen in Göttingen trefflich gestochen, ist mir keine Abbildung der Wevelsburg zu Gesichte gekommen. Die letztere ist im Verlag bei Wesener in Paderborn erschienen.

Benutzt bei Obigem sind: Schaten Annales Paderb., eben genannte von Fürstenberg'sche monumenta Paderb., Gabelinus Persona Cosmodrom., und handschriftliche Chroniken nebst Urkunden.

Sigurt.

107.

Streitberg
bei Erlangen.

Ernst und finster blicken die Ruinen
Jener Ritterburg in's Thal herab.
Nie vom Licht der Freude mehr beschienen,
Stehn sie, ein hochaufgerichtet Grab.

D. C. Heuser.

107.

Streitberg.

Im baierschen Fürstenthum Baireuth, an der Straße von Erlangen nach Baireuth, liegt die Burg Streitberg, halb verfallen, halb noch erhalten, auf einem steilen Felsen. Ihre Geschichte entwickelt sich in den Fehden des Faustrechts, wo der Name ihrer Besitzer in zehn Turnierverzeichnissen aufbewahrt ist. Denn schon im zwölften Turnier, welches Kaiser Heinrich IV im Jahre 1197 zu Nürnberg hielt, wurde eine Anna von Streitberg, geborne von Stetten und Wittwe Wilhelms von Streitberg, von Seiten der fränkischen Ritterschaft, zur Schau- und Helmaustheilung erwählt. Im vierzehnten Turnier, welches 1235 eben diese Ritterschaft zu Würzburg hielt, befand sich ein Philipp von Streitberg; im achtzehnten, gehalten zu Ingelheim am Rhein, Ernst von Streitberg; im neunzehnten (1362) Gumprecht von Streitberg; und so sind auch in den folgenden Turnieren, und zwar in den Jahren 1403, 1408, 1436, 1479, 1481 und 1486, Edle dieses Namens beigezogen worden.

Ihre Streitsucht, ihr beständiges Befehden und Hadern und die dadurch entstandene Unsicherheit der vorbeigehenden Landstraße nach Baireuth, haben wahrscheinlich Anlaß zur Benennung der Burg, so wie eines Theils des Gebirges gegeben, auf welches die Streitberge ihr Stammhaus bauten. Die Familie war eine der ansehnlichsten in Franken, und ihre Güter waren beträchtlich. Denn im Jahre 1296, da Berthold von Streitberg mit seiner Gattin, Elß oder Elisabeth, einer gebornen von Aufseß, des Stammbaums wartete, besaß dieses Geschlecht nebst Streitberg die Schlösser, Flecken und Dörfer: Ober- und Unterföllendorf, Burggrub, Ober- und Unterleinleiter, Zechendorf, Greifenstein, Reckendorf, Brunn, Sticht, Heiligenstatt, Siegritz, Draindorf, Veilbrunn, Wolfmannsreuth, Laitenhof, Stohrenhof, Sachsengrün, Ebnath, Hartmannsgereuth, Ober- und Untergattendorf, Daschendorf, Oberndorf und andere Orte mehr. Ihre ansehnlichen Besitzungen und ihre Ruhmbegierde veranlaßten immer Feindseligkeiten, die sie theils gegen ihre mindermächtigen Nachbarn ausübten, theils mit andern Edelleuten im Bunde, kühn genug, selbst angesehene Reichsfürsten fühlen ließen.

So bekriegten einst 1390, Reimar und Eberhard von Streitberg den Markgrafen von Meißen, und Ruprecht, Hans und Wilhelm von Streitberg zogen auch einst gegen den Bischof von Würzburg zu Felde.

Sie waren bis 1507 in Besitz ihres Stammhauses; dann verkaufte es Georg von Streitberg, damaliger

markgräflicher Amtmann zu Creußen, an das Haus Brandenburg-Culmbach, aus folgender Ursache. Sein Vater Eberhard von Streitberg, welcher Ganerbe auf dem Rothenberg war, kaufte mit andern von Adel 1478, den Rothenberg, und übertrug seinen Antheil, den er am Schlosse Streitberg hatte, mit Zubehör und vielen andern Gütern, den Markgrafen Friedrich und Siegmund, am 17. December 1486, zu Lehen. Darüber wurden seine Vettern, Leonhard, Peter, Gabriel, Veit und Michael von Streitberg, die vermöge der Lage ihrer Güter, bambergisch gesinnt waren, äußerst aufgebracht. Sie überfielen Streitberg in der Nacht, erstiegen es stürmend, verjagten Eberharden, und beraubten ihn sofort seines Sitzes. Dies gab zu einem einundzwanzigjährigen Prozeß Anlaß, welcher vielleicht noch viel länger gedauert haben würde, hätte nicht Eberhards Sohn, wie oben gedacht, Streitberg verkauft, sich auf diese Art von den Verfolgungen seiner Vettern befreit und von Wilhelm von Taundorf, Göppmannsbühl gekauft, wo er den Rest seines Lebens in Ruhe und Zufriedenheit zubrachte. Es gab aber auch diese Begebenheit Anlaß zu der Legende: daß von zwei Brüdern von Streitberg, wovon der eine Streitberg, der andere das gegenüber liegende Neideck, in Besitz gehabt, der letztere jenen in Streitberg, auf dem heimlichen Gemach, durch einen Doppelhakenschuß getödtet, und darauf sich seiner Güter bemächtigt habe. Dies scheint nun zwar, wer die Lage und die, obschon etwas weite Entfernung beider Schlösser von einander, kennt, nicht unwahrschein-

lich zu seyn. Ueberdieß waren dergleichen heimliche Gemächer, wie man in Streitberg noch sehen kann, jederzeit an den Vorderseiten des Hauptgebäudes, gleich Erkern, die in der Luft schweben, angebaut. Allein nicht zu gedenken, daß Neideck niemals im Besitz eines von Streitberg gewesen ist, so ist es auch schon vor Erfindung des Schießpulvers, nemlich vor 1380, unbewohnt und nicht einmal mehr im Besitze der Familie von Neideck gewesen. Diese blühte im zwölften Jahrhunderte, und in der Folge besaßen die Grafen Poppo und Berthold von Henneberg Neideck, die es schon 1150 dem Hochstifte Bamberg abtraten. Darauf kam es an die Grafen von Schlüsselberg, und nach Absterben derselben, fiel Schloß und Amt im Jahre 1347 wieder an Bamberg. Das Geschlecht selbst ist erst vor ungefähr 200 Jahren erloschen.

Von jener Zeit, oder von 1486 an, blieb Streitberg bei dem Hause Brandenburg-Culmbach. Zwar machte Gabriel von Streitberg, (Herr zu Burggrub, Heiligenstatt und Veilbrunn,) nach einiger Zeit wieder Ansprüche auf das Stammhaus, und gewohnt, diesem Regentenhause allenthalben Abbruch zu thun, vertheidigte er seine widerrechtlichen Anmaßungen mit der ausschweifendsten Hitze, worüber ein sehr verwickelter Prozeß entstand. Dieser wurde indessen 1529, durch ein Austrägalgericht zu Ansbach, zum Vortheil des Landesherrn dergestalt entschieden: daß Gabriel von Streitberg allen verursachten Schaden und Kostenaufwand bezahlen, zum Ersatz dem Hause Culmbach seinen Burgstall Heiligenstatt mit neun Sölden

erblich übergeben, und dieselben, nebst den zwei andern eigenen Gütern, zu Rittermannlehen machen mußte.

Nach Beilegung dieses Streites blühte das in vier Linien getheilte Geschlecht der Streitberge noch hundert und ein und sechzig Jahre. Hans Wilhelm, des Veit Hektors von Streitberg Sohn, geboren 1625, war, nach so vielen Jahren, der einzige, der Streitbergs Stamm erhalten sollte. Der Tod raffte alle seine Vettern, nebst ihren Kindern, in kurzer Zeit dahin, und machte ihn dadurch zum einzigen Erben aller ihrer Güter. Er war daher 1685, Herr zu Strosendorf, Burggrub, Greifenstein, Heiligenstatt, Veilbrunn, Unterleinleiter, Sachsengrün, Ebnath, Hartmannsgereuth, Ober- und Untervöllendorf, Daschendorf und Oberndorf. Er war aber bei dem Heimfall dieser Güter schon 60 Jahre alt, schwach und kränklich, so daß er nach 5 Jahren, 1690, unvermählt die Welt verließ, und mit ihm zugleich das ganze Geschlecht erlosch. Nun wurde das Amt Streitberg, welches nun schon 285 Jahre zum Hause Brandenburg gehörte, in ein Oberamt verwandelt und dazu viele, theils verkaufte, theils sonst schon eigenthümliche Ortschaften geschlagen, und bildete einen Distrikt, der mitten im Bamberg'schen lag.

Man ersteigt die alte Burg Streitberg von der einen Seite am Abhange des Berges, auf einem sehr schmalen, mit losen Steinen besäeten Fußsteige. Schauer und Furcht überfallen den, der ihn zum ersten Male betritt. Die Bewohner des darunter liegenden Dörfchens hingegen, sind dessen so gewohnt, daß sie in den steilsten Gebirgen Futter

für das Vieh und Brennholz aus dem nahe gelegenen Gehölze sammlen, und diese schlüpfrigen Pfade barfuß, mit schweren Grasbürden auf dem Rücken, hinauf und herunter klettern. Zur Rechten thürmt sich eine gewaltig hohe Felswand, neben den verfallenen Mauern der Burg auf, und zur Linken schauet man in einen grausenvollen Abgrund, in welchem die Hütten des Dorfes sich an den Berg lehnen. Nahe dabei steigt ein anderer, rauher, ganz isolirter Fels, am Berghange und zwar gegen das Thal sich neigend, so mächtig in die Höhe, daß man glauben sollte, die geringste Erschütterung oder Bewegung in der obern Luft, würde ihn hinab stürzen. Man nennt ihn „den hangenden Stein". Dem Ansehen nach scheint es freilich, als werde sein baldiger Einsturz erfolgen, wodurch die im Thale liegenden Häuser sicherlich zerschmettert werden möchten. Die Bewohner sind auch, bei Ungewittern und Stürmen, in banger Erwartung und beständiger Furcht. Man dachte zwar schon seit vielen Jahren darauf, sich diesen gefährlichen und drohenden Feind vom Halse zu schaffen, und es wurden in dieser Rücksicht öfters Untersuchungen angestellt, wie dieser Koloß ohne Gefahr weggeschafft werden könne; allein niemand wollte sich daran wagen, und niemals würde es auch ohne Verletzung, oder gänzliche Zerstörung der unter ihm stehenden Häuser, ausgeführt werden können. Da er jedoch schon Jahrhunderte hindurch unverrückt stehen geblieben ist, auch, zum Glück, seine Schwerkraft und sein Druck sich nicht bergab, sondern bergan neigt, so möchte sein Fall, wenn nicht außerordent-

liche Veränderungen in der Natur hinzukommen, wohl noch lange entfernt seyn. Jener Fußsteig zieht sich um die Abendseite des Berges bis an das Thor hin. Das Portal ist nicht aus dem späten Alterthum, und scheint, nach dem über demselben befindlichen, in Stein gehauenen, brandenburgischen Wappen zu schließen, erst nach der Besitznahme des Hauses Baireuth erbaut worden zu seyn. Der Burghof ist mit Gras und Schutt angefüllt. Halbzerfallene Mauern, zwischen welchen einsame Kräuter sparsam hervorkeimen, Trümmer von Vorwerken, eingestürzte Thürme und verschüttete Gewölbe, das sind die Reste und nunmehrigen Merkwürdigkeiten eines ehemals so mächtigen und bekannten Raubnestes. Blos das Hauptgebäude, oder die ehemalige Wohnung der nachherigen Oberamtleute, stehet noch. Seine weitläufigen Gemächer zieren keine Rüstungen und Harnische mehr, sondern verwahren gegenwärtig den Segen und den Ueberfluß des Unterthanen, die Getreidefrüchte des Landmanns, welche hier aufgeschüttet werden.

Vor einigen Jahren kam man auf den Einfall, den Unterthanen, welche ihren Getreidezehenden hieher zu liefern haben, mittelst eines Getreidezugs in die Böden des ohnehin schon hoch genug liegenden Schlosses, einige Erleichterung zu verschaffen. Allein, von so sinnreicher Erfindung auch seine Anlage und der damit verbundene Mechanismus war, so wurde die wohlthätige Absicht doch nicht erreicht. Der Zug leistete, als er fertig war, bei weitem nicht, was man sich von ihm versprochen hatte und die Bauern müssen noch immer ihre lastenden Getreidesäcke,

nach wie vor, auf den Rücken nehmen und die finstern Treppen hinaufschleppen.

Mit seiner südwestlichen Fronte, reichen Streitbergs Mauern bis an den Fuß des Berges hinab und dieser erhebt sich hier kühn wie die Felsen, auf welchen seine nordöstliche Mauer ruht, zu einer gewaltigen Höhe.

Vom Zwinger steigt man rechts einige Treppen hinauf, um in einen andern Theil des Hofraums zu gelangen, dessen unebene felsige Fläche zum Theil über Gebäude und Mauern hervorragt. Zur Rechten steht noch ein ziemlich erhaltenes Gebäude, welches in seinen untern Räumen, drei über einander gewölbte Reihen von Kellern enthält, zu denen man durch ein kleines Pförtchen, nahe am Burgthore, gelangt. Hat man die höchste Stelle des Hofs erreicht, so lohnt eine herrliche Umsicht die Mühe des Steigens. Gegenüber sieht man in der Ferne, auf zackigen Klippen die Ruinen der Burg Neideck, und das Dörfchen Streitberg dicht unter sich. Weiterhin glänzen die Thürme des bambergschen Städtchens Ebermannstadt und aus der Ferne schimmern Gebäude von Pretsfeld und Kirchehrenbach, so wie der Felsen, das Quakenschloß genannt, herüber. Das rege Leben der Menschen, das Geläute der Heerden, die am nahen Bergabhange weiden, und das Rauschen der Mühlen im Thale, erwecken den Wanderer wieder aus dem stillen Anschauen der nahen und fernen Umgebung, und die kleinen mit grünenden Fruchtbäumen besetzten Gärtchen zwischen dem Schutte des alten

Gemäuers, lassen über der frohen Gegenwart vergessen, daß man unter den Trümmern einer verflossenen Zeit weilt.

Jetzt wohnt auf Streitbergs Höhe nur noch ein Förster, dessen Wohnung aber ganz abgesondert, im Hofe, auf altem Gemäuer, neu erbauet ward, und daneben ist ein Gärtchen auf einem Platze angelegt, der lange Zeit mit Gras und Schutt überdeckt war.

* * *

Im ersten Bande der malerischen Zeiten durch die Fürstenthümer Baireuth und Anspach, von J. G. Köppel; Erlangen 1795. 8., befinden sich zwei kleine Ansichten von Streitberg, von Köppel gezeichnet und Walwert gestochen. Andere sind mir nicht bekannt. Dieses Köppel'sche Werk und die: Umgebungen von Muggendorf, v. D. Goldfuß; Erlangen 1810, haben den Stoff zu Vorstehendem geliefert.

108 — 110.

Bielstein, Ilburg, Hohenstein

am Harze.

Wo dort die alten Gemäuer stehn,
und licht im Abendroth schimmern,
erhob sich ein Schloß auf waldigen Höhn,
nun liegt's versunken in Trümmern.
Nun pfeift der Sturm
im Saal und Thurm;
Nachts wandeln durch Thüren und Fenster
Gespenster! —

Theodor Körner.

108 — 110.

Bielstein, Ilburg und Hohenstein.

Die Geschichte dieser drei, am Harze bei Ilfeld und Nordhausen gelegenen Burgen, fasse ich hier zusammen, da sie einem Geschlechte, den Herren oder Grafen von Bielstein, nachherigen Grafen von Hohenstein, gehörten, und da der Nachrichten von Bielstein und Ilburg so wenige sind, daß sie, allein hingestellt, unbedeutender noch erscheinen würden, als in der Verbindung mit Hohenstein.

Im 12ten Jahrhunderte gab es in der Gegend von Ilfeld und Nordhausen ein Geschlecht, das sich Bielstein nannte, und dessen Besitzungen eine Dynastie, eine Herrschaft, hieß. Ihre Burg hieß auch Bielstein und lag eine Stunde ostwärts von Ilfeld im Harze. Wann diese entstand und wer sie erbauete, weiß man nicht. Das aber ist bekannt, daß zur Zeit des Götzendienstes unserer Vorfahren, auf der Stelle, wo sie erbauet war, oder doch ganz in der Nähe, der Gott Biel verehrt wurde, und daß davon die Burg, so wie die Gegend, den Namen erhielt.

Einige Stunden davon lag die Burg Hohenstein. Auch dieser ihr Ursprung läßt sich nicht bestimmt angeben, und die sorgfältigsten historischen Untersuchungen haben nur in so weit Licht verbreitet, daß man weiß: der früheste Besitzer Hohensteins hieß Konrad. Er stammte von den Karolingern ab, indem er ein Enkel Graf Ludwigs mit dem Barte war, dessen Ursprung und nähere Bekanntschaft wir so eben, bei der Geschichte der Schauenburg, gemacht haben. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß er im Jahre 1110 die Burg Hohenstein wo nicht neu erbaute, doch von neuem erbauen ließ. Als er starb, und keine Leibeserben hinterließ, fielen seine Besitzungen an jene Familie Bielstein, da seine Erbin, die Schwester seines Vaters, Jutta, einen Grafen oder Herrn zu Bielstein zum Manne hatte. Jutta's Enkel, Ilger oder Eilger I, mochte es zu beschwerlich finden, auf einer Burg, im Dickicht des damals noch höchst finstern, unfreundlichen Harzwaldes seine Tage zu verleben, und suchte sich daher einen freundlicher gelegenen Platz zu einem neuen Wohnsitze aus. Warum er nicht Hohenstein dazu wählte, das ihm doch schon angehörte, bleibt ein Räthsel. Genug, er baute eine neue Burg vorn am Walde an einen Paß in das Gebirge, nannte sie Ilburg, und da man um diese Zeit anfing, sich nach seinen Burgen zu nennen, so hieß auch er bald, Graf von Ilburg, woraus hernach Ilfeld, von der Ebene, die sich auf der einen Seite befand, wurde.

In den Kloster-Annalen Ilfelds wird Eilger immer mit dankbarer Erinnerung genannt werden; denn er war

es, der die Entstehung dieses angesehenen Klosters veranlaßte. Er hatte nemlich im Jahre 1103 seinen Vetter, Konrad von Beichlingen, einen Sohn Otto's von Nordheim, vormaligen Herzogs von Baiern, meuchelmörderischer Weise umgebracht. Um dies Verbrechen zu büßen, widmete er 24 Mark Silber zur Unterhaltung einer ewigen Lampe. Er ließ in der Ebene oder in dem Thale, wo jetzt Ilfeld liegt, einen großen steinernen Leuchter oder Kandelaber, mit einem immer brennenden Lichte, der heiligen Jungfrau zu Ehren, aufrichten, der theils zur Bequemlichkeit für Vorüberziehende, theils zur Verrichtung der Andacht dienen sollte, und wobei er einige Religiöse anstellte, welche die Aufsicht darüber führen mußten. Weil nun die Sache neu war, gefiel sie, wie alles Neue, und es fanden sich viele Neugierige ein, um das Licht der Heiden, Jesum, unter diesem ewigen Lichte anzubeten. Bald erzählte man auch wunderthätige Wirkungen davon, und die schlaue Geistlichkeit machte endlich sogar die kostbarste Reliquie daraus, die in einer besondern Kapelle aufbewahrt zu werden verdiene. Eilgers Sohn, Eilger II, führte diesen Gedanken auch aus. Er bat seinen Lehnsherrn, Herzog Heinrich den Löwen, um die Erlaubniß, die Stiftung seines Vaters zu einem Kloster erheben zu dürfen. Heinrich bewilligte dies, doch unter gewissen Bedingungen. Er hatte nemlich im Jahre 1170 den Grafen Heseco von Orlamünde mit der Herrschaft Hohenstein belehnt, deren Allodien, wie es scheint, von einer Schwester des ersten Besitzers, Konrad von Hohenstein, ihm als

Dotalgüter zugebracht waren. Da nun Heseco weder von dieser noch von seiner zweiten Gattin männliche Erben hatte, so fiel das Lehn des Schlosses Hohenstein heim. Dies verlieh nun der Herzog Eilger'n II, mit der Bedingung, daß er auf Burg und Gebiet von Ilburg, Verzicht leiste, beides den neuen Klosterbrüdern einräume, zu Ilefeld (so hieß man die Stelle, wo die ewige Lampe brannte) eine Kirche der Jungfrau Maria gewidmet, erbaue, und endlich den Titel von Ilburg ablege, dafür aber den eines Grafen von Hohenstein annähme. Dies alles erfüllte Eilger, doch erlebte er die Vollendung des Klosters nicht. Er starb 1189, und erst das Jahr darauf, unter seinem Nachfolger Eilger III, geschah die Einweihung des Klosters, das mithin sein Daseyn den drei Eilgern zusammen zu danken hat, welche durch diese Stiftung die Wohlthäter vieler Menschen geworden sind und noch sind. — Mag doch die Religion und der Werth derselben seyn welcher er wolle, so haben doch die Verehrer derselben, immer mehr Gutes bewirkt, als ihre Verächter. Ilefeld ist noch jetzt eine gute Schule, wo viele junge Leute trefflichen Unterricht erhalten und zu brauchbaren Männern ihres Vaterlandes gebildet werden.

Eilger II ist also der erste, sicher bekannte, Graf von Hohenstein. Ihn ernannte Kaiser Heinrich VI dazu, und zwar zum Reichsgrafen von Hohenstein, das heißt ursprünglich: er übertrug ihm die Verwaltung der Justiz in den Ländern, die er von Heinrich dem Löwen zu Lehn hatte und worunter auch manches sein Eigenthum war.

Und als die hohenstaufschen Kaiser mit Konraden abstarben und in Deutschland die große Revolution vorging, worin aus den Vasallen, Landesherren wurden, so gingen auch die Hohensteiner ihrem Ansehn entgegen und machten das zum erblichen Eigenthum, was sie bis dahin vom Reiche nur zu Lehn hatten.

Graf Eilger III starb im Jahre 1219. Er ist in so fern merkwürdig und hier ausdrücklich zu erwähnen, als er der Stammvater der Grafen zu Stolberg war; denn von seinen zwei Söhnen pflanzte der ältere, Dietrich, den Hohensteinschen Stamm fort, und des jüngern, Heinrichs, Nachkommen sind die Reichsgrafen zu Stolberg, deren ausgebreitete Familie noch jetzt in mehreren Zweigen blüht, während jener längst vertrocknet ist. Die Hohensteiner hatten sich indessen nicht minder ausgebreitet und ihr Stammbaum war stark beastet. Die Grafen und Herren von Heldrungen, Klettenberg, Heeringen, Elrich, Kelbra, Lohra, Scharzfeld und Lauterberg, waren Alle Zweige desselben, von denen aber jetzt nicht einer mehr grünt.

Die Grenzen ihrer Besitzungen oder der Grafschaft Hohenstein hier genau anzugeben, würde eben so schwer als unnütz seyn. Aus den Namen jener Linien, die sich nach den Oertern nannten, die sie besaßen, ergiebt sich zum Theil schon der Umfang ihres Eigenthums. Aber es gehörten ihnen auch noch Ilfeld, Spatenberg, Sondershausen, Greußen, Bockstedt, Andreasberg, Walkenried, die Gerichte Bodenstein und Allerberg, das Amt Großen-

Bodungen, Morungen, Wippra, Artern u. s. w., und die jetzt noch so genannte Grafschaft Hohenstein ist daher nur ein ganz kleiner Theil derselben. In vielen dieser noch jetzt vorhandenen Oerter sehen wir auch noch theils bewohnbare, theils zerstörte Reste ihrer Wohnungen.

In der langen Namenreihe der Grafen, von Eilger II an bis auf den letzten Hohensteiner, tritt keiner, durch besondre Eigenschaften geadelt, oder durch merkwürdige Handlungen ausgezeichnet, hervor. In großem Ansehen stand aber ihr Geschlecht. Sie waren reich, wurden unter die edlen Geschlechter der alten sächsischen Vierfürsten, denen die Wahl der obersten Richter und Heerführer oblag, gezählt, waren kaiserliche Vögte in Nordhausen, Schutzvögte des Stifts Walkenried und hatten, als Reichsgrafen, auch das Münzregal. Der letzte Graf von Hohenstein, der, freilich nur als Schlußstein seines Geschlechts betrachtet, ein besonderes Interesse hat, hieß Ernst VII, war am 24sten Februar 1562 geboren, und wurde in seinem zweiten Jahre schon Koadjutor und hernach Administrator von Walkenried. Er war zweimal verheirathet. Das erste Mal mit einer Gräfin von Barby, die ihm vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter, gebar. Der Sohn starb aber schon im dritten Jahre. Das zweite Mal hatte er eine Gräfin von Eberstein zur Frau, die ihm keine Kinder gab. Als er daher sah, daß seine Güter an lachende Erben kommen würden, lebte er lustig darauf los, so daß das Ländchen noch zuletzt recht tief in Schulden gerieth. Am 8ten Juli 1593 starb er zu Lohra bei Bleicherode, erst

31 Jahre alt. In Walkenried liegt er beerdigt. Da mit ihm der hohensteinsche Stamm erlosch, so wurden auch das Wappen, der Siegelring und das Schwert ihm mit ins Grab gegeben. Eine seiner Töchter, Juliane, die Gattin des letzten Grafen von Gleichen-Spiegelberg, überlebte ihn. Sie starb 1633, nachdem sie sich noch von einem Schwärmer hatte überreden lassen, daß sie einen Posthumus gebären würde, und deswegen schon in den Kirchen für eine glückliche Entbindung bitten ließ. Sie war die Letzte aus dem hohensteinschen Geschlechte.

Als Ernst starb, gehörte nicht mehr alles vorhin angegebene noch zu seinem Lande. Vieles davon war früher oder später schon zersplittert. Aber das Ländchen war doch noch immer so beträchtlich, daß sich sogleich ein Successionsstreit über seinen Besitz erhob, der vierzig Jahre dauerte, und eigentlich die bedeutendste Periode in der hoheinsteinschen Geschichte ist. Ihn ausführlich zu erzählen, würde zu weit führen, daher nur das Hauptsächlichste davon mit wenigen Worten hier stehen mag.

Die Prätendenten auf die hohensteinschen Besitzungen waren: der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der Graf Christoph zu Stolberg und der Graf Karl Günther zu Schwarzburg. Ersterer stützte sich auf den Lehnsnexus, in welchem die Hohensteiner zu ihm gestanden, und letztere auf eine, zwischen ihnen und Hohenstein, schon im Jahre 1433, errichtete Erbverbrüderung, welche die Kaiser mehr als einmal als gültig anerkannt und bestätigt hatten. Braunschweig machte seine Ansprüche mit Gewalt

geltend und setzte sich in den Besitz. Die Grafen, welche das nicht konnten, mußten mit der Feder fechten. Das Reichskammergericht sprach zwar günstige Sentenzen für sie aus, aber es konnte seinen Worten keine exekutive Kraft geben, und da der dreißigjährige Krieg bald darauf ganz Deutschland in Verwirrung brachte, wo an solche kleine Gegenstände zu denken, noch sie zu schlichten weder Lust noch Zeit da war, so kamen die Grafen auch nie zum Besitz. Kaiser Ferdinand II war vielmehr, als seine Truppen eben das Hohensteinsche auch besetzt hatten, so ungerecht, seinem Kammerherrn, Grafen von Thun, die Grafschaft für 60,000 rheinische Gulden wiederkäuflich einräumen zu lassen, ohne das Geschrei der gerechten Prätendenten zu achten *). Doch verlor sie Thun wieder, als die Schweden nach der Schlacht bei Lützen die Kaiserlichen überall und auch aus dem Hohensteinschen vertrieben. Hierauf bot Braunschweig den Grafen einen Vergleich an, der auch zu Stande kam, und wonach diese die Hälfte der Grafschaft Hohenstein in den Aemtern Lohra und Dietenborn nebst der Stadt Bleicherode und allen dazu gehörigen Dörfern als ein Afterlehn von Braunschweig-Wolfenbüttel erhielten, mit der Versicherung, daß nach Abgang der wolfenbüttelschen Linie die andere Hälfte ihnen zufallen solle.

Der Prozeß am Kammergerichte war dadurch aufgehoben. Beide Theile waren zufrieden und ließen sich 1632

*) Lünig Reichsarchiv Spicileg. saecul. p. 1105.

huldigen. Ja, die Grafen kamen sogar zwei Jahre später, wo die wolfenbüttelsche Linie schon erlosch, auch zum Besitz des Amtes Klettenberg, aber die Freude dauerte nicht lange. Das Bisthum Halberstadt zog, im Jahre 1636 schon, Lohra und Klettenberg als eröffnetes Lehen gewaltsam ein und verjagte die gräflichen Diener. Natürlich erhoben die Grafen hiergegen neue Klage beim Kaiser, aber umsonst. Hohenstein blieb bei Halberstadt und wurde zu den Tafelgütern des Bischofs Leopold, eines österreichischen Prinzen, gezogen. Im westphälischen Frieden wurde es als ein Anhängsel des Stifts an Brandenburg gegeben, und die armen Grafen, die es sich so viel Geld und Mühe hatten kosten lassen, in Besitz ihres rechtmäßigen Eigenthums zu gelangen, wurden mit leeren Worten, mit der Erlaubniß, den Titel davon führen zu können und verschiedenen unerfüllt gebliebenen Versprechungen abgespeist. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg war also der neue Herr der Grafschaft Hohenstein oder richtiger, der beiden Herrschaften Lohra und Klettenberg nebst Elrich, Bleicherode, Sachsa und Beneckenstein, und ließ sich 1650 huldigen. Im folgenden Jahre aber schon gab er sie dem Grafen Johann von Sayn und Witgenstein, seinem Bevollmächtigten beim westphälischen Friedenskongreß, aus Erkenntlichkeit für die ihm geleisteten Dienste, so wie für gethane Vorschüsse, zu Lehn, behielt sich jedoch die Landeshoheit und die Zurücknahme gegen die Erlegung der dargeliehenen Summe vor. Diese erfolgte auch unter Kurfürst Friedrich III, nachherigen ersten preußischen Kö-

nige, im December 1699, und seitdem ist dies Haus im ununterbrochenen Besitze, mit Ausnahme des in unsern Tagen erlebten ephemeren königlich westphälischen Besitzes, geblieben. Den Grafen, jetzigen Fürsten zu Schwarzburg, und den Grafen zu Stolberg, blieb mithin nichts als der leere Titel: „Grafen zu Hohenstein, Herren zu Lohra und Klettenberg", damit sie und ihre Nachkommen recht oft der ungerechten Behandlung gedenken möchten, recht oft an die Unbilligkeiten erinnert würden, die sie einst von dem Oberhaupte des deutschen Reichs erdulten mußten.

Als Bielstein von Eilger verlassen war, wurde es auch vergessen und verfiel. Jetzt ist kaum noch sein Standort zu finden.

Die Ilburg, welche südlich von Ilfeld, auf dem noch jetzt so genannten Burgberge lag, wurde, wie Zeiler in seiner braunschweigischen Topographie erzählt, vom Grafen Eilger III, auf Begehren seines Vaters, abgebrochen und die darunter gelegene dazu gehörige Länderei, dem Kloster geschenkt. Jetzt sind nur noch wenige Spuren ihres Daseyns zu finden, aus denen man kaum ersieht, daß diese Burg von keinem großen Umfange gewesen seyn kann. Aber freundliche Wege führen um sie herum, mit Ruhebänken versehen, welche man dem Herrn Amtmann Heymann in Ilfeld zu danken hat.

Von den Schicksalen Hohensteins ist auch wenig Bedeutendes bekannt. Um das Jahr 1330 geschah eine Theilung unter den Grafen, wobei festgesetzt wurde, daß

die Burg Hohenstein ein ungetheilter und gemeinschaftlicher Erbsitz bleiben solle. Dies verlor sich jedoch in der Folge, wo man sich der Ansprüche darauf begab. Zwanzig Jahre später war Hohenstein in den Händen von sogenannten Buschjunkern oder Stegreifsrittern, die sich, wahrscheinlich in Abwesenheit der Besitzer, dessen bemächtigt hatten. Sie trieben von hier aus ihr Unwesen so wacker, daß die umliegende Gegend laut um Hülfe schrie und kein Reisender sie mehr passiren wollte. Heinrich V, Graf von Hohenstein, der landgräflicher Oberhauptmann in Thüringen und daher schon durch sein Amt verpflichtet war, solchen Plackereien Einhalt zu thun und die Straßen zu sichern, bot die Städte Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen auf, ihm zur Vertreibung dieser Räuber behülflich zu seyn. Das geschah auch, und das gemeinschaftliche Heer zog vor die Burg. In der Nähe aber lag Herzog Otto von Braunschweig mit einem Heere, dessen Bestimmung ihnen unbekannt war. Sie schickten daher einen Abgeordneten an ihn mit dem Gesuche, sie nicht in ihrem Vorhaben zu stören. Otto versprach das auch, hielt aber schlecht Wort; denn, mitten in ihrer Belagerung und Berennung des Hohensteins überfiel er sie, jagte sie aus einander, fing viele und sperrte sie auf Hohenstein ein, woraus sie nur ein Lösegeld befreite. Wahrscheinlich stand er mit der Hohensteiner Besatzung in Verbindung und theilte mit ihnen den Raub. Solche Gemeinschaften zwischen Regenten und diesen Buschkleppern, welche von einer gänzlichen Erschlaffung der obern Gewalt zeugen, waren damals gar

nichts Seltenes. Für uns sind sie Züge zum Gemälde jener Tage, die freilich die Tage der Kraft, aber auch die Tage der Rohheit genannt werden müssen, vor deren Rückkehr der Himmel uns bewahren möge. Denn, wo Streit und Kampf die einzige, die Hauptbeschäftigung eines Volks sind, da entwickeln sich zwar körperliche Kräfte und Gewandtheit, aber Rohheit, Verläugnung aller menschlichen, aller feinern Gefühle, schreiende Härten, Grausamkeit und Ungerechtigkeit sind unvermeidliche Begleiter.

Im Jahre 1411 fiel eine Scene ähnlicher Art auf Hohenstein vor. Die Grafen hatten kurz zuvor eine Theilung ihrer Besitzungen unter sich vorgenommen, mit welcher aber Graf Dietrich IX nicht zufrieden war. Er behauptete: seine Vettern hätten mehr als er bekommen und es müsse eine nochmalige Theilung geschehen. Da sich nun jene hierzu nicht verstehen wollten, so beschloß er sie, mit Gewalt dazu zu zwingen, oder ihnen abzunehmen, was sie seiner Meynung nach zu viel erhalten hätten. Nun hauste gerade um diese Zeit ein Friedrich von Heldrungen in der Gegend, welcher Anführer einer Gesellschaft, oder besser, einer Bande von Herumstreifern in Thüringen war, die beständig zum Rauben und Plündern bereit, aus Bauern, Tagelöhnern, Dreschern und verdorbenen Edelleuten bestand, und jedem, der sich ihrer bedienen wollte, zu Dienste stand. Man nannte sie, recht charakterisirend, die Flegeler, und ihre Streifereien, den Flegelkrieg. An diesen Friedrich wandte sich Dietrich und machte ihm den Antrag, ihm gegen seine Vettern, die auf Hohenstein

wohnten, beizustehen, und Friedrich, dem dies neue Gelegenheit gab, seine Anhänger auf Unkosten eines Andern zu ernähren, war sogleich bereit dazu. Sie wurden mit einander einig, in der Nacht, wenn alles schliefe, das Schloß Hohenstein zu überfallen und die Grafen gefangen zu nehmen. Die Nacht vom 15. September begünstigte auch den Plan der unedlen Helden, und sie erstiegen die Burg mit Hülfe eines Spions, der Hinz Herzog hieß, so ganz ins Geheim und ohne daß es ein Mensch darin gewahrte, daß sie sogar den alten Grafen Ulrich von Hohenstein im Bette gefangen nahmen. Graf Heinrich, sein Sohn, der den Beinamen von Kelbra führte, wurde durch den Lärm geweckt, und entkam zwar, aber ohne weitere Bekleidung, als die, welche er im Bette gehabt hatte. Er floh nach Ilfeld, klagte beim Landgrafen von Thüringen, Friedrich dem Streitbaren, wegen dieser Behandlung, und dieser schickte sogleich Truppen in das Gebiet von Heldrungen, um den Friedrich für seine Unruhen zu strafen. Weil er nun auch der Anführer der Flegler war, und jetzt aufs neue Unfug getrieben hatte, so wurden ihm seine Besitzungen, Heldrungen und Wiehe, genommen, und der junge Graf Heinrich von Hohenstein damit beliehen. Dietrich IX und Friedrich hatten beide ein verdientes Ende. Dieser irrte, nach dem Verluste seiner Güter, wie vogelfrei umher, bekam zwar von Dietrichen als Entschädigung Elbingerode abgetreten, das er aber nie ruhig besessen hat, und wurde endlich beim Dorfe Mackenrode, von einigen Bauern mit einem Schweinsspieß er

stochen. Jener, einer Züchtigung von Seiten des Landgrafen fürchtend, unterwarf sich, söhnte sich mit ihm aus, verkaufte aber sodann seinen Antheil an Hohenstein nebst Heeringen und Kelbra, die ihm gehörten, im Jahre 1412 an den Grafen Botho zu Stolberg, ging fort und soll im Jahre 1417 zu Dringenberg im Paderbornschen im Gefängniß gestorben seyn. Die Burg Hohenstein war mit unter den verkauften Stücken und daher nun ein, mit lehnsherrlicher Bewilligung erhandeltes, Eigenthum des Stolberger Hauses. Lehnsherren waren die Herzoge von Braunschweig und sind es noch bis jetzt.

Die ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges bis 1625 enthalten für Hohenstein nichts Merkwürdiges, denn in dieser Zeit war der Schauplatz vorzüglich in Böhmen und Oberdeutschland. Von 1625 an aber war die Gegend am Harz, auf der Nord- und Westseite, der Tummelplatz mit. Sie wurde schrecklich verwüstet und mußte alles dulden, was eroberte Länder kleiner Herren von Barbaren gewöhnlich erduldeten. Im Herbste dieses Jahres kamen Wallensteinische Truppen hierher und besetzten das Schloß Hohenstein bis zum 5ten December. Zwei Jahre später, wo sich Sachsen durch den Prager Frieden mit dem Kaiser verbunden hatte, nahm der sächsische Oberste, Graf Vitzthum von Eckstedt, es ein, verlangte eine unerschwingliche Brandschatzung, und da diese nicht bezahlt werden konnte, so — ließ er es in Brand stecken. Damit auch Niemand löschen noch etwas daraus retten konnte, so wurde das Feuer an mehreren Orten zugleich angelegt, rings um

die Burg Wellen aufgethürmt, angezündet und nun ein Kreis von Soldaten darum gezogen, der alle Hülfe zurückhalten mußte. Der Stolbergsche Diakonus, Zeitfuchs, theilt genauere Umstände davon in seiner Geschichte Stolbergs (1717) mit, und erzählt zugleich als ein merkwürdiges Ereigniß, daß, als man nachher den Brandschutt durchsucht habe, ein großes hölzernes Kruzifix hervorgezogen worden sey, das unversehrt geblieben wäre.

Der Kaiser befahl dem Vitzthum zwar, zur Strafe das Schloß auf seine Kosten wieder aufzubauen, aber es unterblieb, da Vitzthum, bald darauf, in einem Duell mit dem Kommandanten von Magdeburg erschossen wurde. Seit dieser Zeit liegt Hohenstein in Ruinen und seit dem Jahre 1777, wo die Grafen zu Stolberg ihre Antheile an der alten Grafschaft Hohenstein, dem Lehnsherrn, Braunschweig-Lüneburg, Schulden halber verpfändeten, ist es auch mit dahin gekommen.

Hohensteins Reste sind von einer trefflichen, malerischen Wirkung, und eine köstliche Zierde der Landschaft. Thürme und hohe Wände mit vielen Fensteröffnungen starren, von bejahrten Bäumen durchflochten, in die Luft, und im abendlichen Sonnenschein, wo der röthliche Porphyr, aus dem sie bestehen, hochroth gefärbt und durch den dunkelgrünen Hintergrund des Waldes überaus gehoben wird, geben sie ein Bild, das mich, als ich es vor mehrern Jahren, unter einem finstern schwarzen Wolkenhimmel so beleuchtet sah, hinreißend ergriff. Wie schön auch noch im Untergehen! rief ich unwillkührlich aus, setzte mich diesem

lieblichen Gemälde, das kein Pinsel zu kopiren vermag, gegenüber, und verlor mich im Genusse schwärmerischer Betrachtungen über das Vergehen und Entstehen, über Sinken und Steigen aller Dinge, die Natur und Menschen hervorgehen lassen, bis die Strahlen der Sonne ein Wolkendamm verlöschte und mein schönes Bild verschwand.

Oben auf der Zinne der mürben Mauern blickt man, gerade unter sich, auf den freundlichen Flecken Neustadt, umher auf viele Dörfer und dann in eine weite fruchtbare Ebene. Das alles nannten einst die Herren dieser Burg ihr Eigenthum, und wohl manche von ihnen mögen mit wohlthuenden Gefühlen aus ihren Fenstern hinaus und umher geschauet haben auf die fruchtbaren Ebenen, die unter ihnen und durch sie so angebauet wurden.

In einer Entfernung von zwei Stunden sieht man vor sich die Thürme des oft von den Hohensteinern gedrängten Nordhausens, das sie gar zu gern in ihr Eigenthum gezogen hätten, und da es nicht gehen wollte, unsäglich zwackten, wie uns schon die Geschichte der Schnabelburg *) erzählt hat. Mehr links und ferner steht der Thurm der Kyffhäuser-Burg auf seinem hohen vorspringenden Berggipfel, ein Wahrzeichen für weit und breit. Rechts steigen am Saume des Horizonts die zwei Anhöhen mit den Ruinen der Gleichen bei Göttingen hervor und im Rücken des

*) Im 3ten Bande.

des Hohensteins erheben sich Gebirge des Harzes, von herrlichen Waldungen beschattet.

Groß ist die Oberfläche des hohen Porphyr-Berges, der Hohenstein trägt, zwar nicht, aber die Reste sind noch sehr bedeutend, weitläufig und ergreifend. Man windet sich durch eine Menge von Gemächern, Gängen und Gebäuden hindurch, erkennt noch zwei Hofräume, die beiden gewölbten Thore, sieht deutlich, wie diese Burg recht schwer zu erobern gewesen seyn muß, wie wenig von den Menschen hinzugefügt zu werden brauchte, dies zu bewirken, und die Natur alles gethan hatte, um sie zum festen Platze zu formen. Ein Brunnen ist nicht zu finden, auch späht man umsonst nach Jahrzahlen oder Inschriften. Sie müssen verschüttet und zertrümmert seyn.

Wenn etwas die schönen Eindrücke beim Herumwandeln auf Hohensteins Ruinen zu verstimmen vermag, so ist es der Unwille, von welchem man gegen den Menschen ergriffen wird, der hier die Fackel anlegen hieß, und ohne Noth, ohne Nutzen, nur zu seiner steten Verachtung ein Gebäude in Rauch aufgehen ließ, dessen Festigkeit ihm noch eine Dauer durch mehrere Jahrhunderte hindurch gesichert haben würde.

Nach einem Zeitraume von funfzehn Jahren, stand ich im Herbste 1816, zum zweiten Male auf den Ruinen von Hohenstein, deren Herrlichkeit mich nicht minder als das erste Mal ergriff Da das Jahr zuvor alles zwischen ihnen aufgeschossene Gesträuch weggehauen, nur hier und da, wie absichtlich zur Zierde, ein Baum gelassen war,

so zeigten sie sich mir ganz ohne Hülle, und die gewaltigen Steinmassen, die finstern Kellergrüfte, die hohen Wölbungen von Thoren, die aus dem Berge herausragenden natürlichen Felszacken, welche sehr gut zur Unterstützung des großen Baues benutzt waren, die Menge von Fensteröffnungen, halb eingebrochene Thürme und den Einsturz drohende Wände: das alles lag frei vor mir und erfüllte mich durch seine Kolossalität mit Staunen und Verwunderung.

Sinnend saß ich auf dem Bogen eines verschütteten Thores, schaute über das gesunkene Hohenstein hin, dachte mir, wie es einmal hier oben so regsam und thätig gewesen, wie man hier geschaffen, gewirkt, gezecht und gelagt, wie man dort aus jenem Thore ein- und ausgezogen, wohl oft mit lärmendem Halloh und wildem Geprassel, daß die Berge wiedergehallt, und wie es jetzt nun so still, so graulich, so öde hier sey, des Holzhauers Hieb hell aus dem Thale heraufdringe, so wie der Schall der Glocken vom Dorfthurme in Osterode, die sonst hier oben erklangen. Und als ich so saß und so dachte und hinzu träumte, was und wie es hier gewesen seyn könne, siehe! da drangen Menschenstimmen vom Fuße des Berges zu mir herauf und störten meine Träume. Sie näherten sich, die Stimmen, und mehrten sich. Mit fröhlichem Gesange stieg die Dorfjugend zahlreich und truppweise heran, sammelte sich am Fuße der Ruine in Lauben und auf einem ebenen Platze. Bald brachte man auch Geigen und Hörner und nun drehte sich das junge

Völkchen in bunten Reihen durch einander her, jubelnd, daß die alte Veste wiederhallte und die Berge den Jubel zurückgaben.

Unbemerkt stand ich hoch über dieser, mich wundersam überraschenden Erscheinung, und sah durch einen Fensterbogen hinab auf die jauchzende Menge, die mit jeder Minute anwuchs. Welch seltsames Gemisch von Leben und Untergehen! — Um mich her das traurige Abbild des Hinsterbens und Scheidens, und unter mir dies regsame Treiben im friedlichsten Lebensgenuß, dies Wirbeln durch einander und die so lauten Ausbrüche einer fröhlichen kräftigen Jugend, überragt von den zusammenstürzenden Trümmern aus einer Vorwelt!

Wäre es nicht heller Tag gewesen, hätte nicht mancher starke Mißton des kleinen Dorforchesters mein Ohr unsanft berührt und mich von der Wirklichkeit und Wahrheit der Erscheinung überzeugt, ich wäre wahrlich versucht gewesen zu glauben: meine Phantasie spiele mir einen Streich, oder das Bergmännchen zaubere mir ein Phantom vor. — Aber, es war alles Wahrheit. Die Jugend aus Neustadt war es, die sich immer Sonntags, bei gutem Wetter hier sammelt und tanzt und fröhlich ist, bis die Sonne sinkt. So that sie auch heute, und erst, als die Sonne hinter jenen, aus früher Jugendzeit mir wohlbekannten Bergen, worauf die Gleichen stehen, verschwunden war, kehrte das Völkchen mit Gesang und Musik heim.

Ich folgte langsam nach, und rief mit Kalchberg aus:

Durch das All' der Schöpfung waltet
Der Natur geheime Kraft,
Die zerstöret und gestaltet,
Immer neue Formen schafft.
Eigne, wie der Menschen Werke
Weiht sie der Vergänglichkeit,
Taucht sie, spottend ihrer Stärke,
Unter in den Strom der Zeit.
Schwacher Mensch! was frommt dein Streben,
Ihr zu trotzen, der Natur!
Aus dem Tode keimt das Leben,
Alles ist Verwandlung nur. –

* * *

Die Geschichte der Grafschaft Hohenstein von J. G. Hoche; Halle 1790. 8. Heidenreich's schwarzburgsche Geschichte; Erfurt 1743. 4. Sickel's Beschreibung des Bergschlosses Hohenstein, 1753. 8. Zeitfuchs stolbergische Historie und Melissantes Bergschlösser, sind bei der Ausarbeitung dieser Nachrichten benutzt worden.

Noch fehlt es an einer guten und treuen Darstellung der Ruinen von Hohenstein, so sehr sie es auch verdienten. Die kleinen Ansichten davon, welche in Horstig's Harzreise und im 1sten Jahrgange des Journals der Reisen zu finden sind, geben durchaus keinen Begriff von ihrer Schönheit und Größe, so wenig wie ein größeres illuminirtes Blatt, dessen Verfasser sich nicht genannt hat.

III.

Löwenstein

zwischen Kassel und Marburg.

An ihren Trümmern weben
Die Blüthen sich hinauf:
So richtet frisches Leben
Sich an Vernichtung auf.

Tiedge.

111.

Löwenstein.

In dem sogenannten Löwensteinischen Grunde, einem fruchtbaren und anmuthigen Landesstriche an der Schwalm, ragen auf einem ziemlich steilen Berge die malerisch gelegenen Ruinen des Löwensteins hervor. Von dieser einst berühmten, unweit dem niederhessischen Dorfe Ober-Urff liegenden, von Tilly's Schaaren vergebens belagerten Bergveste, hat die alles zerstörende Zeit nur noch einige Trümmer, eine hohe stattliche Warte, Reste der alten geräumigen Ringmauer und einige regellose Steinhaufen, übrig gelassen, die gleichsam trauernd aus fernen Tagen herüberblicken, und uns ein lebhaftes Bild von dem Geiste, den Sitten und Bedürfnissen unserer, mit sich selbst in beständigen Fehden verwickelten, Vorfahren darbieten. Eine längst im Zeitenstrudel versunkene Vorwelt tritt klagend und zürnend vor die Seele des Schauenden, und die heitere Gegenwart, mit ihren wechselnden Bildern, weicht eine Zeitlang zurück vor dem schwermüthigen Zauber, womit der Anblick dieser Ruinen das Gemüth ergreift.

Der vor dem hohen Kellergebirge gelegene Berggipfel, worauf die Trümmer des Löwensteins hervorragen, hat, wie der unweit Marburg liegende Frauenberg, die Gestalt eines abgestumpften Kegels. Die eigentliche Bauart dieser aus dem Mittelalter stammenden Ritterburg läßt sich, aus den wenigen, noch vorhandenen, Resten nicht mehr bestimmen; denn was die alles zerstörende Zeit noch verschont hat, das hat der Geist der Sparsamkeit und die gewöhnliche Nichtachtung alter Denkmäler in neuern Zeiten vernichtet, um die noch vorhandenen Steine zu anderweitigem Behufe zu gebrauchen. Nur die hohe Warte, deren Mauer beim Eingange eine Dicke von 7 bis 8 rheinländischen Fuß, und eine Höhe von etwa 30 Fuß hat, und einige wenige noch vorhandene Trümmer, scheinen der Vergänglichkeit zu trotzen. Auf der südlichen Seite des Schlosses steht noch ein sehr massiver viereckiger Pfeiler. Mehr herunterwärts bemerkt man auf einer Seite einen Einschnitt in dem Felsengrunde, wie den Rest einer rings umher laufenden und auf einer Seite verschütteten Mauer; die Eingänge zu den in den Felsengrund eingehauenen Gewölben, die vielleicht noch merkwürdige Geräthe und Waffen der ritterlichen Vorzeit, vielleicht auch Kleinodien und Urkunden verbergen, sind verschüttet *).

Der Berg, worauf die Veste ruht, ist öde, und nur mit sparsam zerstreuten Bäumen, Haidekraut und dürfti-

---

*) Erst vor Kurzem grub man in der Nähe der alten Burg einen sehr alten, vergoldeten Rittersporn auf.

gem Gesträuch bewachsen; dagegen ist die Aussicht in die ganze umliegende Gegend groß und mannigfaltig, wenn gleich nicht so anziehend, wie die von den Ruinen des Frauenbergs herab. Noch führt eine altadelige Familie den Namen dieser Burg, welche einst der Stammsitz ihrer Vorfahren war, und wovon die ganze Gegend von der Stadt Treyß, längs der Schwalm, bis an diese Burg und die waldeckische Gränze, die Benennung des Löwensteinischen Grundes erhalten hat.

Zuverlässig ist das hohe Alterthum des Schlosses Löwenstein. Nicht unwahrscheinlich setzt man seinen Ursprung gegen das Ende des elften, oder in den Anfang des zwölften Jahrhunderts; also in eine Periode, worin rohe Kampflust und innerliche Kriege Deutschland zerrütteten, und bald darauf die Politik des römischen Hofes die Kreuzzüge aufbrachte und beförderte. Der hessische Chronist Wilhelm Scheffer, genannt Dilich, berichtet, „daß ein Graf Werner von Greiningen (Grüningen) vom Kaiser Heinrich V, den er nach Hessen begleitet habe, im Jahre 1115 mit der Gegend zwischen Homberg und Kassel belehnt worden sey, daselbst die Wälder um die Fulda und Eder herum ausgerottet, und an einem Berge ein Schloß, das er Haltauff oder Haldorff genannt, errichtet, in der Folge das Kloster Breitenau erbaut habe, und daß mehrere, mit dem Grafen nach Hessen gekommene Edelleute, nach seinem Beispiele, sich daselbst niedergelassen, und Schlösser und Dörfer gegründet hätten", von welchen er unter andern die Griffte, Elben, die Hunde, Wehrn, Falkenberg, die

Wolffe von Gudensberg und Felsberg anführt *). Nach Engelschall's Behauptung soll Dilich das Jahr 1117, als das Jahr der Ankunft Kaiser Heinrichs V in Hessen, angeben. Damals aber war der Kaiser in Italien, und konnte mithin nicht in Hessen seyn, weshalb Engelschall vermuthet, „Dilich möge sich in der Zeitbestimmung und in den Namen der Personen geirrt haben, und die Schenkung nicht von Heinrich V, sondern von dessen unglücklichem Vater, Heinrich IV, herrühren." **) Allein in der vor mir liegenden Ausgabe von Dilich's hessischer Chronik, wird ganz bestimmt das Jahr 1115 angegeben, und damals konnte Heinrich V allerdings in Hessen seyn; denn erst nach dem Tode seiner Gemahlin Mathilde, ging er im Jahre 1116 nach Italien, und kam 1119 von daher zurück.

Unter den von Dilich angeführten, damals erbaueten Schlössern, wird zwar des Löwensteins nicht ausdrücklich erwähnt, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß auch dieses Bergschloß bei dieser oder einer ähnlichen Gelegenheit sein

---

*) Hessische Chronica. II. Theil, S. 122. (Dritte Auflage von 1608.) Der Graf Werner von Gräningen fand seine Ruhestätte in der Kirche zu Breitenau.

**) S. Engelschall's Aufsatz über den Löwenstein, in dessen trefflichen Kleinen Schriften. Göttingen 1805. II. Theil. S. 144. Vergl. den Aufsatz über das Kloster Breitenau, in den Hessischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit und Kunst. Frankf. a. M. 1785. 1stes St. S. 11 fg.

Daseyn erhalten habe. Daß von den mitgekommenen Edelleuten, die wohl nicht alle in der abgemessenen Gegend zwischen Kassel und Homberg Platz fanden, einer oder der andere sich mehr südwärts gewandt und daselbst angebaut haben werde, liegt in der Natur der Sache. Auch werden wirklich unter den Edelleuten, die sich dort niederließen, die von Hund genannt, deren Burg, die Hundsburg, unfern Kerstenhausen, am Ausgange des Löwensteinischen Grundes, und kaum zwei Stunden von dem Löwensteine selbst, lag *).

Von dem Ursprunge der mehrerwähnten altadeligen Familie von Hund besteht noch eine uralte mündliche Sage, die, ihrer Seltsamkeit wegen, hier eine Stelle finden mag, und die ich mich, in irgend einer Schrift gelesen zu haben, nicht erinnere. „In alten Zeiten, (so erzählt man,) begegnete einst einem Edelmanne, der sein Hauptgeschäft aus der Jagd machte, eine Frau mit einem großen verdeckten Korbe. Der Edelmann fragte sie: „was sie in dem Korbe trage?" Sie antwortete: „zwei Hunde, welche ersäuft werden sollen!" Der Edelmann sagte ihr, „daß er die Hunde sehen, und da er ein großer Freund von Hunden sey, behalten wolle." Die Frau weigerte sich jedoch hartnäckig, ihren Korb aufzudecken, weil es ihr bei harter Strafe untersagt sey. Endlich wollte der Edelmann Gewalt gebrauchen. Da deckte die Frau zitternd ihren Korb auf, und — was

*) S. Engelschall a. a. O.

fand man darin? Zwei neugeborne schöne Knaben, die wahrscheinliche Frucht heimlicher, unerlaubter Liebe, die nun einer falschen Schaam geopfert werden sollten. Der Edelmann ließ die beiden Knaben sogleich in seine Burg tragen, sorgte für ihre Erhaltung und Pflege, und nahm sie, da er kinderlos war, an Kindes Statt an. Ob er keine weitern Spuren ihres Ursprungs gehabt habe, darüber schweigt die Sage. Genug, er schickte zu einem benachbarten Geistlichen, und ließ ihn bitten, „zwei junge Hunde auf seiner Burg zu taufen." Dieser lehnte den Antrag mit Unwillen und Heftigkeit ab. Ein anderer Geistlicher machte es eben so. Als er zu einem dritten *) schickte, vermuthete dieser sogleich eine andere und eigene Bewandtniß der Sache. Er versprach zu kommen, fand sich wirklich auf dem Schlosse des Edelmanns ein, und taufte die zwei schönen Knaben, die der Edelmann an Kindes Statt annahm, und welchen er den Namen „der Hunde" beilegte. Von diesen beiden Knaben, die sich späterhin in allen ritterlichen Uebungen auszeichneten, und eine eigene Burg erbauten, stammt die noch blühende altadelige Familie derer „von Hund." So weit die alte Sage!

Ist der Schluß, den wir auf die Dilich'sche Erzählung gründeten, richtig, so war das Schloß Löwenstein

*) Dies soll der Prediger zu Maden in Niederhessen gewesen seyn, bei dessen Stelle sich noch eine besondere, wie man sagt, daher rührende Stiftung befindet.

schon längst vorhanden, als Sophie, Herzogin von Brabant und Landgräfin von Hessen, die Mutter Heinrichs des Kindes, das nach ihr benannte Schloß, den Frauenberg, erbaute, welches bald nach dem Jahre 1248 geschah. Gleichwohl sind vom letztern Schlosse nur noch einige Ueberreste von Mauern zu sehen, da hingegen vom Löwenstein die große Warte fast noch unversehrt vorhanden ist, und erst in neuern Zeiten der Geist einer kleinlichen Sparsamkeit andere ehrwürdige Reste dieser alten Ritterburg zertrümmert hat. Der gänzliche Verfall des Löwensteins scheint mehr das Werk der alles auflösenden Zeit, und eine Folge der Gleichgültigkeit seiner Inhaber, welche große Kosten der Wiederherstellung scheuten, der Verfall des Frauenbergs hingegen mehr das Werk einer zerstörenden Gewalt gewesen zu seyn. Nachdem bereits manche hessische Ritterburgen, als Raubschlösser, längst zerstört waren, stand die Burg Löwenstein noch in ihrer alten Kraft und Würde da.

Die adelige Familie, deren Stammsitz einst der Löwenstein war, ist eine der ältesten in Hessen. Humbracht, in seinen genealogischen Tabellen, fängt die Stammreihe dieses Geschlechts, dessen erster Ursprung unbekannt ist, mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts an. Es ist aber weit älter; denn es findet sich schon ein Gottfried von Löwenstein im Anfange des elften Jahrhunderts (im Jahre 1015) im Stiftungsbriefe des Stifts Kaufungen, und nach Georg Rüxner's Turnierbuche vom Jahre 1532, kommt schon „im Jahre 1080 auff dem

„achten Tournier, der zu Augspurg gehalten wurde, „einer von Löwenstein vor, der an der Schau mit ausge„stellt, dennoch aber, nach gehörter Ursach empfangen, „zu diesem Toarnier zugelassen, und womit tournirt wurde." Im Jahre 1311 kommt, nach eben diesem Turnierbuche, ein Conz von Löwenstein zu Ravensburg; im Jahre 1374, auf dem 20sten Turnier zu Eßlingen, ein Peter von Löwenstein; im Jahre 1408, auf dem 24sten Turnier zu Heilbronn, ein Ritter Wolff von Löwenstein und ein Peter von Löwenstein vor. Im Jahre 1436 ward auf dem Turnier zu Stuttgart, „alß Graff Ulrich von Würtemberg beyschlieff mit Herzog Heinrichs Tochter von Beyern, Michael von Löwenstein als Turniervogt zu Platz getragen". Auf den in den Jahren 1439, 1479, 1481, 1486 und 1487 zu Landshut, Würzburg, Heidelberg, Bamberg und Worms, (wo das 36ste und letzte Turnier gehalten wurde,) angestellten Turnieren finden sich ebenfalls Ritter von Löwenstein. Im Jahre 1426 hat Johann von Löwenstein dem Erzbischofe von Mainz, Konrad III, gegen Landgraf Ludwig von Hessen, nebst mehreren hessischen Edelleuten, beigestanden. Ein Heinrich von Löwenstein hielt sich im Jahre 1458 sehr tapfer in einem Kriege gegen die Westphälinger.

Schannat, in seinem Fuldischen Lehnhofe, gedenkt eines Werners von Löwenstein, welchen der Abt Heinrich im Jahre 1311 zum Erbburgmann in Husen (Hausen) angenommen, und ihm alljährlich 10 Pfund Heller auf so lange Zeit angewiesen, bis er die Summe von 100 Mark

kölnischer Pfennige bezahlt erhalten habe. Ums Jahr 1450 lebte ein Johann von Löwenstein, welcher mit Landgraf Ludwig von Hessen, und dem Erzbischofe Dietrich von Köln, hernach auch mit dem Erzbischofe von Mainz, Krieg führte. Letzterer schickte demselben, am 5. Februar des gedachten Jahres, einen Fehdebrief zu *). Das von Löwensteinische Geschlecht hat sich frühzeitig in mehrere Aeste verbreitet, z. B. Löwenstein, genannt Schweinsburg, Löwenstein, genannt Randeck, und Löwenstein, Schweinsburg-Wolkenburgische Linie.

Im Jahre 1340 hat ein Löwenstein von Löwenstein zu Löwenstein, genannt Ytel von Löwenstein, Ritter, mit Burkhard, Bischof zu Paderborn, ein Bündniß, „um Einige zu bekriegen," errichtet. Im Jahre 1422 kommt ein Werner von Löwenstein, als Domscholaster zu Fritzlar, vor. Im Jahre 1490 wurde ein Ritter Gottfried von Löwenstein, nach Eroberung von Stuhlweißenburg in Ungarn, „da er der erste mit auf den Mauern gewesen, seiner Tapferkeit wegen, vom Kaiser Maximilian I zum Ritter geschlagen." Noch ist ein merkwürdiger Original-Vertrag zwischen Landgraf Philipp dem Großmüthigen und zwischen Hermann, Heinrich, Christoph, Göberten, und Leo von Löwenstein vom Jahre 1533, des Berggerichts und der Bergwerke halber aufgerichtet, in dem von Löwensteinischen Archive vorhanden, welcher auf die ansehnlichen Besitzungen und großen Vorrechte dieser Familie schließen

*) Gudeni cod. diplom. T. IV. p. 259.

läßt. Nach dieser Urkunde, wurde das Bergwerk, der Ortsberg genannt, für die damals nicht unbedeutende Summe von 12000 Gulden an die von Löwensteinische Familie verkauft. In eben dem Jahre 1533 starb Ytel von Löwenstein, Vormundschaftsrath Landgraf Philipps des Großmüthigen; nach Aussterben des Westerburgischen Stammes, der erste Stammälteste, der an 100 adelige und bürgerliche Vasallen des Stammes belehnt hat.

Die von Löwensteinische Familie führt im Wappen einen halb weißen und rothen Löwen im rothen und weißen Felde, eine Krone auf dem Haupte habend, auf dem Helme einen gekrönten weiß- und rothen Federbusch von sieben Federn. Nach alten, noch vorhandenen Dokumenten, stand diese Familie von Löwenstein zu Löwenstein, seit mehreren Jahrhunderten, mit noch zwei andern, nämlich, seit 1400, mit Löwenstein, genannt Westerburg, wovon der männliche Stamm im Jahre 1492 erlosch, und weit früher mit Löwenstein, genannt Schweinsburg, wovon der männliche Stamm im Jahre 1662 erlosch, auf ihrem Bergschlosse und ihrer Wohnung Löwenstein, in einer Gan-Erbschaft und einem Burgfrieden; und hatte, außer dem Schlosse Löwenstein, eine große Strecke des umliegenden Landes, wozu an zwanzig Flecken und Dorfschaften gehörten, die der Löwensteinische Grund genannt wurden, mit vielen, nachher erloschenen hohen Rechten, inne.

Diese Besitzungen wurden immer von dem Mannsstamme ererbt, die Frauenspersonen hingegen waren, gegen Herausgabe eines gewissen Brautschatzes, von der Erb-

schaft

schaft gänzlich ausgeschlossen; worüber jene drei Gan-Erben besondere Verträge, Burgfrieden und Vergleiche, die durch förmliche Eide bekräftigt wurden, errichtet hatten. Noch jetzt ist ein solcher Familienvertrag vom Jahre 1466 in den von Löwensteinischen Archive vorhanden, worin zu Gott und den Heiligen geschworen wird, „daß 1) der für treulos, ehrlos, und meineidig geachtet werden solle, der seinen Antheil am Schloß Löwenstein, mit dem Zubehör, an fremde Leute veräußern, versetzen, oder verkaufen würde; daß diese Veräußerung, dieser Versatz, oder Verkauf als ungültig betrachtet werden, und der, der sich dessen schuldig gemacht, von der Familie Löwenstein ausgeschlossen seyn solle. 2) Soll nach diesem Burgfrieden, keiner der Gan-Erben seiner Hausfrau ferner von dem in dem Burgfrieden Gelegenen eine Morgengabe reichen; doch soll jede Hausfrau eines Gan-Erben, nach ihres Mannes Tode, ihren Sitz im Hause und Hofe, und Antheil an den Aeckern, Wiesen, Gärten und andern Besitzungen behalten, so lange sie ihren Wittwenstuhl hält, sich nicht wieder verheirathet, und nichts gegen den Burgfrieden unternimmt. 3) Soll sich nur der dieses Burgfriedens bedienen, der sein 15tes Jahr zurückgelegt, der bei den Behörden sich gehörig gemeldet, und einen Eid zu Gott und den Heiligen abgelegt hat, daß er allen Obliegenheiten nachkommen wolle, mit Anhängung seines Siegels an den Burgfrieden."

Diesen Burgfrieden haben auch die hessischen Fürsten, besonders Landgraf Philipp der Großmüthige, im Jahre

1527, genehmigt, und versprochen, „nach demselben zu erkennen, wenn Uneinigkeiten unter den Gan-Erben entstehen sollten," und demselben dadurch öffentliches Ansehen und Gewicht gegeben. Diese Erbverträge wurden nachher auch in den hessischen Landesordnungen bestätigt, und festgesetzt, „daß die Güter bei dem männlichen Stamme bleiben, und die Töchter mit einer erträglichen und billigen Summe Geldes ausgestattet und abgefunden werden sollten. Des ist den Töchtern auch, in dem 58. Artikel der hessischen Landesordnung, vorbehalten worden, „daß ihnen, ehe die völlige Ablegung des Geldes geschehen, unbenommen seyn solle, die Stammgüter in Händen zu behalten, und sich des Rechts der Zurückbehaltung so lange zu bedienen, bis sie völlig bezahlt, oder genugsam gesichert wären."

Als nun im Jahre 1492 Werner von Westerburg, der letzte seines Stammes, mit Tode abging, vertheilten dessen Gan-Erben, die Löwenstein zu Löwenstein und die Löwenstein genannt Schweinsburg, den Antheil des ausgestorbenen Geschlechts, zu gleichen Theilen, unter sich. So ist die Sache geblieben bis zum Jahre 1700, wo eine Theilung zwischen beiden Häusern vorgenommen worden seyn soll. Die Löwenstein zu Löwenstein haben ihre Stammgüter, den Verträgen gemäß, bis zum Jahre 1620 erhalten. Allein beim Absterben des Sohnes von Otto Heinrich Kurt von Löwenstein, nahmen dessen beide hinterlassene Töchter, Anne Christine und Barbara, wovon die erste an Hans Kaspar von Gilsa und die andere an Heinrich von Heßberg vermählt war, von allen

Stammgütern ihres Vaters und Bruders Besitz, und setzten sich darin fest *). Eben so haben sich im Jahre 1636 Christine, Hartmanns von Löwenstein Tochter, welche den Adolph Ernst von Hanstein geheirathet, und Mechthild Marie, Leo's von Löwenstein Tochter, welche sich mit Johann von Breidenstein vermählte, in den Besitz aller väterlichen Stammgüter gesetzt, und sich bis ins achtzehnte Jahrhundert, unter dem Namen der Löwensteinschen Allodial-Erben, in den erwähnten Stammgütern erhalten, wodurch natürlich die ehemals ansehnlichen Besitzungen zerstückelt werden mußten. Ob der noch bestehende von Löwensteinische Mannsstamm sich dabei für immer beruhigen, oder, gegen Erstattung der Brautgabe, seine alten Gerechtsame wieder herzustellen suchen werde, ist eine Frage, die in verschiedenen Papieren des Familienarchivs erörtert worden ist, deren Beantwortung aber außer den Gränzen dieses Aufsatzes liegt. Jene Allodialerben werden in den wirklichen Belehnungen immer nur als Nutznießer behandelt, und können selbst zur Belehnung nicht gelangen. Indessen ist die von Löwensteinische Familie gegenwärtig mit den meisten der erwähnten Familien so enge durch die Bande der Verwandtschaft verbunden, daß

*) Im Jahre 1615 erhielt Hans Kaspar von Gilsä vom Landgrafen Moritz von Hessen einen förmlichen lehnsherrlichen Konsens, „daß er seine Gemahlin, Kurts von Löwenstein Tochter, die er im Jahre 1609 geheirathet, auf gewisse Lehnsgüter bewitthumen dürfe."

jene früher aufgeworfene Frage, deren weitere Erörterung nur weitläufige Rechtshändel zur Folge haben würde, wohl schwerlich je berücksichtigt werden dürfte. —

Was die weiteren Schicksale der einst von einer kräftigen und geachteten Familie bewohnten Burg Löwenstein anlangt, so ist es zu beklagen, daß uns nur Bruchstücke in einzelnen, von dem Verfasser dieses Aufsatzes mühsam zusammen gesuchten Urkunden übrig geblieben sind. Der Geschichtschreiber muß daher mehr beim Allgemeinen stehen bleiben. Ein treues und individuelles Gemälde der Thaten und Sitten der Bewohner dieser Burg würde nicht nur einen schätzbaren Beitrag zur Kunde der ritterlichen Vorzeit, sondern auch zur Geschichte der Denk- und Handlungsweise des deutschen Volks in einer gewissen Periode darbieten. Beim gänzlichen Schweigen der Geschichte aber, werden auch diese Bruchstücke dem Freunde des Alterthums nicht unwillkommen seyn, und der Kenner wird da manches Brauchbare zu einem künftigen Baue finden, wo der faselnde Schwätzer, der seine Geschichtskunde nur aus Romanen geschöpft hat, mit vornehmer Miene von Trockenheit spricht, und über Bemühungen aburtheilt, die er nicht zu würdigen versteht. — —

Man hat nur wenige gedruckte Urkunden von dem Schlosse Löwenstein, welche Kopp und Kuchenbecker mitgetheilt haben. Die meisten der hier folgenden Nachrichten sind aus ungedruckten Urkunden des von Löwensteinischen Archivs entlehnt, dessen freier Gebrauch der Verfasser der zuvorkommenden Güte eines Sprößlings dieses

Stammes verdankt *). Merkwürdig ist es, daß das Schloß Löwenstein von seiner Entstehung an bis zu seinem Untergange nur Einer adeligen Familie, den von Löwenstein und ihren Gan- und Allodial-Erben, zuständig gewesen ist. Wie wechselten dagegen die Inhaber anderer Ritterschlösser, des Frauenbergs, Blankensteins u. a. m.

Noch sind drei Urkunden von den Jahren 1253 und 1254 vorhanden, welche auf dem Schlosse Löwenstein (oder, wie es damals geschrieben wurde, Lewinstein) unterzeichnet sind. Die erste betrifft eine von Konrad von Embrechtsfeld an das Kloster Haina gethane Schenkung, welche Wernher von Bischoffshausen und Konrad von Elben beurkunden. In der zweiten werden einige Streitigkeiten zwischen dem Kloster Haina und Dietrich von Linsingen gütlich beigelegt, und in der dritten vergleicht sich der erwähnte Wernher von Bischoffshausen mit dem Kloster Haina, wegen verschiedener Güter **). In einer Urkunde vom Jahre 1262 wird das Schloß „Lewensteyn" geschrieben ***). Im Jahre 1309, den 16. April willigte, Heinrich von Löwenstein, genannt von Schweinsberg, in den Verkauf eines ihm lehnbaren

---

*) Es ist dieses der kurhessische Herr Hauptmann und Ritter, Josias Wilhelm Karl Ludwig Arnold von Löwenstein, Inhaber des adeligen Gutes Wickersdorf, in Nieder-Hessen.

**) Kopp, von der Verfassung der Gerichte in Hessen, 1ster Theil. Kassel 1769.

***) Kuchenbeckers Analecta Hass. Coll. XI. p. 150.

Zehnten an das Kloster Haina *). Im Jahre 1310, den 25. April, trugen die Brüder Siegfried und Emich von Löwenstein dem Grafen Eberhard von Katzenellnbogen einige Güter zu Randeck auf, und empfingen solche wieder von ihm zu Burglehn auf sein Schloß Stadeck **).

Nach einer noch vorhandenen Urkunde, überträgt im Jahre 1322 Landgraf Otto von Hessen den von Dalwigk die Burg Schaumburg zu Lehn, unter der Bedingung, „daß diese Burg gedachtem Landgrafen gegen alle seine Feinde, ausgenommen das Stift Mainz und die von Löwenstein, stets offen seyn und dienen solle," welches die von Dalwigk auch beschworen haben. Daß das Schloß Löwenstein nicht, wie Einige vermuthen wollen, schon früh, gleich andern hessischen Schlössern, zerstört worden sey, sondern im funfzehnten, sechzehnten und selbst im siebzehnten Jahrhunderte noch in seiner Kraft bestanden habe, und bewohnt gewesen sey, dies geht aus mehreren, im Löwensteinischen Archive aufbewahrten Urkunden, wovon ich zuerst einige in den von mir herausgegebenen hessischen Denkwürdigkeiten mitgetheilt, die andern aber hier zum erstenmale auszugsweise gegeben habe, unbezweifelt hervor. Daß diese Burg noch im Jahre 1466 gestanden habe, erhellt aus einem, über das Schloß und Thal Löwenstein

---

*) Kuchenbecker, a. a. O. pag. 175.

**) Kuchenbecker, von den hessischen Erbhofämtern. Beil. S. 18.

zwischen Schweder, Johann, Werner und Ludwig von Westerburg, Gerlach und Vöpel von Schweinsburg, und Heinrich von Löwenstein errichteten, bereits von Kopp mitgetheilten Burgfrieden. Hier heißt es unter andern: „Und dieser unser Burgfriede soll angehen in und um unser Schloß, und Thal, als daß mit Rundelen und Mauern umbgriffen hat; u. s. w." *).

Eine bisher ungedruckte ältere Urkunde vom Jahre 1423, wornach jeglicher Pfarrherr zu Urff, den Gan-Erben zu Löwenstein in ihrer Kapelle alle Wochen drei Messen, und den dritten Sonntag Eine zu halten, verpflichtet gewesen ist, habe ich in den bereits erwähnten hessischen Denkwürdigkeiten mitgetheilt **). Nach einer andern, noch ungedruckten Urkunde vom Jahre 1494, verkaufen die Gebrüder Johann und Kaspar von Löwenstein eine Wiese für 22 rheinl. Gulden, mit Vorbehalt der Wiedereinlösung, und im Jahre 1510 löset sie ein Herr von Löwenstein zu Löwenstein wieder ein, und stiftet sie zu einer ewigen Seelmesse zu Löwenstein, seiner Seele zu Heile." Merkwürdig ist auch der Originalvertrag der adeligen Stämme von Löwenstein zu Löwenstein und von Löwenstein genannt Schweinsburg vom Jahre 1528, den Zehnten für Löwenstein und Ober-Urff, einen Prediger auf der Burg zu bestellen, betreffend; denn aus dieser Urkunde

*) Kopp, a. a. O. in den Beitr. S. 205 fg.

**) S. den Aufsatz: Zur Geschichte des Schlosses Löwenstein, in Niederhessen, Th. I. S. 172. 173.

ersieht man, daß das Schloß Löwenstein auch noch im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bestand. Nach der ersten Urkunde von 1423, ausgestellt von Br. Nicolas Hosungen, Ordens des heiligen Herrn Johannis, war jeglicher Pfarrer zu Urff *) verpflichtet, den Gan-Erben die erwähnten Messen zu lesen; die den adeligen Herren in dieser Urkunde gegebenen Titulaturen sind ganz dem Geiste der damaligen Zeit angemessen; so kommt darin ein Werner von Löwenstein, Schulmeister, modo Thumb-Scholaster zu Fritzlar, vor. In der zweiten Urkunde von 1528 heißt es unter andern, „daß der durchlauchtige und hochgeborne Fürst und Herr Philips Landgraff zu Hessen...., nach christlicher Weise und Ordnung, alle Messen, wie eine Zeitlang und bis dahin gestattet worden seyen, hinten gestellt und niedergelegt hätten." In eben dieser Urkunde, worin

*) Dieses ist Nieder-Urff. In diesem Dorfe wohnen gegenwärtig zwei Prediger. Den ersten von diesen präsentiren, seit Jahrhunderten, die von Löwenstein, welche dieses Recht von dem hessen-kasselischen Hause zur Lehn tragen; den andern hingegen, welcher den Namen des Frühpfarrers führt, präsentiren die von Urff. (S. Ledderhosens Kirchenstaat, S. 97 fg.) Im Jahre 1508 kommt „ein Herr Johann von Urff als Priester ... an der Pfarrkirche zu Urffe", in einer noch ungedruckten Urkunde, vor, welche die Einkünfte der Frühpfarrei zu Nieder-Urff enthält. Noch ist auch die lateinische Fundationsurkunde der Frühpfarrei zu Nieder-Urff vom Jahre 1444 vorhanden.

worin die katholischen Messen abgeschafft werden, verpflichten sich die von Löwensteinischen Gan-Erben unter andern: „gute Prediger vorzuschlagen." Auch diese Urkunde wurde zuerst, nebst einem dazu gehörigen Anhange von späterer Hand, in den hessischen Denkwürdigkeiten von mir mitgetheilt *).

In einer noch ungedruckten Urkunde von 1529 überlassen Kaspar Heinrich Gobbert, Hans Christoph und Leo von Lebenstein (Löwenstein), Gebrüder und Vettern, dem hessischen Kanzler Johann Feygh von Lichtenau, und Annen, seiner ehelichen Hausfrau, „aus sonderlicher Freundschaft und angenehmen Dienstes willen", ihren Theil und Gerechtigkeit an allen ihren Gütern zu Dorf-Itter in der Herrschaft Itter, „daß sie solche Zeit ihres Lebens besitzen und benutzen sollen." Aus mehreren noch vorhandenen alten Urkunden ersieht man, daß die von Löwenstein einen sehr beträchtlichen Theil an der Herrschaft Itter gehabt haben. Noch ist in dem von Löwensteinischen Archive ein Kaufbrief über etliche Stätten auf dem Hause Löwenstein vom Jahre 1602 vorhanden, worin zuerst von der alten und verfallenen Behausung auf dem Löwenstein, und von

*) Th. I. S. 173 — 178. In dieser spätern Nachricht, worin Notizen von 1623 und 1645 in den zwei Anmerkungen vorkommen, findet sich noch: „unser Schloß Löwenstein", und „des Stammhauses Löwenstein Burgfreiheit."

Hieronymi von Löwenstein hoher Behausung, im Schlosse gelegen, die Rede ist.

Die hessischen Geschichtschreiber, welche die im Jahre 1635 von dem baierischen Generale von Brüninghausen in dem Löwensteinischen Grunde verübten Grausamkeiten aufgezeichnet haben, gedenken des Schlosses Löwenstein nicht ausdrücklich, ob sie gleich der nahe gelegenen, mit Feuer und Schwert verwüsteten Orte Zwesten, — eine halbe Stunde von dem Schlosse Löwenstein entfernt, — Ober-Urff, Nieder-Urff, Gilsä u. a. erwähnen. Schwerlich würden die verwüstenden Baiern des nahegelegenen Schlosses Löwenstein geschont haben, worauf sie Beute vermuthen konnten, wenn sie sich dessen bemächtigt gehabt hätten. Eine alte mündliche Sage aber berichtet, „daß es wohl besetzt gewesen, und der Feind es nicht habe einnehmen können", was wir billig dahingestellt seyn lassen. Uebrigens spricht selbst ein vornehmer katholischer Geistlicher, der Bischof Karl Carafa von Aversa im Neapolitanischen, mit Abscheu von den Grausamkeiten und Schandthaten, wovon der Brüninghausische Einfall in das Hessische und Waldeckische begleitet gewesen, wobei er besonders des Löwensteinischen Thals (Löwensteinischen Grundes) namentlich erwähnt *).

*) Carafae Germania sacra restaurata, p. M. 497. Marburger Beiträge, dritter Theil, S. 181.

Noch findet sich in dem von Löwensteinischen Familienarchive eine handschriftliche, von Johann Ludwig von Löwenstein zu Rinteln im Jahre 1701 verfaßte lateinische Tabula genealogica familiae a Loewenstein in Hassia de anno Christi 1200. Hier heißt es unter andern im Eingange sehr schön von dieser alten Familie: — „Satis antiqua, si posteri clari sint virtutibus et bonitate morum. Ille enim apud Deum praeest potior, non quem nobilitas seculi, sed quem devotio fidei et sancta vita commendat." Im Jahre 1248 wurde die Familie von Löwenstein mit einem Lehn zu Frankenau von der Landgräfin Sophie, der Tochter der heiligen Elisabeth, begabt. Um das Jahr 1290 wurde ein Ritter von Löwenstein zu Löwenstein vom Landgrafen Heinrich I, dem Kinde, mit dem Dorfe Kerstenhausen belehnt. Im Jahre 1639 (18. Febr.) belehnte Graf Wolradt von Waldeck den Johann Kaspar von Löwenstein, zum Mitbehuf seines Bruders Wilm und seine namentlich angeführten Vettern, „mit dem Dorfe Nieder-Urff, nebst hergebrachter Gerechtigkeit zu Obern-Urff, dazu mit Römersberg, und der Wüstung Wickersdorf, nebst aller Hoheit, Herrlichkeit und Gerechtigkeit."

Nicht unmerkwürdig ist eine, in dem Löwensteinischen Archive noch vorhandene, gestrenge, und in einem wahrhaft herrlichen Tone abgefaßte, Verordnung von Hartmann, Arnold Ludwig und Wilhelm von Löwenstein, an ihre Hintersassen zu Zwesten, Ober-Urff, Nieder-Urff

und Römersberg, vom Jahre 1616; desgleichen eine, aus jener Zeit herrührende, „Ordnung, wie solche den Löwensteinischen Unterthanen jährlich bei den Rügegerichten vorgelesen wird." Nach der letztern, sollen unter andern „diejenigen nicht gelitten werden, die einer abergläubischen, unchristlichen Religion zugethan sind, oder mit Zauberei, Segensprechen und andern unchristlichen Teufelswerken umgehen, sondern in offene Rüge gebracht und ernstlich bestraft werden." „Alle, die mit Ehebruch und andern unzüchtigen Händeln berüchtigt sind, sollen bei 10 Pf. gerügt werden." Eben diese Strafe erhielt aber auch derjenige, „der etwas verkauft hat, — ohne solches vorher durch den Pfarrherr drei Sonntage proklamiren zu lassen!" Eine sonderbare Schätzung der Vergehungen!

In neuern Zeiten kommen noch mehrere von Löwenstein vor, welche wichtige Militär- und Civilstellen bekleideten, und zu bedeutenden Geschäften, Landtagsverhandlungen u. s. w. gebraucht wurden. Unter andern finden sich von Christoph Dietrich von Löwenstein, geboren 1664, der anfangs Hessen-Homburgischer Rath und Hofmarschall, und nachher freiherrlich Oettingischer geheimer Rath und Oberamtmann war, und im Jahre 1730 starb, manche schätzbare Papiere in dem Familienarchive; auch war er es, der eine, freilich nicht ganz vollständige, gedruckte Stammtafel seiner Familie veranstaltete. Eine noch vorhandene Instruction, von mehreren adeligen Familienhäusern unterzeichnet, für Johann Ludwig von Löwenstein und Bernt

Georg von Lüdder, datirt Ziegenhain, den 6. October 1688, trägt beiden auf, auf dem zu haltenden Landtage „die große Ausnahme der Landmiliz, sonderlich deren neue Vergrößerung, wie solche dem Land und Unterthanen unerträglich wäre, gehörig, der Nothdurft nach, vorzustellen, und darin sich mit den übrigen Mitgliedern zu konformiren." — —

Eine bestimmte Zeit der Zerstörung der alten Burg Löwenstein läßt sich nicht angeben. Wahrscheinlich aber ist es, daß nicht sowohl öftere Befehdungen und wiederholte kriegerische Einfälle, auch nicht die Ausartung dieser Burg in ein Raubschloß, — was bei so vielen andern Burgen der Fall war, — sondern vielmehr Zersplitterung der Stammgüter, Gleichgültigkeit der wirklichen Erben dieses Schlosses, die, mit ihren Gatten, wie es scheint, andere, diesen zugehörige, Wohnsitze bezogen, und den alten Stammsitz verfallen ließen, dessen allmähligen Untergang bereiteten, bis zuletzt, da die Kosten seiner Wiederherstellung zu groß wären, die alles auflösende und zerstörende Zeit den Untergang der stattlichen Ritterburg vollendete. In der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts findet man diese Burg, als bestehend, nicht mehr erwähnt. —

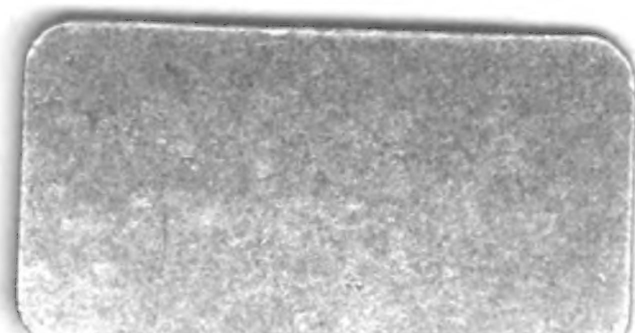
So wie man die Zeit ihrer Erbauung nicht mit Bestimmtheit angeben kann, so liegt auch die urälteste Geschichte des Berggipfels, worauf ihre Trümmer ruhen, in Dunkelheit gehüllt, wiewohl der Anblick dieses Gipfels dem Naturforscher Stoff zu manchen Betrachtungen darbie-

tet. Für den vulkanischen Ursprung des Berges spricht, nach der Muthmaßung eines scharfsinnigen Beobachters *), nicht nur seine abgestumpfte Kegelform, die hier und da entdeckte Lava, die innere Beschaffenheit des Berges, sein Gestein, die mit vegetabilischer Erde oder Torf abwechselnden Steinschichten, die Basette, woraus das Schloß (wie man an seinen Resten sieht) erbaut war, und die, nach dem Urtheile unserer Mineralogen, nichts anders, als eine halbverglasete, sehr solide Lava sind. Daß man auf dem Berge nur eine schwache Vegetation findet, das beweiset nichts gegen den vulkanischen Ursprung desselben; denn ohne Zweifel haben Regengüsse die durch Beimischung vulkanischer Theilchen fruchtbar gemachte Erde durch die Länge der Zeit herabgeschwemmt, indessen der nackte Fels allein stehen blieb. Das umherliegende Thal ist dagegen fruchtbar und anlockend. — — Die reizenden Umgebungen des Löwensteins haben in neuern Zeiten einen würdigen Dichter zu einem sehr anmuthigen Gesange begeistert **).

Dr. K. W. Justi.

---

*) Engelschall, in dem mehrerwähnten Aufsatze.

**) S. Sidonia, oder das realisirte Traumbild. Im Löwensteinischen Grunde, am 13. September 1789; von J. Fr. Engelschall. St. im zweiten Theile seiner kleinen Schriften, S. 397 fg. Die oben erwähnte Beschreibung des Löwensteins von eben diesem Verfasser stand zuerst im Journal von und für Deutschland vom Jahre 1790, 1stes Stück, Seite 3 — 12.

Die diesem Stücke beigefügte Abbildung der Ruinen des Löwensteins, nach einer schönen Zeichnung von Engelschall, läßt in Ansehung des Stichs manches zu wünschen übrig. Außer dieser Beschreibung, und dem, den hessischen Denkwürdigkeiten von mir einverleibten, Aufsatze, findet sich keine besondere Beschreibung des Löwensteins, und die meisten der hier mitgetheilten Nachrichten habe ich aus Urkunden des von Löwensteinischen Archivs geschöpft.